UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

C.
33772

Deutsche

Dichtungen des Mittelalters

in

vollständigen Auszügen und Bearbeitungen.

Von

F. W. Genthe.

Erster Band.

34539
15/8/94

Eisleben 1841.

Verlag von Georg Reichardt.

Druck von J. I. Uckermann in Erfurt.

DER

KÖNIGL. DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

ZU KÖNIGSBERG IN PREUSSEN

WIRD

DIESER ERSTE BAND DEUTSCHER DICHTUNGEN

HOCHACHTUNGSVOLL GEWIDMET

VON

IHREM ORDENTL. MITGLIEDE

F. W. G.

Vorwort.

Ich habe es unternommen, die epischen, erzählenden und moralisch-didaktischen Gedichte des deutschen Mittelalters in vollständigen Auszügen oder Bearbeitungen dem Publikum zu näherer Kenntniss und Theilnahme an der älteren deutschen Litteratur vorzulegen und denke, dass ich damit sowohl Lehrern als auch allen Freunden der deutschen Litteratur einen nicht unwillkommenen Dienst geleistet habe. Meine mehrjährige Beschäftigung mit der Geschichte der Litteratur hat mich gelehrt, dass die Kenntniss der Dichtungen selbst, ihrem Inhalte nach, für Lehrer nothwendig, für alle Lernenden höchst ersprieslich ist. Das Vortragen von Namen und Zahlen und blosse Nachsprechen der Urteile Anderer ist etwas sehr Unfruchtbares und Unerquickliches. Man hat zwar in einigen Büchern angefangen, Auszüge zu geben, aber diese sind so dürftig, dass auch damit nichts gewirkt wird und auf den eigentlichen Charakter gar nicht hingewiesen werden kann. Wenn man aber von allen Lehrern der deutschen Litteraturgeschichte verlangen wollte, dass sie die grosse Anzahl von beachtungswerthen Werken des Mittelalters im Original lesen sollten, so möchten sich dabei gar manche Hindernisse in den Weg stellen, deren hauptsächlichste Mangel an Zeit und an Geld sein dürften.

Helfe ich durch mein gegenwärtiges Unternehmen einem empfindlichen Mangel ab, und veranlasse ich, durch die Bekanntschaft mit dem vollständigen Inhalte, das Verlangen nach Lesung der Orginale von diesem oder jenem Gedichte, so ist mein Wunsch erreicht. Ich denke auch, dass durch meine Arbeit der Gebrauch der altdeutschen Lesebücher, namentlich der bessern, sehr erhöhet werden wird. Ich habe Alles selbst gelesen, was ich bekommen konnte; wo ich andere Arbeiten benutzt habe, was namentlich bei ungedruckten Werken der Fall war, habe ich es angegeben.

Der vorliegende Band und der zu Michaelis nachfolgende zweite umfassen die hauptsächlichsten der einzelnen historischen, legendenartigen und erzählenden Gedichte, Legenden, die Thiersage und die grössern moralisch-didaktischen Gedichte. Sie bilden ein für sich abgeschlossenes Ganze.

Sodann werden, für sich bestehend, folgen die Gedichte der deutschen Heldensage, welche in künftigen Jahre, so Gott will, erscheinen werden, und hieran in zwei Bänden die Gedichte aus den Sagenkreisen von Karl dem Grossen und König Artus sich anschliessen. Mag meine Arbeit eben so freundlich aufgenommen werden, als ich sie in der Absicht, etwas Nützliches und Wünschenswerthes zu liefern, freudig angefangen und fortgeführt habe.

Eisleben, den 27. April 1841.

F. W. G.

Inhalt.

Seite.

I. Beowulf
II. Andreas
III. Helena
} angelsächsische Gedichte 1, 19, 29

IV. Das Ludwigslied. Text und Uebersetzung . . . 29

V. Das Annolied 33

VI. König Rother 49

VII. Herzog Ernst (von Heinrich v. Veldeck, angeblich) . 92

VIII. Herzog Ernst in der Bearbeitung von Kaspar von der Roen 135

IX. Der heilige Georg, von Reinbot von Dorn . . . 141

X. Friedrich von Schwaben 171

XI. Die Kinder von Limburg, von Joh. Sust . . . 181

XII — XIV. Rudolf's von Ems:

1. Der gute Gerhard. 198

2. Wilhelm von Orlens. 223

3. Barlaam und Josaphat 232

XV. Sanct Oswalt's Leben 275

XVI. Die heilige Marina
XVII. Theophilus
XVIII. Zeno
XIX. Brandanus Reisen
} niederdeutsche Gedichte { 301, 307 / 321, 337

XX. Die Sage von Pilatus 351

Seite.

XXI. Landgraf Ludwig von Thüringen (Bruchstücke) 360

XXII — XXVI. Konrad's von Würzburg:

1. Otto mit dem Barte 363

2. Engelhart und Engeldrut 374

3. Die goldene Schmiede (Bruchstücke) . . 381

4. Von der Minne 385

5. Der Weltlohn 390

XXVII — XXVIII. Hartmann's von Aue:

1. Der arme Heinrich 395

2. Gregorius vom Stein 405

XXIX. Der König im Bade (Original) 415

XXX. Gott Amur 420

XXXI. Von Alexander und Aristoteles 434

XXXII. Von der Weiber List 441

XXXIII. Die treue Magd (fälschlich: Studentenglück.) Niederdeutsch 445

XXXIV. Von dem Pfennige 455

I.

Bëowulf.

Angelsächsisches Gedicht aus dem karlingischen Zeitalter.

Zu den ältesten Denkmälern der deutschen Litteratur gehören einige Gedichte in angelsächsischer Mundart, von denen in neuester Zeit drei zugänglicher gemacht sind, nämlich das Lied von Bëowulf, des Wanderers Lied und die Schlacht von Finnesburch, wozu auch noch ein viertes genommen werden kann, welches eine Bearbeitung der Geschichte Judith's ist; aber in Bezug auf Nationalität geringer anzuschlagen. Das Lied vom Wanderer (Weitfarts Lied), welches mit Bëowulf etwa gleichzeitig ist, wurde aus der Exeter Handschrift zuerst von Conybeare herausgegeben; es ist ein dunkeles, aber auch für die Geographie jener Zeit wichtiges Gedicht, welches unter der Form eines Berichts des durch die ganze bekannte Welt umhergezogenen Sängers zusammenstellt, was damals einigermassen von Ländern, Völkern und einzelnen herrschenden Stämmen bekannt war. Wichtiger als mythisches Gedicht ist Bëowulf, aus dem VIII., wenn nicht schon aus dem VII. Jahrh. herrührend, und zuerst in einer fast ganz ungeniessbaren Ausgabe herausgegeben von dem dänischen Staatsrath Grimus Johnson Thorkelin im J. 1815 unter dem Titel: *De Danorum rebus gestis secul. III et IV. Poema danicum dialecto Anglosaxonica.* Mehr trug zum Verständniss des Gedichtes N. F. S. Grundtwig bei durch seine dänische Uebersetzung v. J. 1826 unter dem Titel: *Bjowulf's Drape et Gothisk Helte-Digt fra forrige Aar-Tusinde af Angel-Saxick paa Danske riim.* Sodann waren die Bemühungen der Herren Turner und Conybeare für einzelne Stellen nicht unwichtig, jedoch das grösste Verdienst erwarb sich John Kemble durch seine Ausgabe der zuvorgenannten drei Gedichte im J. 1835, wozu er zwei Jahre später eine englische Uebersetzung mit Glossar, Einleitung und philosophi-

schen Noten herausgab. An dieses Werk schloss sich H. Leo's Schrift: *Bëowulf, dafs älteste deutsche, in angelsæchsischer mundart erhaltene heldengedicht nach seinem inhalte und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet. Ein beitrag zur geschichte alter deutscher geisteszustænde. Halle* 1839. (Das Werk zerfällt in fünf Abschnitte: I. historische Anlehnung, S.1—17; II. mythischer Inhalt — S. 47; III. geographische Angaben des Liedes — S. 60; IV. geneologische Verhältnisse der in dem Liede vorkommenden Helden — S. 63; V. Uebersicht des Inhaltes des Gedichts S. 64—120). An diese letztgenannte Schrift Leo's, so wie an Ettmüllers Recension der Ausgabe und Uebersetzung des Bëowulf durch John Kemble (in den Ergänzungsblättern der Halle'schen All. Litt. Zeitung. Novb. 1839. Nr. 94 u. 95) und an die betreffenden Notizen u. Stellen in W. Grimm's deutscher Heldensage. Göttingen 1829, S. 13—17, lehnt sich der folgende Auszug des Gedichts, welches aus 43 Liedern besteht, von denen jedoch das Ende des 28sten, das 29ste und der Anfang des 30sten fehlt.

Scild Scéfing, welcher zuerst ein armer Mann war, wurde ein mächtiger Held und hatte einen Sohn, Bëowulf, weit berühmt in Scédelanden. Als Scild gestorben war, ward sein Leichnam, wie er selbst gewollt hatte, in ein Boot gesetzt und mit Schätzen und Waffen den Wogen überlassen. (I.) Bëowulf Scilding hatte einen Sohn, Hëalfdene; dieser drei Söhne: Hëorogâr, Hrodhgâr und Halga; eine Tochter: Elan. Unter den Söhnen wird Hrodhgâr berühmt und mächtig, welcher eine prächtige Burg erbauet, die er Hëorot*) nennt. Hier beginnt ein freudiges Leben der Helden, bis ein böses Wesen, Grendel, welches in dem nahe liegenden Sumpfe wohnt, wegen des Gesanges und Getöses dem Häuptlinge feind wird. (II.) Grendel bricht nächtlich in die Halle und tödtet dreissig Helden, setzt seine Mordbesuche zwölf Jahre lang fort und da ihm niemand widerstehen kann, verödet die Halle. (III.) Von dieser Noth hört einer von Hygelâcs Degen, welcher zu helfen beschliesst und mit funfzehn der kühnsten Géaten nach Hëorot

*) Hëorot, d. i. Hirsch, wegen ihrer zackigen Zinnen. Es ist hierunter das von diesem Könige erbaute Rôeskild (Rothschild jetzt deutsch genannt) gemeint.

schifft. Nach eintägiger Fahrt langen sie an und der Küstenwart reitet ihnen entgegen und fragt, wer sie seien. (IV.) Bëowulf antwortet, sie seien vom Géatenvolke und kämen Hëalfdenes Sohne zu Hilfe. Der Küstenwart nimmt ihr Schiff in Verwahrung und geleitet sie, bis sie die Burg sehen. (V.) Die Helden schreiten in die Halle ein, werden von einem Herold befragt, wer sie seien, und bei dem Könige angemeldet. (VI.) Hrodhgâr sagt, er kenne Bëowulf, es sei Ecgthêows Sohn, welchem Hrêdhla, der Géate, seine einzige Tochter zur Ehe gegeben; er habe die Stärke von dreissig Männern und werde eine gute Hilfe gegen Grendel sein. Die Helden werden bewillkommnet und Bëowulf nimmt das Wort und spricht: „Er habe von Grendels Verwüstungen gehört und da er sich früher schon im Kampfe mit den Eoten (Jötun — die riesenhaften Ureinwohner des Landes) und Nikeras (Seeuntiere) versucht und andere Heldenthaten vollbracht, so wolle er auch Grendel bezwingen, und, da dessen Haut allen menschlichen Waffen Widerstand leiste, ihn ohne Schwert und Schild bekämpfen. Komme er selber um, so solle ihn Hrodhgâr bestatten und seinen Panzer, ein Werk Welands, an Hygelâc zurücksenden.“ (VII.) Hrodhgâr rühmt Bëowulfs Vater und spricht von dem Schaden, den ihm Grendel gethan hat. Bëowulf soll sich zur Mahlzeit setzen und thun, wozu ihn sein Gemüt treibe. Es wird den Géaten eine Bank eingeräumt, Würze eingeschenkt und der Sänger beginnt ein heiteres Lied. (VIII.) Hûnferdh, Ecglâfs Sohn, fing aus Neid ein streiterregendes Gespräch an, indem er Bëowulf vorwarf, dass er Grendeln bestehen wolle und sich doch von Brëcca habe in einem Wettschwimmen besiegen lassen. Bëowulf vertheidigte sich, indem er den Hergang erzählte: wie ein Nordsturm sie aus einander getrieben, nachdem sie fünf Tage und fünf Nächte zusammen geschwommen; Seeungeheuer hätten ihn angegriffen, gegen die er sich mit dem Schwerte vertheidigt; (IX.) manchen heissen Kampf hätte er zu bestehen gehabt, bis ihn die See an die Küste von Finnland getragen.

Wäre Hûnferdh so tapfer, warum habe Grendel so viel Gräuel anrichten können? Er aber, Bëowulf, wolle es mit dem bösen Geiste aufnehmen.

Da war der König froh, und seine Gemalin trat herein und reichte allen Helden den Methbecher; als sie zu Bëowulf kam, grüsste sie ihn und der Kampfheld erneuerte seine Verheissung. Darauf erhoben sich die Mannen und der König liess den Géaten zurück in der Halle, und versprach ihm, wenn er das Heldenwerk vollbringe, alle seine Wünsche zu erfüllen. (X.) Die Seehelden hatten sich alle zur Ruhe begeben; Bëowulf aber legte die Rüstung ab, denn er wollte Grendeln mit der Stärke seiner Hände bezwingen, und sprach, ehe er sich auf die Polster legte: „Ich halte mich nicht für geringer im Kampfe als Grendel, deshalb will ich ihn nicht mit dem Schwerte bekämpfen, obwohl ich es könnte. Der weise Gott, der heilige Herr, wird dem Ruhm geben, für den er ihn passend hält.

(XI.) Aus dem Sumpfe stieg, nebelumhüllt, Grendel; er hoffte in der hohen Halle einen zu fangen. Wild zog er unter den Wolken hin nach dem geschmückten Saale. Er riss zornig die Thür auf und sein Gemüt lachte, als er so viele Männer erblickte. Er ergriff einen, biss ihn todt, trank sein Blut aus den Adern und verschlang ihn. Darauf fasste er Bëowulf; aber er ward bald inne, dass er es mit einem starken Kämpfer zu thun hatte, und wollte aus Furcht entfliehen. Bëowulf packte ihn vest; aber der Eoten riss sich los, um nach seinem Sumpfe zu entkommen, denn er hatte an dem Griffe des Helden Stärke erkannt. Allein dieser fasste ihn von neuem und es erhub sich ein so gewaltiges Ringen, dass die Halle erbebte und zusammenzustürzen drohete. Die Dänen ergriff Furcht, als sie das Kampfgeschrei hörten. (XII.) Lebendig wollte Bëowulf das mordgierige Ungeheuer nicht entlassen, daher hielt er ihn vest, bis er ihm im Ringen den Arm an der Achsel ausriss, worauf Grendel todeswund in seinen Sumpf floh.

(XIII.) Am Morgen kamen alle Führer der Gefolgsabtheilungen nach der Halle. Bëowulf legte den ausgerissenen Arm als Siegeszeichen vor, und die Helden verfolgten die Blutspur bis zum Sumpfe, der noch roth war von dem Blute des Unthiers. Bëowulfs Ruhm ward erhoben, doch setzten sie darum Hrodhgär nicht herab, denn er war ein guter König. Als sie nach der Königsburg zurückritten, liessen sie auf ebenem Gefild bisweilen die falben Rosse wettrennen, zuweilen flocht der sangeskundige Dienstmann des Königs Bëowulfs Unternehmung durch das Lied.

Er hub an *):

Bëowulfs Fahrt mit Verstand zu berichten
Und mit Fleiss zu ordnen die Erzählungen,
Mit Worten zu wechseln. Etwas sang er,
Was er von Siegemund hatte sagen hören,
Viel Unbekanntes von dessen Heldenthaten,
Walsings Kriege in fernen Ländern,
Wovon die Menschenkinder gar nichts wussten,
Kämpfe und furchtbare Thaten. Nur Fitela (war) bei ihm.
Nun wollte er davon erzählen,
Wie Oheim und Neffe allezeit waren
Bei allen Menschen Nothgestallen.
Sie hatten viele aus dem Eotengeschlechte
Mit Schwertern niedergehauen. Dem Siegemund entsprang
Nach dem Todestag daraus nicht geringer Ruhm,
Dass der streitkühne den Wurm getödtet hatte,
Den Wächter des Horts. Unter grauem Stein
Wagte der Edle allein
Die tapfre That; nicht war Fitela bei ihm.
Doch ihm glückte, dass das Schwert durchbohrte
Den furchtbaren Wurm, dass es in der Mauer stand,
Das herrliche Eisen; Drache an der Wunde starb.
Der elende war in Tod versunken,
So dass Siegemund sich des Schatzes bemächtigen konnte
Nach seiner Lust. Das Seeboot er belud,
Trug in den Schoos des Schiffes die leuchtende Zier
Der Sohn Walses; der Wurm heiss zerschmolz.
Er war der Recken weitberühmtester

*) s. W. Grimm: die deutsche Heldensage, S. 15.

Unter den Menschenkindern, der kämpfenden Zuflucht.
Durch tapfere Thaten er sich früh Ruhm erwarb.

Nach Siegemund kam Heremod, aber dieser ward in der Eoten Gewalt gegeben, und seinen unglücklichen Kriegszug betrauerte wohl mancher kräftige, einsichtsvolle Mann, welcher wünschte, dass der Königssohn gedeihen möchte. Bëowulfs Ruhm ward nun aber viel höher erhoben.

Während jene die Strasse hinritten, ging mancher Dienstmann zur Halle, um das Wunder zu schauen. Auch der König kam von seinem ehelichen Gemache, und mit ihm die Königin nebst ihren Frauen. (XIV.) Hrodhgâr sprach seinen Dank gegen den Sieger aus, gelobte, ihn als Sohn anzusehen und ihm alle Wünsche zu erfüllen, die in seiner Macht ständen. Die Mannen besahen inzwischen Grendels Hand, an deren Finger die Nägel wie Stahl waren. (XV.) Darauf wurde die, durch den nächtlichen Kampf beschädigte, Halle gesäubert und geschmückt und der König kam mit grossem Gefolge zum Feste. Dem Bëowulf gab er ein goldenes Helmkleinod, einen Helm, Panzer und ein vortreffliches Schwert. Auch liess er acht Rosse in den Saal bringen; auf einem war des Königs reichgeschmückter Kriegssattel. Rosse und Waffen schenkte er dem Helden. (XVI.) Auch Bëowulfs Gefährten erhielten Geschenke und für den durch Grendel Getödteten wurde Gold gezahlt. Darauf erhob sich Musik und Gesang vor den Schlachtführern; die Harfe ward gegrüsst und des Königs Sänger sang von den siegreichen Kämpfen gegen die Friesen und der Sühne und (XVII.) Fin's, des Friesenkönigs, Tode im eigenen Hause. Das Lied war gesungen; Fröhlichkeit erhob sich, die Schenken reichten Wein aus herrlichen Gefässen.

Die Königin kam herein, die goldene Krone auf dem Haupte, bot dem Gemal den Methbecher und ermahnte ihn zu freundlicher Rede und Freigebigkeit gegen die Gëaten, da Hëorot wieder sicher sei. (XVIII.) Darauf ging sie zu Bëowulf, der bei ihren Söhnen sass, und bot

ihm den Becher, verehrte ihm zwei Armringe von gewundenem Golde, einen Mantel und einen kostbaren Halsring und sprach: „Brauche diesen Ring, theurer Bëowulf, gesund und dieses Kleid dazu; ertheile diesen jungen Männern weisen Rath; sei meinen Söhnen gewogen.“ Darauf ging sie zu ihrem Sitze. Die Männer tranken bis der Abend kam, dann begab sich der König zur Ruhe und viele von den Edlen blieben, wie sonst, zum Schlafen im Saal; ihre Waffen hingen über ihnen. (XIX.) Sie sanken in Schlaf. Einem aber kam seine Nachtruhe theuer zu stehen; denn Grendel's Mutter, aus Schmerz über ihres Sohnes Tod, wollte Rache nehmen. Sie kam in die Halle; allein die Dänen erwachten und griffen nach den Waffen, dass sie fliehen musste; doch packte sie einen der Helden und riss ihn mit sich fort. Geschrei erfüllt Hëorot; die Sorge war erneuet und der weise König in grossem Kummer. Mit Tagesanbruch wird Bëowulf zum Könige abgeholt, den er fragt, ob er die Nacht wohl zugebracht habe. (XX.) Hrodhgâr antwortete: „Frag' nicht nach meinem Wohle, denn mein Vertrauter und Rathgeber Aschere ist todt. Ein böses Wesen tödtete ihn. Grendel ist todt, nun ist ein anderer gekommen. Meine Leute hier im Lande haben mir gesagt, dass sie zwei fremdartige Wesen um die Sumpfwohnungen wahrgenommen haben. Sie lebten in den unzugänglichen Theilen des Landes und selbst der starke Hirsch wird, wenn ihn die Hunde jagen, lieber sein Leben aufgeben, als sich in jener Gegend bergen. Alle meine Hoffnung ruht auf dir, obschon du den Ort nicht kennst, wo der Unheilvolle weilt. Suche ihn, wenn du Mut hast, und ich will es dir mit Ehrengeschenken lohnen, wenn du davon kommst.“ (XXI.) Bëowulf tröstete den König, versprach den Feind aufzusuchen und zu bekämpfen. Da stieg der König mit seinen Mannen zu Ross und sie zogen über die Gefilde, durch den dunkeln Sumpf, zwischen den Felsenhängen hindurch am abschüssigen Vorgebirge, bis sie in den Föhrenwald kamen, der über trübem Gewäs-

ser stand. Da fanden sie auf einer Klippe am Meere Ascheres Kopfpanzer liegen, das Gewässer war voll Blut. Sie gaben mit dem Horne schauerliche Zeichen. Die Meerungeheuer, welche sie in den Fluten sehen, entfliehen bei dem Hörnerschall; eines derselben wird jedoch von Bëowulf durch einen Pfeilschuss erlegt und von den Dänen mit ihren Eberspiessen an das Land gezogen. Darauf macht sich Bëowulf bereit, gewappnet in die Tiefe zu tauchen. Hûnferdh, welcher der früher im Weinrausch gesprochenen Worte nicht mehr gedachte, lieh dem Helden einen Dolch, der im Schlachtenblute gehärtet war, da er selber sich nicht in die Tiefe wagte. (XXII.) Nachdem Bëowulf seine Genossen der Gunst des Königs empfohlen, wenn er etwa in dem Kampfe fallen sollte, und ihn gebeten, in solchem Falle die, ihm gemachten, Geschenke an Hygelâc zu senden, stürzt er sich in das Gewässer. Er sinkt lange hinab; aber ehe er den Boden erreicht, bemerkt ihn das grimmige Wesen, packt ihn mit scharfen Griffen und reisst ihn in die Tiefe. Allein die scharfen Finger des Dämons können den, durch seine Rüstung geschützten, Helden ebensowenig verlezzen als die Bisse der Seeungeheuer. Endlich sah er sich in einer Höhle, sie war gewölbt und Wasser konnte nicht hinein; ein Feuer verbreitete hellen Schein und er erblickte die Verfluchte der Tiefe. Alsbald gab er ihr einen mächtigen Stoss mit dem Dolche; da er aber sah, dass die Schlachtenflamme nicht beissen wollte, warf er sie erzürnt auf die Erde und verliess sich auf die Stärke seiner Fäuste. Das Meerweib packte ihn aber auch mit heftigen Griffen, gegen die er nichts vermochte. Er fiel hin und sie zog ihr breites scharfschneidiges Messer, den Sohn zu rächen. Sein Kettenpanzer und Gott, der Siegsverleiher, schützen ihn. (XXIII.) Da erblickte er in der Höhle ein altes zauberisches Schwert, ein Werk der Riesen. Das ergriff er und hieb ihr nach dem Hals, dass es durch Mark und Bein drang und sie hinfiel. Die Flamme in der Höhle leuchtete auf und erhellte den ganzen Raum.

Bëowulf erblickte Grendels Leichnam und hieb ihm rachlustig das Haupt ab. Die Helden, welche mit König Hrodhgâr die Fluten beobachteten, sahen den Blutstrom aufsteigen und glaubten, dass Bëowulf umgebracht sei. Bis zum Nachmittag hatten sie gewartet, da kehrte König Hrodhgâr traurig heim; aber Bëowulfs Genossen blieben und erwarteten ihren Herrn. Bëowulf nahm von den vielen Kleinoden aus der Höhle nur den Kopfpanzer mit und den Griff des Schwertes, denn die Klinge war durch das Giftblut weggeschmolzen; auch Grendels Haupt nahm er mit und tauchte aus der Tiefe empor und schwamm an das Land. Seine Leute gingen ihm entgegen und dankten Gott, dass sie ihn gesund wieder sahen. Sie nahmen ihm die Rüstung ab, trockneten ihn von dem blutigen Wasser und zogen zur Königsburg. Mühsam schleppten sie den schweren Kopfpanzer und vier trugen Grendels Haupt an einer Stange.

(XXIV.) Bëowulf übergab dem Könige Grendel's Haupt; erzählte ihm den Verlauf des Kampfes und schenkte ihm den Schwertgriff. Hrodhgâr beschauete das Werk der Riesenkunst, worauf geschrieben stand der Ursprung des uralten Kampfes, nach welchem das Meer die Riesen verschlang. Auch stand in Runenbuchstaben auf dem goldenen Griffe, für wen das Schwert zuerst gearbeitet worden. Hrodhgâr erhob Bëowulfs Ruhm, wegen seiner Ausdauer, Tapferkeit und Klugheit; er ermahnte ihn, mit dem Wunsche, dass er lange für seines Volkes Wohl lebe, (XXV.) nicht übermüthig zu werden, denn sonst komme leicht Unglück. Er, Hrodhgâr, habe lange glücklich über die Dänen geherrscht, da sei plötzlich Grendel sein furchtbarer Hausgenosse geworden. Nun aber danke er Gott, dass ihm dieser im Alter noch vergönne, Grendels Kopfpanzer, befleckt von seinem Blute, zu schauen. Bëowulf möge seinen Platz jetzt wieder einnehmen und sich des Mahles freuen. Als die Nacht kam, begaben sich alle zur Ruhe; Bëowulf wurde in ein hohes goldgeschmücktes Gemach geführt, wo für alle seine Be-

dürfnisse gesorgt war. Als der schwarze Rabe fröhlich den Aufgang des Lichtes verkündigte, erhoben sich die Helden eilig und schickten sich zur Heimkehr an. Als sie bereit waren, kam Hrodhgâr zu ihnen. (XXVI.) Bëowulf nahm Abschied und sagte zum Könige, dass er stets seiner Hilfe gewärtig sein könne, wenn ihm irgend Gefahr drohe. Hrodhgâr dankte und rühmte die wohlgesetzte und kluge Rede Bëowulfs, hinzusetzend, dass die Géaten nach Hygelâc's Tode keinen bessern König würden finden können. Zwischen Dänen und Géaten solle in Zukunft stets Freundschaft statt finden und der innere Hass aufhören, der sie früher getrennt habe. Darauf umarmte und küsste der greise König den Helden und entliess ihn und seine Genossen mit reichen Geschenken zu ihren Schiffen. (XXVII.) Der Küstenwart, welcher die Männer zurückkehren sah, begrüsste sie und brachte sie zu ihrem Fahrzeuge, in welches sie die erhaltenen Geschenke einschifften und, nachdem Bëowulf dem Hüter ein Schwert mit goldenem Griff verehrt hatte, stiessen sie vom Lande. Das Segel schwoll und sie vollendeten bald die Fahrt. Der Küstenwart, welcher lange nach ihnen ausgesehen, war gleich zur Hand. (XXVIII.) Bëowulf, der kräftige Held, stieg an das Land, als die Sonne hoch im Mittag stand. König Hygelâc erfuhr bald die Ankunft der Helden und liess die Halle rüsten. Er begrüsste den kühnen Kämpfer, fragte nach seinen Begegnissen und freuete sich, ihn gesund wieder zu sehen. Bëowulf erzählt kurz die Besiegung Grendel's und rühmt Hrodhgâr's gastliche Aufnahme und Freigebigkeit. Hygelâc's Gemalin schenkte Meth ein.

(Hier fehlt der Schluss des 28. Liedes, das ganze 29. und der Anfang des 30.)

(XXX.) Bëowulf sprach von den Verhältnissen der Dänen und der von diesen besiegten Heádhobearen und sagte, dass der Friede zwischen beiden nicht von Dauer sein werde; erzählte danach auch den Kampf mit Gren-

dels Mutter zu Ende. (XXXI.) Alle Geschenke, die er erhalten hatte, liess er herein bringen und gab sie dem Könige und dessen Gemalin. Der König aber liess ihm ein köstliches Schwert hereinbringen und schenkte ihm das, dazu Ländereien, ein Haus und einen Fürstenstul. Hygelâc und Bëowulf waren beide Erben des Landes, aber jener war näher. Als in der Folge Hygelâc und Heardrede, sein Sohn, im Kampfe fielen gegen die Scylfingen, erhielt Bëowulf das grosse Königreich und regierte es funfzig Jahre als ein angestammter Schützer des Landes, bis ein Drache, der in Haufen Schätze und den Steinberg, zu welchem unbekannte Wege führten, bewachte, Gewalt übte in dunkeln Nächten.

(XXXII.) Ein Mann, dessen Blutsfreunde sämmtlich gestorben waren, hatte den Schatz in die Höhle getragen und als er gestorben war, fand ihn der Drache und hütete ihn an dreihundert Jahre. Da entdeckte ein Mann, der Frieden suchen musste vor seinem Herrn, den Schatz, nahm einen goldenen Becher davon und trug ihn zu seinem Herrn. Als der Drache erwachte, merkte er, dass er beraubt war, suchte die Witterung, roch die Fussspur und verfolgte den Fliehenden. Der Mann entkam aber glücklich. Voll Zorn erwartete der Drache die Nacht und brach dann, Feuerflammen speiend, heraus. Schrecklich war der Anfang dieser Begebnisse; traurig das Ende, weil der Fürst dabei seinen Tod fand.

(XXXIII.) Der Drache spie Feuer und verbrannte die Herrnhäuser. Zu Bëowulf kam die Botschaft, dass sein eigenes Königshaus in Flammen stehe; da war er betrübt und fürchtete, dass er den ewigen Gott möchte erzürnet haben. Bëowulf beschloss, den Drachen zu bestehen und liess sich dazu einen ganz eisernen Schild machen; denn ein Lindenschild konnte gegen solchen Feind nichts helfen. Der König war zu stolz, mit einer Kriegerschaar auszuziehen, er wollte den Kampf allein bestehen, da er ja Grendel und dessen Mutter glücklich besiegt hatte. Auch der Kampf in der Friesenschlacht,

in welcher Hygelâc fiel, war für Bëowulf nicht kleiner gewesen, er allein rettete sich damals über die See zu seinem Volke, welches ihm auch die Krone anbot; aber er schützte Hygelâc's Sohn, bis dieser heranwuchs, und erst seit Heardrede gegen die Schweden kämpfend fiel, sass er auf der Gëaten Thron. (XXXIV.) Bëowulf rächte damals die Gefallenen und bestand glücklich alles drohende Unglück bis auf den Tag, wo er selb dreizehnt zornig auszog, den Drachen zu bekämpfen, mit welchem zugleich zu fallen ihm bestimmt war. Der Dreizehnte war der Mann, welcher den Schatz entdeckt und den Becher zu Bëowulf gebracht hatte; er zeigte nur widerstrebend den Weg. Als der Fürst die Höhle des Drachen erblickte, setzte er sich auf das Vorgebirge und sagte seinen Herdgenossen Lebewohl. Er war bekümmert und von Todesbestimmung getrieben.

Er sprach *):

Viele Kämpf' ich bestand in der Kraft der Jugend,
Viel Orlogzeiten, der aller gedenk' ich! —
Ich war siebenjährig als mich der Soldaustheiler,
Der Fürst der Völker, meinem Vater entnahm.
Mich hielt und hegte Hrethel der König,
Gab mir Sold und Nahrung, der Sippschaft gedenkend.
Nicht war ich im Leben ihm ein leiderer Mann
Im Saal irgendwo als der Söhne Einer,
Herebeald und Hädhkyn oder mein Hygelâc.
Dem ältesten ward ungeziemlich
Durch Mages [1]) Thaten Mord bereitet,
Als Hädhkyn ihn, seinen holden Gebieter,
Mit harter Strale [2]) vom Hornbogen fällte.
Wissend das Merkziel seinen Mag er erschoss,
Bruder den andern, mit blutigem Gere.
Das war soldlos Gefecht, sündlicher Frevel!
Düster sass Hrethel und dennoch musste
Der Edling ungerochen vom Alter scheiden.
So gramvoll ist es greisem Manne
Das Ja zu sprechen, dass sein junger Sohn

*) Die folgende metrische Uebersetzung ist von Ettmüller in der Halleschen Litt.-Zeitung, Nov. 1839, Nr. 94 und 95 gegeben.

1) Mag = Verwandter. 2) Strale = Pfeil.

Am Galgen reite: Dann gellet er Klage,
Sehrenden Sang, wenn der Sohn ihm hanget
Den Raben zur Reizung, und er ihm Rettung nicht kann,
Alt und unkräftig, einige bringen.
Gemahnet er wird der Morgen jeden
An Abkömmlinges Ausgang. — Erbes Pfleger
Hoffet er nimmer im Hause innen
Andre zu erwarten, wenn der Eine hanget,
Durch Todes Gewalt der Thaten beraubt.
Sorgbang sieht er in Sohnes Hause
Den Weinsaal wüste, nun Windes Lager,
Geräusches beraubt — Der Recke schläft,
Der Held, im Hügel —: Da fehlt Harfenklang,
Sang in den Sälen, wie er sonst da hallte.
(XXXV.) Geht dann zu Gesängen, Sorglieder ruft er,
Eines nach dem andern; zu räumig ihm Alles dünkt,
Welt und Wohnstätte. — So Westvolkes Schirm
Nach Herebealde, Herzenssorge,
Die wallende, trug; wollte doch nimmer
An den Hauptmöder den Hass versühnen.
Nicht drum eher diesen Kampfmann kränken er mochte
Mit leiden Thaten, ob er ihm auch lieb nicht war.
Mit dieser Sorg' er da, seit dieser Schmerz ihn traf,
Die Weltlust aufgab, erkor des Waltenden Licht,
Der Abkunft lassend, wie Odalmann [1]) thut,
Land und Leutburg, als er vom Leben schied.
So kam Schwertes Schwand [2]) Sweónen und Géaten,
Ueber's weite Wasser Wutkampf gemeinsam,
Harter Heergrimm seit Hrethel starb,
Bis ihnen Ongentheówes Abkommen waren —
— — — — — — — (Lücke.)
Die frommen Frischherzigen Frieden nicht wollten,
Ueber's Haff [3]) sie holten, sondern bei Hreósnaburh
Eislichen [4]) Anfall auf sie thaten.
Das kann fürder mein Freund verkünden,
Fehde und Frevel, wie's erfahren ward. —
Doch der andre seinen Odem erwarb
Mit hartem Kaufe: Hädhkyne ward,
Dem König der Géaten, Kampf erwecket. —
Da ich am Morgen vernahm, dass Mag den andern
Mit Schwertes Schneide schwer verletzte,

1) Freigutbesitzer. 2) Verlust, Tod durch das Schwert. 3) Meer. 4) Schrecklich.

Wo Ongentheow Eofaren suchte; —
Der Gundhelm [1]) zerglitt (der greise Scylfing
Fiel bleich), den Todesschwung er nicht hemmte. —
Die Mieten [2]) ich ihm, die er mir spendete,
Vergalt im Gerkampfe, wie's vergönnt mir war
Mit lichtem Schwerte. — Einst er Land mir gab,
Grund, Odalwonne [3]). — Nicht war ihm das Noth,
Dass er bei Gifthen oder bei Gerdänen,
Oder im Sweónenreiche suchen durfte
Schlechteren Schlachtkühnen mit Schätzen kaufen.
So ich in der Feldschlacht zuvorderst wollte,
Einzeln im Angriff, und bis in's Alter will ich so
Streit vollbringen, weil dieser Stahl dauert,
Der mir eher und seit oft geholfen,
Seit ich aus Tapferkeit dem Tagraben [4]) ward,
Hugen dem Helden, zum Handtödter. —
Diesen Fechtschmuck nicht dem Friesenkönige,
Die Brustzierden er bringen sollte,
Sondern im Kampfe fiel des Kumbels [5]) Wächter,
Der Stolze in Stärke: nicht dem Stahle fiel er,
Sondern Hild [6]) ihm griff des Herzens Wellen,
Das Beinhaus [7]) brechend. — Nun soll der Barte Schärfe,
Die Hand und das Heerschwert um den Hort streiten."
Bëowulf redete, der Gebieter sprach
Zum letzen Male: „Ich erlebte viel
In der Jugend Kämpfe; jetzt nun will ich
Ein fruter [8]) Volkwart [9]) Fehde suchen,
Lob erwerben, wenn der Landschade [10]) mich
Vom Erdensaale [11]) her aussen suchet."
Da begrüsste die Géaten alle
Der liebe Landfürst zum letzten Male,
Die süssen Gesellen: „Wollte Schwert nicht tragen,
Waffen gen dem Wurme, wüsste nur ich,
Wie die Ungethüme anders ich möchte
Mit Grimm ergreifen, wie ich einst wider Grendeln that;
Aber hier wähn' ich heisses Hadefeuer [12]),
Wut und Eitergift: drum auch ich an mir habe
Bord [13]) und Brinne [14]); will nicht von Berges Hüter,
Dem Feinde, mich fernen mit des Fusses Enden,
Sondern uns werd am Walle, wie's uns Wyrd [15]) bestimmt,

1) Kampfhelm. 2) Lohn, Geschenk. 3) erfreuender Landbesitz. 4) Held. 5) Helm. 6) Kriegsgöttin. 7) Leib. 8) alt, weise durch das Alter. 9) König. 10) Landschädiger. 11) Höhle. 12) Kampffeuer. 13) Schild. 14) Rüstung. 15) Schicksalsgöttin.

Aller Menschen Meister. — Ich bin am Mute stark,
Dass ich diesen Kampfschweibler [1]) kühn bestreite. —
Harret ihr am Hügel, Heerwatträger,
Krieger im Kampfkleid, wer kecklicher dürfe
Nach dem Walsturme [2]) der Wunde genesen
Unser beider. — Nicht ist das euer Werk,
Noch mässliches Manns, nur mein des Einen,
Dass wider dieses Scheusal ich den Schild erhebe
Kriegerthat übe: Mit Kraft will ich
Das Gold erwerben, oder Gund [3]) entreisset,
Die freche Ferchbrecherin [4]), den Fürsten euch."

Darauf erhob sich der Held mit seinem Schilde und schritt in das Steingeklüft. Ein Feuerstrom kam ihm entgegen, dass er nicht zum Schatze dringen konnte. Er redete zornige Worte und liess die Schlachtenstimme in das Gestein hinunterschallen, dass die Wut des Unthiers erregt ward. Der Kampf begann. Der Géatenfürst barg sich hinter seinem Schilde, der ihn aber weniger schützte, als er erwartet hatte. Er zuckte das Schwert und that einen Hieb, dass die Scheide stumpf ward auf dem Gebeine des Thiers, welches dadurch zu noch grösserer Wut entbrannte und in den Flammen, die es spie, den Helden ganz einhüllte. Zum zweiten Male fuhren sie auf einander; Bëowulf hatte einen harten Stand, er ging dem Tode entgegen. Sein Gefolge war nicht um ihn; sie flohen zum Walde, ihr Leben zu retten. Nur einen unter ihnen ergriff Kummer das Herz und er gedachte der Pflicht der Blutsfreunde. (XXXVI.) Wigláf hiess er, er sah seinen Herrn in der Kampfglut und war eingedenk der erhaltenen Gabe. Er schwang den Lindenschild und zuckte das cotenische Schwert, eine alte Kriegsbeute, ermahnte die Genossen, sie an die erhaltenen Gaben des Königs und an ihre eigene Ehre erinnernd, ihm zu folgen und dem Herrn beizustehen, der diessen Kampf nicht allein kämpfen könne, drang durch den Kampfrauch und forderte Bëowulf auf, sich mutig zu wehren, er stehe nun bei ihm. Kaum hatte er das gesagt, als der Wurm wieder kam,

1) der fliegend Kämpfende. 2) Kampf. 3) Kriegsgöttin. 4) Zerstörerin des Lebens.

seinen Feind anzugreifen. Die Flamme verbrannte Wigläfs Schild bis auf den Eisenrand, auch der Panzer schützte nicht genug; der junge Held trat mit hinter Bëowulfs Eisenschild. Bëowulf schlug gewaltig mit seinem Schwerte Nägling auf des Wurmes Haupt, aber das Schwert zersprang von dem Schlage; denn des Helden Kraft war so gross, dass durch die Heftigkeit der Hiebe er alle Schwerter zerschlug. Da griff er den Drachen, als er wieder auf ihn zufuhr, mit den Händen, so dass ihn des Drachen Blut überströmte. (XXXVII) Wigläf, welcher seinem Verwandten Hilfe brachte, griff das Unthier tapfer mit dem Schwerte an, dass das Feuer nachliess, aber seine Hand wurde verbrannt. Der König ermannte sich und mit dem Kampfmesser, welches er über dem Panzer trug, schnitt er den Wurm mitten durch. So erlegten die Edlen den Feind.

Aber die Wunde, welche Bëowulf vorhin durch den Drachen bekommen, fing nun an zu brennen und zu schwellen. Der Held fühlte das Gift wirken, ging zur Bergwand, setzte sich auf einen Stein und betrachtete die Höhle. Wigläf labte seinen Herrn mit Wasser und suchte ihn gesund zu machen. Bëowulf sprach über seine Todeswunde; er wusste wohl, dass seine Lebensfrist abgelaufen war, doch konnte er freudig sterben, da er stets recht gehandelt, seines Volkes Bestes befördert und ihm keine Sünde vorgeworfen werden konnte. „Gehe nun, sprach er, treuer Wigläf, in den Fels und hole den Schatz heraus, damit ich mich an seinem Anblicke noch erfreuen kann.“

(XXXVIII.) Wëoxstans Sohn gehorchte; er schritt gepanzert unter den Felsen, sah des Drachen Lager und eine Menge von edlen Steinen, Gold und Kostbarkeiten; in früherer Zeit gefertigt. Er belud sich eilig mit Kleinodien und kehrte rasch zum Herrn zurück, damit er ihn noch lebend finde. Er fand den mit Blut überlaufenen Fürsten ohnmächtig und besprengte ihn mit Wasser, bis er wieder zu sich kam. Bëowulf sprach: „Für alle die Kleinode, die ich hier schaue, sage ich dem ewigen Fürst

Dank, dass ich sie durch meinen Tod für meinen Volksstamm erwerben durfte. Ich muss nun von hinnen. Lasst mir auf dem Vorgebirge den Leichenhügel errichten nach dem Leichenbrande; einen hohen Hügel zum Angedenken für mein Volk und für die Seefahrer.“ Er nahm vom Halse einen Goldring und gab ihn dem jungen Kriegshelden. Den goldenen Helm, Armring und Panzer hiess er ihn wohl brauchen und sprach: „Du bist der letzte Spross unseres Geschlechtes, der Wämundinge; alle meine Verwandten, die kräftigen Edeln, hat das Schicksal dahin gerafft; ich soll ihnen nun nachfolgen.“ Das war des Greises letztes Wort. (XXXIX) Da betrauerte der junge Mann den Helden, der nun da lag, nicht fern von seinem Mörder und seines Schatzes nicht mehr froh werden konnte. Nun kamen auch die feigen Gefolgsmänner aus dem Walde, schamerfüllt, zurück und Wigläf, welcher bei dem Todten sass und ihn mit Wasser wusch, um ihn in das Leben zurück zu bringen, schalt sie mit zürnenden Worten über ihre Feigheit, dass sie dem freigebigen Herrscher nicht beigestanden, und sagte ihnen, dass sie keine Geschenke mehr erhalten, dass alle Glieder ihrer Verwandtschaft das Landrecht verlieren würden, wenn die Edelinge von ihrer schandbaren Flucht hörten. Besser sei der Tod einem Edelgebornen als solches Schmachleben.

(XL.) Wigläf schickte Botschaft hinauf in die Hofburg, wo die Edelinge sassen und auf die Heimkehr ihres Fürsten traurig harrten. Der Bote erzählte, wie sich alles begeben, wie Bëowulf todt sei und Wigläf bei dem Todten sitze. Nun dürfe auf Krieg mit Franken und Friesen zu rechnen sein, wenn Bëowulfs Fall bekannt würde. Auch den Schweden sei nicht zu trauen und wer werde sie nun schützen, da der Mächtige todt sei. (XLI.) Er erinnerte an die früheren Kämpfe des Helden gegen die Schweden und forderte dann auf, den Scheiterhaufen des Königs zu rüsten; Geschenke dürfe niemand mitbringen, weil in der Höhle so unzählbare Kostbarkeiten seien, welche der Held noch durch seinen Tod ersiegt.

Die ganze Mannschaft erhob sich; traurig kamen sie zum Adlervorgebirge, wo der freigebige Fürst entseelt auf dem Sande lag. Sie sahen auch den Wurm auf dem Platze, wie er fünfzig Fuss lang da lag in seinem Lager· Becher, Krüge, Schüsseln und andere Kostbarkeiten standen und lagen bei ihm. Der Schatz war mit Zauber umwunden, und nur der konnte hinzu, dem Gott es gestattete.

(XLII.) Wigläf sprach nun zu den Männern von dem letzten Willen und den Worten des Königs. Dann hiess er eine Bahre anfertigen, das Holz zum Scheiterhaufen herschaffen, Rüstungen und Kampfthiere besorgen und liess viele umwohnende Gefolgsmänner dazu aufbieten. Sodann nahm er acht der besten Helden aus dem Gefolge und zog mit ihnen in die Höhle, wo nun die Schätze unbewacht lagen. Sie trugen alles heraus und luden es auf Wagen; das Ungeheuer aber ward auf die Klippe gezogen und in das Meer gelassen.

(XLIII.) Als der Scheiterhaufen bereitet war mit Helmen und Rüstungen, legten sie den König darauf, zündeten das Leichenfeuer an und beklagten den Tod des Helden. Sie erhoben einen hohen Hügel, dass ihn die Seefahrer weit sehen konnten. Ringe, köstliche Siegelsteine und andere Schätze thaten sie hinein. Dann ritten zwölf Edelinge um den Hügel, sie sprachen und sangen zu seinem Preise, wie es recht ist, dass man den Herrn im Tode loben soll. So betrauerten die Stammhäupter der Géaten ihren theuern Herrn, und sie sagten, dass von allen Königen der Welt er der freundlichste und freigebigste gewesen.

II.

Sanct Andreas.

Angelsächsisches Gedicht.

Dieses Gedicht, wie das Folgende, sind von Jacob Grimm, Cassel, 1840, 8vo. herausgegeben worden „Andreas und Elene," und gehören mit Bëowulf zu den ältesten und lehrreichsten Erzeugnissen der angelsächsischen Poesie. Andreas enthält 1722 Verse, wozu Grimm von S. 91 — 138 Erläuterungen gibt. Nach der allgemeinen Einleitung beschäftigt sich S. VI — XIX mit dem Inhalt und den Quellen des Gedichtes Andreas, welche letztere nicht in den lateinischen Werken des *Jacob de Voragine (legenda aurea)* und des *Pseudo-Abdias (apostolicæ historiæ)* zu suchen sind, sondern in griechischen Lebensbeschreibungen, welche sich noch handschriftlich zu Paris befinden *(Cod. bibl. reg.* 808 *fol.* 348—359, *u. Cod* 1556 *Fol.* 1 — 11*)*. Der folgende Auszug ist aus Grimm's Einleitung S. VI — XIII entnommen.

Jedem der zwölf Boten des Heilands war ein eigenes Gebiet angewiesen worden, um darin zu lehren. Matthäus, der das Evangelium zuerst niedergeschrieben hatte, empfing den göttlichen Auftrag, sich nach der Insel Mermedonia zu verfügen, wo grausame Heiden wohnten. Statt Brotes und Wassers war Fleisch und Blut der Fremden, die zu ihnen verschlagen wurden, ihre Nahrung. Solche Unglückliche pflegten sie vorher noch zu blenden und ihnen einen des Verstandes beraubenden Zaubertrank einzugiessen, dass sie Thieren gleich umhergingen und Heu und Gras frassen (so lange bis sie den Menschenfressern zur Speise dienen sollten.) Als der Mann Gottes zu diesen Heiden kam, fesselten sie auch ihn und stiessen ihm die Augen aus; er fuhr fort, den Herrn zu preisen, auch nachdem er jenen giftigen Trank genommen hatte. Unter heissen Zähren Nachts im Kerker spricht er fromme Gebete, Gott ergeben; da leuchtet plötzlich der Kerker und eine himmlische Stimme gelobt ihm Beistand und Erlösung

von aller Schmach durch Andreas, der zur bestimmten Zeit in der Burg erscheinen werde. Alle dreissig Tage hielten die Heiden feierliche Versammlung, in welcher sie vestsetzten, welcher Reihe nach jeder ihrer Gefangenen ihnen zur Speise dienen sollte. Mätthäus harrte ungeduldig der nahenden Geschicke.

Unterdessen war an Andreas, der zu Achaia lehrte, vom Himmel Befehl erschollen, sich nach Mermedonia aufzumachen, wo sein Bruder und Gefährte binnen drei Tagen in Lebensgefahr schwebe. Anfangs zauderte er, die Unkunde des weiten Weges vorschützend, aber Gott gebot ihm, mit frühestem Morgen des folgenden Tages nach dem Meeresufer zu eilen.

Als Andreas zur bestimmten Zeit sich mit seinem Gefolge am Strande einfindet, sieht er einen Nachen mit drei Schiffern bemannt; es war der Allmächtige selbst, und zwei seiner Engel, die sich hier in menschlicher Gestalt und unerkannt zur Ueberfahrt anbieten. Ein Gespräch zwischen Andreas und dem Steuermann hebt an, der sich nur gegen Erlegung des Fuhrgeldes zur Aufnahme der Reisenden bereit erklärt, nach des Apostels offener Erklärung aber, dass er kein Geld und Gut besitze und auf des Heilands Geheiss ohne solches die Welt befahren solle, freundlich sie eintreten lässt.

Mutig bestiegen die Helden den Nachen. Andreas wundert sich ob der jugendlichen Schönheit und Geschicklichkeit des Schiffers, der seinen Engeln befiehlt, die armen Pilgrimme mit Speise zu laben. Unterdessen steigt ein heftiges Unwetter auf und Andreas Leute verfallen in Furcht. Der Schiffer meint, man könne sie an das Land setzen, was aber die Leute, die es für schmählich erachten, im Augenblicke der Noth von ihrem Herrn zu weichen, eifrig ablehnen. Andreas redet ihnen Trost ein und erinnert sie daran, wie der Heiland ähnlichen Sturm plötzlich beschwichtigte.

Während er sie so beruhigt, fallen die Ermatteten in Schlaf, die Wellen werden still, Andreas und der

himmlische Steuermann wechseln erbauliches Gespräch. Dieser fordert dem Apostel genauere Erzählung von den Thaten und Wundern des Heilands ab. Es ist zumal eine Begebenheit, die Andreas ausführlicher vorträgt.

Einst habe Christus vor der unglücklichen, immer Zeichen verlangenden Menge ein grosses Wunder verrichtet, und die an der Mauer des Tempels ausgehauenen Bilder der Cherubim und Seraphim geheissen herabzusteigen, nach Membre (dem Hain Mamre) zu fahren und von dort die drei Erzväter aus ihren Gräbern zu holen, damit sie ein offenes, unwiderlegliches Zeugniss für seine göttliche Macht ablegten.

In solchen Unterredungen verstrich der Tag und auch Andreas, von Müde bewältigt, sank in Schlaf. Den Entschlafenen liess Gott sanft durch die Engel an das Gestade tragen, wo er andern Morgens im Angesicht der feindlichen Burg erwachte. Neben ihm schlafen noch seine Diener; er weckt und benachrichtigt sie, der Mann, welcher sie gestern über Meer gefahren, könne Niemand anders, als das höchste Wesen selbst gewesen sein. Uns, da wir, versetzten sie, entschlummert waren, nahten Adler, entzückten unsere Seelen und trugen sie durch die Lüfte gen Himmel, wo wir Gott, den Herrn, von zahllosen Engeln tausendstimmig preisen hörten, vor Gottes Sohn aber die zwölf Boten stehen und Engel euch dienen sahen. Froh dieses Traumgesichts ergoss sich Andreas in ein Dankgebet und flehte des Schöpfers Verzeihung für alles, was er zu Schiffe, ohne den Allmächtigen zu erkennen, geredet hatte. Da erzeigte sich Gott von neuem sichtbar und verkündete seinen Frieden: eines grössern Fehltritts schuldig wurdest du in Achaia, als du an dem fernen Wege und der weiten Seereise verzweifeltest, da doch Gott alle Dinge ausführbar sind; auf nun zur Burg, erlöse deinen Bruder und seine Mitgefangenen! Dann werden deine Martern beginnen, erleide sie standhaft und eingedenk der von mir am Kreuze geduldeten Qual!

Unvermerkt, denn Gottes Hand bedeckte seine Schritte, stieg Andreas zur Burg hinan; sieben Wächter standen vor des Kerkers Thür, ein plötzlicher Tod raffte sie dahin. Von selbst sprang die Thür auf, bluttrunken schliefen die Heiden. Matthäus sass einsam in der Mördergrube. Da erschauten sich die Gefährten *), küssten und umarmten einander, dann knieten sie und beteten. Ungesäumt rüstete sich nun Matthäus, die Vestung zu verlassen, er und zweihundertvierzig Männer, die sich der Reise freuten und von Gott mit Wolken umhüllt wurden, dass ihnen kein schnelles Aufgebot der Feinde nacheile. Andreas geleitet sie aus, und kehrt froh in die Stadt zurück, neben einer ehernen Säule sich niedersetzend, und was kommen sollte, erwartend.

Mittlerweile war die Zeit jener heidnischen Versammlung herangerückt; sie gedachten einen der fremden Gefangenen dem Tode zu weihen, doch ihre Hoffnung schlug fehl. Man fand die Kerker offen, die Wächter todt. Als die Schreckenskunde erscholl, fasste Hunger und Furcht das Volk. (Dunkle, lückenhafte Stelle.) Alle Burgbewohner werden zusammen gerufen und ein Loos geworfen, welcher von ihnen den andern zur Speise gereichen solle?

Das Loos fällt auf einen angesehenen Greis, den sie sogleich in Bande legen. Wehklagend bietet er für sich seinen jungen Sohn an, was die hungernde Menge gern genehmigt. Nun erhebt der gefesselte Jüngling lauten Jammer, und Andreas (der von der Säule her alles mit ansieht) wird davon innig gerührt. Alle gegen den Kerker gerichteten Waffen zerschmolzen wie Wachs **), und über dieses Wunder erstaunt, giebt man den Jüngling frei. Aber der tobende Hunger bricht von neuem aus.

Da erscheint schwarz und hässlich, in Gestalt eines elenden Menschen, der Teufel, und verräth die Gegen-

*) Man muss hier annehmen, dass Matthäus durch ein Wunder wieder sehend geworden ist.

**) Man muss hinzudenken, dass Andreas für den Unschuldigen zu Gott betete und erhört wurde.

wart des Heiligen, der die Gefangenen aus der Burg entführt habe: gegen ihn solle sich die Rache des Volkes kehren.

Andreas verhöhnt den bösen Feind, der das Volk noch heftiger aufreizt. Eine göttliche Stimme ermahnt den Apostel, hervorzutreten und sich selbst den Leuten zu verkünden. Nun wurden ihm die Hände gebunden und er der Menge gezeigt, dann schleiften sie ihn über Strasse, Felsen und Steinklippen den ganzen Tag bis der Abend hereinbrach; sein Leib war zerstossen und von Blute triefend, seine Seele blieb aber standhaft und gläubig.

Die Nacht bringt Andreas im Kerker zu. Harter Frost ist ausgebrochen, frühmorgens dringen sie wieder ein und beginnen die Marter von neuem. Klagen des Dulders steigen jetzt zum Himmel empor, der Teufel lockt die Menge desto heftiger; Abends naht er sich mit sechs andern, den Andreas zu verhöhnen, muss aber vor dem Zeichen des Kreuzes weichen. Dieser Teufel wird als Sohn des alten Feindes vorgestellt, denn es folgt ein Gespräch zwischen beiden, worin dieser jenem seine Flucht vorwirft, der Sohn aber den Vater auffordert, selbst sein Heil zu versuchen und Andreas anzugreifen. Doch auch der alte Teufel kann nicht vor dem Heiligen Stand halten und ist zu fliehen gezwungen.

Am dritten Morgen hebt die Marter von vorn an und währt den ganzen Tag durch. Andreas betet und sehnt sich nach dem Tode, sein Blut sei über den Boden ergossen, seine Locken auf dem Wege zerstreuet. Da hiess ihn der himmlische König umzuschauen, und Andreas sah blühende Bäume emporwachsen an den Stellen, wo die Blutstropfen niedergefallen waren. Und als die Widersacher zum vierten Mal den Heiligen zum Kerker leiteten, nahte sich Gott, grüsste ihn und verlieh seinem verwundeten Leibe Stärke und Gesundheit, wie von Anfang.

(An dieser Stelle bekennt der Dichter sein Unvermögen, die Wunderthaten des Helden in ihrem ganzen Umfange zu prüfen.

Nur noch ein kleiner Theil des Liedes solle zum Schluss vorgetragen werden.)

Es ist alte Sage, dass Andreas zahllose Anfechtungen in der heidnischen Burg zu bestehen hatte. Da trug es sich denn zu, dass er (aus seinem Kerker?) in der Mauer zwei grosse, verwitterte Steinsäulen erblickte und eine derselben so anredete: „Du Marmorstein, es ist Gottes, des Allmächtigen Wille, dass sich aus dir Wasserströme unter dieses heidnische Volk ergiessen sollen. Du glänzest von Golde und auf dich geruhete der Herr vor alten Zeiten seine zehn Gebote zu schreiben, heute aber widerfährt dir noch grössere Ehre, da du Gottes Rathschluss verkündigen sollst. Kaum hatte der Heilige diese Worte geredet, als sich der Stein spaltete und endlose Fluten aus sich zu ergiessen begann; der Strom wuchs und deckte die weite Flur. Viele Kinder ertranken, die Männer suchten nach den Bergen zu fliehen; doch ein Engel mit feurigem Schwerte wehrte den Zugang; Wogen wuchsen, Wälder rauschten und Feuerfunken flogen. In allen Burgen erscholl Jammerruf und endlich rief einer laut: Nun sehet selbst, dass wir den schuldlosen Fremden in Bande legten, dafür nahet uns schreckliche Strafe; eilt, entfesseln wir ihn und flehen um seinen Beistand.

Da säumten sie nicht, ihn zu lösen; schon war die Flut zu solcher Höhe gestiegen, dass sie den Männern über die Brust bis zu den Achseln reichte. Andreas aber besprach den Wasserstrom, alsobald ward der Himmel heiter, die Erdschluchten öffneten sich und nahmen das Wasser auf; vierzehn der übelsten Missethäter wurden mit in den Abgrund gerissen und schwanden von der Erde. Alles Volk bebte vor Angst und erkannte, dass Gott diesen heiligen Mann gesandt hatte.

Andreas warnte und ermahnte; zu Gott sprach er eine Bitte für die Seelen der Kinder, die in der Flut den Tod gefunden hatten. Das Gebet war dem Höchsten angenehm; er gebot, dass sie wieder auferstehen sollten; alsobald nach ihrer Rückkehr in das Leben empfingen

sie die Taufe und wurden in Gottes Schutz aufgenommen. An der Stelle, wo die Flut entsprungen und die Taufe ergangen war, liess Andreas eine Kirche bauen; und aus allen Gegenden sammelten sich Männer und Frauen, wurden getauft und entsagten allem Teufeldienst und den heidnischen Opferstätten. Nachdem ihnen aber Andreas einen frommen Bischof, Namens Plato, bestellt hatte, sehnte er sich selbst, das Land zu verlassen und über See wegzufahren. Alle ergriff Schmerz, dass er so bald von ihnen scheiden wollte; eine himmlische Stimme befahl ihm, noch sieben Tage bei der neuen Herde zu bleiben und ihren Glauben zu bevestigen. So lange lehrte und bestärkte er sie, zum Verdrusse des Teufels, der diese Menge der Hölle entführt sah. Nach Ablauf der gesetzten Frist rüstete sich Andreas zur Reise, die Bewohner geleiteten ihn traurig zum Ufer, schaueten dem Schiffe nach, so weit sie's mit ihren Augen verfolgen konnten, und priesen den ewigen Gott.

III.

Helena.

Angelsächsisches Gedicht.

Das Gedicht Helena (Elene), welches, wie vorher bemerkt, mit Andreas zusammen von J. Grimm herausgegeben ist, beruhet, wie jenes, auf kirchlicher Sagenüberlieferung und erzählt die Auffindung des heiligen Kreuzes durch Helena, die Mutter Kaiser Constantins. Das Gedicht steht in der Grimm'schen Ausgabe von S. 51 — 90 und hat 1321 Verse, welche in XV Lieder eingetheilt sind. Die Erläuterungen dazu stehen von S. 139 — 171. In der Einleitung wird der hier benutzte Inhalt v. S. XIX — XXII, und über geschichtliche Beziehungen und Sagen von S. XXII — XXIV das Nöthige beigebracht.

Im Jahr 233, dem sechsten der Regierung Kaiser Constantins, überzogen Hunnen, Hredhgoten und Franken das römische Reich. Die Römer bereiten sich zur Wehr,

doch an Zahl steht ihr Heer unter dem feindlichen. Der Kaiser entschläft, da verkündet ihm eine leuchtende Erscheinung Gottes Beistand und heisst ihn gen Himmel schauen; in den Wolken sieht er das glänzende Kreuz mit der Inschrift: *in hoc signo vinces.* Am andern Morgen lässt er alsbald das Zeichen fertigen und seinem Heere vortragen.

Nach erfochtnem Siege fragt Constantin die weisen Männer seines Hofs: wer es sei, dessen Zeichen ihm zum Sieg verholfen habe? Die meisten wissen ihm nicht zu antworten, nur wenige, der Taufe schon theilhaftig Gewordene, erstatten Bericht. Nun empfängt der Kaiser durch Silvester die Taufe.

Bald hernach fordert er Helena, seine Mutter, auf, nach dem heiligen Lande zu schiffen und das in der Erde vergrabene Kreuz Christi zu gewinnen. Helena säumt nicht, fährt über den Wendelsee nach Griechenland und von da nach Jerusalem.

Dort lässt sie alsbald die vornehmsten Juden an Hof fordern und verlangt die weisesten, erfahrensten Männer gestellt, die ihr Rede und Antwort auf ihre Frage stehen können.

Die Juden berathschlagen, und einer der Verständigsten, mit Namen Judas, meint, die Königin werde ohne Zweifel nach dem vergrabenen Kreuze forschen. Darauf sei aber gefährlich zu antworten. Sacheus, sein Grossvater, habe seinem Vater Simon, dieser ihm offenbart, sobald Erkundigung nach dem Kreuze des Herrn erfolge, werde das jüdische Reich zu Grunde gehen.

Von neuem an Hof geladen, werden sie von der Königin nach dem Orte der Kreuzigung gefragt, weigern sich aber, ihr Antwort zu ertheilen. Helena zürnt und droht, doch nimmt sie den Judas als Geisel an und entlässt die übrigen. Darauf legt sie ihm die Wahl vor zwischen Tod und Leben. Judas sagt: Wenn einem Hungrigen in der Wüste ein Brot und ein Stein vor Augen kommen, wie sollte er nicht nach jenem greifen?

Helena versetzt: Willst du auf Erden leben und dereinst in den Himmel aufgenommen werden, so zeige mir schnell an, wo das Kreuz des von euch Gemarterten unter der Erde liegt! Judas antwortet: vermag ich zu wissen, was vor zweihundert Jahren oder länger geschah? Wie kommt es doch, sagt Helena, dass ihr so gerne von allen Thaten und Begebenheiten der Trojaner unterrichtet seid; die doch weit früher sich ereigneten, als dies edle Gechick? Judas weigert sich fortwährend aller Auskunft.

Helena lässt ihn in das Gefängniss werfen und schwört ihm zu, dass er Hungers sterben müsse, wo er nicht bekennen würde. Sieben Nächte hält er die Noth aus; am folgenden Morgen erklärt er, dass ihn der Hunger zwinge, er wolle nun Alles offenbaren.

Nun wird Judas aus dem Kerker auf den Hügel geleitet, wo der Heiland den Tod erlitt. Er spricht auf hebräisch ein langes, frommes Gebet, bekennt seinen Glauben und seine Reue, und fleht Gott, dass an der Stätte ein Rauch aufsteigen möchte.

Es geschieht und nach wiederholtem Gebet wird nun in den Erdboden eingegraben; zwanzig Fuss tief finden sich drei Kreuze. Sie werden aufgehoben und vor die Königin getragen, die vor allem zu wissen verlangt, welches derselben das Kreuz des Heilandes sei? Diess weiss Judas selbst nicht; lässt aber alle drei mitten in der Burg aufstellen, in Erwartung, dass ein göttliches Wunder sie darüber aufklären werde.

Während sie singen und beten, wird eine Todtenbahre vorübergebracht. Judas heisst sie niedersetzen und legt nun nach einander zwei der Kreuze auf die Leiche; sie bleibt todt, wie zuvor. Kaum wird aber der Leichnam von dem dritten Kreuze bedeckt, so empfängt er Belebung und erhebt sich.

Alle preisen den Herrn. Nun aber naht sich in der Luft der höllische Teufel und wehklagt, dass ihm Alles entzogen werde; er bedrohet Judas, der ihm mutig, zur Freude der Königin, entgegnet.

Die frohe Kunde von der Auffindung des Kreuzes verbreitet sich. Helena sendet Boten nach Rom zu ihrem Sohne; überall ist Freude und Jubel. Constantin lässt ihr zurück entbieten, an der Stelle der Kreuzfindung solle eine Kirche gebaut werden. Es wird durch die geschicktesten Baumeister ausgeführt; das Kreuz selbst aber köstlich mit Gold und Edelsteinen besetzt und in einem silbernen Gefäss beschlossen.

Judas nimmt die Taufe; Helena lässt den römischen Bischof Eusebius kommen, dass er ihm Priesterwürde ertheile; unter dem veränderten Namen Cyriacus wird Judas hernach zum Bischof über Jerusalem gesetzt.

Helena aber verfällt auf die Nägel, welche durch die Hände und Füsse des Gekreuzigten geschlagen waren, und will auch diese herbeigeschafft haben. Cyriacus verfügt sich auf den Calvarienberg und bittet um deren Offenbarung. Da lässt vor aller Augen Gott ein neues Wunder geschehen; in der Tiefe erscheinen die Nägel, hell, wie Sterne leuchtend.

Helena hält Rathschlag, wie die aufgefundenen Nägel am heilsamsten möchten verwendet werden. Man beschliesst, sie zum Gebisse des königlichen Pferdezaums zu verarbeiten; wenn Kaiser Constantin in der Schlacht das Pferd, welches dieses Gebiss habe, besteige, werde ihm glorreicher Sieg folgen. Sobald die köstliche Gabe gefertigt ist, wird sie nach Rom gesendet. Zuletzt versammelt Helena alles Volk und ermahnt es, jährlich den hohen Tag zu feiern, an welchem das heilige Kreuz gefunden wurde, der seligste Baum, der je auf Erden wuchs. Noch sechs Tage fehlten am Schlusse des Lenzes, vor Sommers Anfang: es war der erste Mai.

IV.
Das Ludwigslied.

Das Ludwigslied, oder der zur Ehre des Königs Ludwig III., eines Sohnes von Ludwig dem Stammler gedichtete Lobgesang auf die Besiegung der Normannen durch die Franken bei Saucourt im J. 881, ist eines der wenigen historischen Gedichte, welche uns aus dem fränkischen (althochdeutschen) Zeitraume übrig geblieben sind. Schilter gab dasselbe zuerst im J. 1696 nach einer von Mabillon erhaltenen Handschrift heraus und nahm es später in seinen Thesaurus (T. II.) auf. Berichtigtere Texte haben geliefert: Docen „Lied eines fränkischen Dichters auf Ludwig III. etc., München 1813;" Lachmann in *Specim. ling Franc. Berol.* 1825, *p.* 15 *ff.* Danach ist es in verschiedene andere Sammlungen übergegangen, namentlich in alle altdeutsche Lesebücher. (Verschiedentlich unrichtig, wie die Uebersetzung, in Kunisch Handbuch der altd. Spr. u. Litt.) Für das grössere gebildete Publicum suchte es zuerst Herder zu verbreiten; m. s. Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Fünfte Sammlung, Gotha 1793, S. 177 — 183. — Dass der Verfasser des Gedichtes, so wie es vorliegt, ein Mönch war, möchte wohl ausser allem Zweifel sein, wenn es auch ebenso wahrscheinlich ist, dass dasselbe ein volksmässiger Gesang war, der auch vielleicht ursprünglich eine andere Fassung hatte. Die religiöse Haltung des Ganzen ist der Zeit vollkommen angemessen, da noch später dieselben kirchlichen Vorbereitungen auf den Schlachtfeldern vorgenommen wurden, um theils die göttliche Hilfe zu erflehen, theils nach dem Siege dafür zu danken.

Einan kuning uueiz ih,	Einen König weiss ich,
Heifzit her hluduig.	Heisset Herr Ludwig.
Ther gerno gode thionot,	Der gerne Gotte dienet,
Ih uueiz her imof lonot.	Ich weiss, er es ihm lohnet.
Kind uuarth her faterlof,	(Als) Kind ward er vaterlos,
Thef uuarth imo far buoz,	Das ward ihm sehr bös,
Holoda inan truthin,	(Es) nahm ihn der Herrgott an,
Magaczogo uuarth her fin.	Erzieher ward er sein.

Gab her imo dugidi,
Froniſc githigini,
Stual hier in urankon
So bruche her eſ lango.

Thaz gideilder thanne
Sar mit Karlemanne
Bruoder ſinemo
Thia czala uuani ano,

So thaz uuart gendiot
Koron uuolda sin god,
Ob her arbeidi
So iung tholon mahti.

Lietz her heidine man
Obar seo lidan,
Thiot urancono
Mannon sin dionon.

Sume ſar uerlorane
Uuurdun, ſum erkorane,
Haranſkara tholota
Ther ez miſſelebeta.

Ther ther thanne thiob uuaſ
Inder thanana ginaſ,
Nam sina uaston
Sidh uuarth her guot man.

Sum uuaſ luginari,
Sum ſkachari,
Sum fol loſeſ,
Inder gibuozta ſih theſ.

Kuning uuaſ eruirret,
Thaz richi al girret,
Uuaſ erbolgan krist;
Leidher theſ ingald iz.

Thoh erbarmed eſ god,
Uuiſſher alla thia nod,
Hiez her hluduigan
Tharot ſar ritan.

Hludnig kuning min,
Hilph minan liutin,
Haigun ſa northman
Harto biduungan,

Gab er ihm tüchtige,
Glänzende Gefolgschaft,
Stul hier in Franken,
So brauche er es lange!

Das theilte er dann
Gleich mit Karlmann,
Seinem Bruder,
Die Theile ohne Wahn.

Als das war geendet,
Prüfen wollte sein Gott,
Ob er Arbeiten (Mühen)
So jung dulden möchte.

Liess er heidnische Männer
Ueber (die) See leiten,
Fränkisches Volk
Ihren Mannen dienen.

Manche bald verloren
Wurden, manche erprüft,
Schmach duldete
Der eher misslebte.

Der, der da ein Dieb war
Und davon genas, (Schätze gewann)
Nahm seine Vesten
Seitdem ward er ein Güterbesitzer.

Mancher war Lügner,
Mancher Schächer (Raubmörder),
Mancher voll Truges,
Und er berühmte sich des.

König ward bestürzet,
Das Reich ganz verwirret,
Wurde erzürnet Christus;
Leider des entgalt es.

Da erbarmet' es Gott,
Wusst' er all die Noth,
Hiess Herrn Ludwig
Dahin bald reiten.

Ludwig, König mein,
Hilf meinen Leuten,
Erlten Nordmänner
Hart sie bezwungen.

Thanne ſprah hluduig,
Herro ſo duon ih,
Dot ni rette mir iz,
Al thaz thu gibiudist.

Tho nam er godeſ urlub,
Huob er gundfanon uf,
Reit her thara in urankon,
Ingagan northmannon.

Gode thancodun
The ſin beidodun,
Quadhun al: fro min
So lango beidon uuir thin.

Thanne ſprah luto
Hluduig ther guoto
Trostet hiu giſellion
Mine notſtallon;

Hera ſanta mih god,
Joh mir ſelbo gibod,
Ob hiu rat thuhti,
Thaz ih hier geuuhti.
Mih ſelbon ni ſparoti,
Unz ih hiu gineriti.

Nu uuil ih thaz mir uolgon
Alle godeſ holdon,
Giſkerit ist thiu hieruuist,
So lango so uuil krist.
Uuili her unsa hinauarth,
Thero habet her giuualt.

So uuer ſo hier in ellian
Giduot godeſ uuillion,
Quimit he giſund uz
Ih gilonon imoz.

Bilibit her thar inne
Sinemo kunnie.

Tho nam her ſkild indi ſper
Ellianlicho reit her,
Uolder uuar errahchon
Sina uuidarfahchon.

Dann sprach Ludwig:
Herr, so thu' ich;
Tod nicht nehme mir es,
Alles, das du gebietest.

Da nahm er Gottes Urlaub;
Hob er die Kriegsfahne auf,
Ritt er da in Franken
Entgegen Nordmännern.

Gotte danketen,
Die sein warteten;
Sprachen all: Herr mein,
So lange warten wir dein.

Dann sprach laut
Ludwig der gute:
Tröstet euch, Gesellen,
Meine Nothstallen *)

Her sandte mich Gott,
Auch mir selbst gebot,
Ob euch rathsam däuchte,
Dass ich hier fechte,
Mich selber nicht sparte
Bis ich euch befreite.

Nun will ich, dass mir folgen
Alle Gottes Holden;
Beschert ist das Hiersein
So lange, so will Christus.
Will er unsere Hinfahrt,
So hat er der Gewalt.

Wer nun hier nach Kräften
Thut Gottes Willen,
Kommt er gesund davon
Ich lohne es ihm.

Bleibet er darin
Seinem Geschlechte.

Da nahm er Schild und Speer,
Mit Macht ritt er,
Wollt' er wahrlich erreichen
Seine Widersacher.

*) Nothstallen (auch notgistallon) = Genossen. Graff, Sprschatz II., 1010 führt das Wort ohne alle Erklarung an. Es möchte sich am ersten durch necessitate coniuncti wiedergeben lassen; also nicht etwa Unglücksgenossen.

Tho ni uuaſ iz buro lang
Fand her thia northman
Gode lob ſageta,
Her ſihit theſ her gereda.

Ther kuning reit kuono
Sang lioth frono,
Ih alle ſaman ſungun
Kyrieleiſon.

Sang uuaſ giſungan,
Uuig uuaſ bigunnan,
Bluot ſkein in uuangon,
Spilodun urankon.

Thar uaht thegeno gelih
Nich ein ſoſo hluduig,
Snel indi kuoni,
Thaz uuaſ imo gekunni.

Suman thuruh ſkluog her
Suman thuruh ſtah her.
Her ſkancta cehanton
Sinan fianton
Bitteref lideſ,
So we hin hio theſ libes.

Gilobet ſi thiu godes kraft.
Hluduig uuarth ſigihaft,
Jah allen heiligon thanc
Sin uuarth der ſigikumpf.

Jo dar abur hluduig,
Kuning uuaſ ſalig;
Garo sos er hio uuaſ.
Seuuar, sos eſ thurft uuaſ.

Gihalde inan truhtin
Bi ſinan ergrethin!

Da nicht ward es weilens lang,
Fand er die Nordmänner.
Gott Lob sagte er,
Er sieht, das er begehrte.

Der König ritt kühn,
Sang heiliges Lied;
Und alle zusammen sangen:
Kyrie eleison.

Sang war gesungen,
Schlacht war begonnen,
Blut schien in den Wangen,
Es jubelten die Franken.

Da focht Helden gleich,
Keiner so wie Ludwig;
Schnell und kühn,
Das war ihm angestammt.

Manchen durchschlug er,
Manchen durchstach er.
Er schenkte zuhand
Seinen Feinden
Bitteres Leides.
O, weh ihnen hier des Leibes!

Gelobet sei die Gotteskraft.
Ludwig ward sieghaft;
Auch allen Heiligen Dank
Sein ward der Sieg.

Aber auch Ludwig
Der König war glücklich.
Bereit wie er hier war,
So war er, wo es noth war.

Erhalte ihn, Herrgott,
Bei seinen Ehren (Würden).

V.

Das Annolied.

Der Verfasser des Lobgesanges auf den heiligen Anno, einen Erzbischof zu Cöln, welcher im J. 1075 starb, ist unbekannt. Das Gedicht scheint, der Sprache nach, in das zwölfte Jahrhundert zu gehören; es finden sich viele niederdeutsche Formen darin und Reimverbindungen, welche denen in König Rother und dem ältern Rolandsliede ähnlich sind (Vergl. J. Grimms deut. Grammatik, 2te Ausg. Th. I, S. 452). Statt des Reimes finden oft nur Assonanzen statt, wie auch altfranzösische Dichter sich dergleichen öfter erlauben. Opitz entdeckte das Annolied zu Breslau und gab es im J. 1639 mit kritischen Anmerkungen heraus. (In *Opitii Opera*, zum siebenten Mal gedruckt, Breslau bei Fellgibel, o. J. steht es Th. I, S. 364—420, in Opitzens Lobgedichten, herausgegeben von Bodmer u. Breitinger, 1745, Th. I, S. 153 ff.) Schilter wiederholte den Abdruck in seinem Thesaurus, Th. I. Hegewisch gab Text, Uebersetzung und Erklärungen in Eggers deutschem Magazin, Juli 1791. Eine besondere Ausgabe veranstaltete A. F. Goldmann 1816, in welcher er Einleitung, Text, Uebersetzung und Anmerkungen gab. Herder machte auch auf dieses Gedicht in „Zerstreute Blätter, 5te Samml. Gotha 1793, S. 184—206“ aufmerksam. — Das Gedicht ist in 49 Strophen oder Sätze von ungleicher Länge abgetheilt und zählt im Ganzen 867 Verse.

I. Wir hörten oft singen
Von alten Dingen,
Wie schnelle Helden fochten,
Wie sie veste Burgen brechen,
Wie sich liebe Freunde schieden,
Wie reiche Könige ganz vergingen.
Nun ist Zeit, dass wir denken
Wie wir selber sollen enden.
Christus, der unser Herr gut,
Wie manche Zeichen er vor uns thut,
Als er auf dem Siegberg hat gethan,
Durch den theuerlichen Mann,
Den heiligen Bischof Anno,

Um seiner selber willen,
Dabei wir uns sollen bewahren,
Weil wir noch sollen fahren
Von diesem elenden Leben hin zum ew'gen,
Da wir immer sollen sein.

II. In der Welt Anbeginne
Da Licht war und Stimme,
Da die heilige Gottes Hand
Die weisen Werke schuf so mannigfalt,
Da theilte Gott seine Werk' all in zwei:
Diese Welt ist das eine Theil,
Das andere ist geistig.
Da mengete die weise Gottes List (Verstand)
Von den zweien ein Werk, das der Mensch ist,
Der Beides ist, corpus und Geist.
Danach ist er also den Engeln nah allermeist.
Alle Schöpfung ist an dem Menschen,
So saget es das Evangelium.
Wir sollen ihn zur dritten Welt zählen,
Wie wir das die Griechen hören reden,
Zu denselben Ehren ward geschaffen
Adam, hätt' er sich doch gehalten.

III. Da sich Lucifer zum Uebel hing,
Und Adam Gottes Wort überging,
Erzürnte sich Gott desto mehr,
Weil er seine andern Werke sah richtig gehn,
Denn Mond und Sonnen
Die geben ihr Licht mit Wonnen,
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
Sie gebären Frost und Hitze so stark;
Das Feuer hat aufwärts seinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug.
Die Wolken tragen den Regenguss,
Nieder wenden Wasser ihren Fluss.
Mit Blumen zieren sich die Land',
Mit Laube decket sich der Wald;
Das Wild hat seinen Gang,
Schön ist der Vogelsang.
Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat,
Das ihm Gott von Anfang gab,
Wären nicht die zwei Geschöpfe,
Die er schuf als die besten;

Die verkehrten sich in ihrer Tollheit,
Davon erhub sich das Leid.

IV. Kund ist, wie der Feind umspann den Mann,
Zu einem Schalk wollt' er ihn haben;
So führt' er zur Hölle die fünf Welten alle,
Bis dass Gott sandte seinen Sohn,
Der erlös'te uns von Sünden.
Zu Opfer ward er für uns gebracht,
Dem Tode nahm er seine Macht,
Zur Hölle fuhr er ohne Sünden.
Er verheerte sie mit Gewalt,
Der Teufel verlor seine Herrschaft,
Wir wurden all' zu Freien gezählt,
In der Taufe wurden wir Christus Mannen;
Den Herren sollen wir lieben.

V. Auf hub Christ seines Kreuzes Fahne,
Die zwölf Boten hiess er in die Lande fahren,
Vom Himmel gab er ihnen Kraft,
Dass sie überwanden die Heidenschaft.

Es werden nun Petrus, Paulus, Andreas, Thomas u. s. w. erwähnt mit den Orten ihrer Wirksamkeit; Johannes, der in Ephesus war und sehr süss predigen konnte, aus dessen Grabe noch Himmelsbrot wächst; und wie andere Märtyrer mit ihrem Blute und ihren Mühen zu Gott gekommen.

VI. Die trojanischen Franken
Sie sollen es Gotte danken,
Dass er uns so manchen Heiligen hat gesandt,
Wie es zu Köln ist bewandt,
Da ist eine solche Menge
Von Sanct Mauritius Heere.
Und eilf tausend Mägde
Um Christus Willen erschlagen,
Mancher erhabne Bischof,
Der zu Zeichen hat die Kraft,
Wie es bekannt ist von Sanct Annon;
Des loben wir Christus mit Sange.

VII. Zu Köln, einer der schönsten Burgen in deutschen Landen, wurde er, der frömmste Mann, zum Bischof erwählt; die Stadt erhielt Ruhm durch ihn und

seine Tugenden wurden gehoben durch das Ansehen der Stadt.

VIII. Wollt ihr die Anfänge der Städte kennen, so vernehmet von der grimmigen Heidenschaft, von woher die Macht der Städte kam. Ninus war der erste Mann, welcher einen Eroberungskrieg begann; vorher waren die Leute friedlich und nicht zum Kriege gewöhnt.

IX. Ninus übte seine Mannen in den Waffen und liess sie nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er alle asiatische Länder unterjocht hatte. Dann gründete er die grosse Stadt Ninive, wo nachmals der Meerfisch den Jonas ausspie.

X. Sein Weib hiess Semiramis; sie bauete Babylon von den alten Ziegeln, welche die Giganten brannten, als Nimrod sie antrieb, einen Thurm zu bauen, welcher bis in die Wolken ging. Gott aber störte sie daran und theilte ihre Sprache in siebenzig Zungen, wie es noch ist. In Babylon hatten in der Folge die Chaldäer ihre Sitze, welche das Land beherrschten und Jerusalem verbrannten.

XI. Das geschah in den Zeiten, als der weise Daniel seine Träume sagte, wie er gesehen hatte vier Winde dieser Welt auf dem grossen Meere wehend und aus dem Meere vier schreckliche Thiere gingen. Die vier Winde bezeichnen vier Engel, welche aller Welt pflegen; die Thiere vier Königreiche, welche die Welt umgreifen sollten.

XII. Das erste Thier, eine Löwin, bezeichnete die babylonischen Könige.

XIII. Das andere Thier, ein wilder Bär mit dreifachen Zähnen, bezeichnete die Zeiten des Cyrus und Darius.

XIV. Das dritte Thier war ein Leoparde,
Vier Adlerfittige er hatte;
Der bezeichnete den griechischen Alexander,
Der mit vier Heeren zog durch die Lande,
Bis er der Welt Ende

An goldenen Säulen erkannte.
In India er die Wüste durchbrach,
Mit zweien Bäumen er sich da besprach.
Mit zweien Greifen
Fuhr er in Lüften.
In einem Glase liess er sich in den See.
Da warfen seine ungetreue Mann
Die Ketten in das Meer alsdann;
Sie sprachen: So du sehn willst Wunder,
So wälz dich immer in dem Grunde;
Da sah er vor sich fliessen
Manchen Fisch grossen,
Halb Fisch, halb Mann,
Das kam ihm viel schrecklich an.

XV. Da gedachte der listige Mann
Wie er sich möchte befreien dann;
Die Woge führt ihn auf dem Grunde,
Durch das Glas sah er manche Wunder,
Bis er mit einem Blute
Das scharfe Meer grüsste;
Als die Flut das Blut empfand,
Warf sie den Herren an das Land.
So kam er wieder in seine Reiche,
Wohl empfingen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte sich derselbe Mann.
Drei Theile der Welt er für sich gewann.

XVI. Das vierte Thier, ein Bär, hatte eiserne Klauen und schreckliche Zähne, so dass es ganz schrecklich aussah und Alles niederschlug. Es trug ein hohes Horn, mit menschlichen Augen. Unter diesem Thiere werden die Römer verstanden. Rom unterjochte die ganze Welt.

XVII. Die zehn Hörner des Thiers bedeuten zehn Könige, und das eilfte Horn, welches bis an den Himmel wuchs, den Antichrist. So endete der Traum.

XVIII. Die Römer hatten dreihundert Altherren *), welche das Wohl des Staates besorgten und denen die Herzoge folgten, da man keinen König haben wollte. Sie sandten den edelen Cäsar, nach dem noch heute Könige heissen Kaiser, um das deutsche Land zu unterjochen.

*) Senatores.

Er bemühete sich länger als ein Jahr und gewann sie zuletzt mit Bedingung.

XIX. Er zog gegen die Schwaben, ein Volk, redfertig und gute Helden, aber obschon Kriegskundige, wurden sie doch bezwungen.

XX. Da sich Baierland wider ihn vermass, belagerte er Regensburg; da fand er Helme und Brünnen und manchen guten Helden darin, wie man in heidnischen Büchern liest. Da liest man *Noricus ensis*, das deutet ein Schwert baierisch, womit man oft durch den Helm schlug. Das Geschlecht kam aus Armenien.

Da Noë aus der Arche ging,
Da er den Oelzweig von der Taube empfing:
Ihre Zeichen noch die Arche hat
Auf den Bergen Ararat.
Man sagt, dass da in der Gegend noch sind
Die, welche deutsch sprechen,
Gegen India so sehr fern.
Baiern fuhren stets zum Kriege gern:
Der Sieg, den Cäsar an ihnen gewann,
Mit Blute musst' er ihn gelten.

XXI. Der Sachsen Wankelmut

That ihm Leides genug:
So er sie wähnt' ganz überwunden zu haben,
So waren sie ihm wiederum entgegen.
Man liest, dass sie vor Zeiten waren alle
Des wunderreichen Alexanders Mannen,
Der die Welt in zwölf Jahren
Bis an die Enden durchfahren.
Da er zu Babylon sein Ende nahm,
Theilten das Reich vier seiner Mannen*),
Die wollten alle Könige sein;
Von daher fuhren irre
Ein Theil und kam mit Schiffsmengen nieder zur Elbe;
Da die Thüringer sassen,
Die sich wieder sie vermassen.
Den Thüringern die Sitte war,
Dass sie grosse Messer hiessen Sahs,
Der die Recken manche trugen,

*) Mann in der Bedeutung des MA. Vasall, daher Untergebener und also hier Alexanders Feldherrn.

Damit sie die Thüringer schlugen.
Mit Untreuen zu ihnen sprachen,
Die sie Frieden gelobet hatten;
Von den Messern also scharf
Wurden sie geheissen Sachsen.
Doch wie sie ihre Ding' anfingen,
Sie mussten den Römern alle dienen.

XXII. Cäsar begann zu nahen
Seinen alten Verwandten,
Den Franken, den edelen;
Ihrer beiden Vorderen
Kamen von Troja der alten,
Als die Griechen die Burg fällten.
Da über die Heere beide
Gott sein Urteil so entschied,
Dass die Troer zum Theil entrinnen,
Die Griechen nicht durften heimfinden;
Weil in den zehn Jahren,
Wo sie damals auswärts waren
Sie daheim liessen ihre Weiber,
So verriethen die der Männer Leben;
Daher ward erschlagen der König Agamemnon;
Irre fuhren andere,
Von Ulysses Genossen
Der Cyklops frass in Sicilia.
Was Ulysses wohl rächte da,
Indem er dem Schlafenden das Aug' ausstach.
Das Geschlecht der Cyklopen
War dannoch in Sicilia
Also hoch wie Bäume,
Sie hatten am Stirnende nur ein Auge.
Nun hat sie Gott von uns vertrieben von da
In die Wildniss fort nach India.

XXIII. Die Troer fuhren in der Welt nach Wohnsitzen lange irre umher, bis Helenus, welcher Hektors Wittwe nahm, das Reich seiner Feinde und Griechenland besass und eine Troja bauete; Antenor bauete die Burg Pitavium am Wasser Timavio (Padua); Aeneas bauete die Burg Albano (Alba longa) im Wialiland (Welschland), wo er die Sau mit den dreissig Jungen fand; von Alba aus ward später Rom gestiftet.

Franko sass mit den Seinen
Viel fern nieder beim Rheine,
Da baueten sie dort mit Freude
Eine kleine Troja *),
Den Bach hiessen sie Sante,
Nach dem Wasser in ihrem Lande,
Den Rhein hielten sie für das Meer.
Da erwuchsen nachdem fränkische Heere,
Sie wurden dem Cäsar alle unterthan,
Doch waren sie ihm furchtbar.

XXIV. Als man Cäsarn nicht nach Rom gehen lassen wollte, weil er einen grossen Theil des Heeres verloren, dadurch dass er sich zu lange in fremden Landen aufgehalten, wandte er sich wieder nach Deutschland, wo er manchen guten Helden kennen gelernt hatte und klagte ihnen seine Noth und bot Geld für Beistand.

XXV. Als sie seinen Willen vernahmen, sammelten sich alle aus Gallia und Germania, und gut bewaffnet, fuhren sie wie eine Flut in das Land. Die Römer erschraken, als sie solche Scharen sahen.

Cato und Pompejus
Räumten römisches Haus,
All der Senatus
Floh mit Sorgen daraus.
Er fuhr nach ihnen jagend,
Weithin sie schlagend
Bis in Aegypterland;
So gross war der Heerbrand **).

XXVI. Wer mochte zählen
Die ganze Menge,
Die Cäsarn eilte entgegen
Von Osten allenthalben,
So wie der Schnee auf den Alpen,
Mit Scharen und Völkern,
Wie der Hagel fährt von den Wolken.
Mit grimmigem Heere
Rannt' er an die Menge,

*) Eini lüzzele Troia, dieses kleine Troja ist Lützelburg, und Sante, Xanten, heisst nach dem Flusse Xanthos im Gebiet von Troja in Asien.

**) herebrant = Kriegsfeuer.

Da ward die hehreste Volksschlacht,
So wie dies Buch sagt,
Die in dieser Welt
Je gekämpft wurde.

XXVII. O wie die Waffen klangen,
Da die Rosse zusammen sprangen,
Heerhörner ertos'ten,
Bäche Blutes flossen,
Die Erde drunter erbebte,
Die Höll entgegen gähnte,
Da die Hehrsten der Welt
Sich suchten mit dem Schwert;
Da erlag manche breite Schar
Mit Blute beronnen gar,
Da mochte man sehn sterben
Durch zerhauene Helme
Manchen Pompejus - Mann,
Da Cäsar den Sieg nahm.

XXVIII. Da freuete sich der junge Mann, dass er die Reiche alle gewann, fuhr mit Macht gen Rom, wo man ihn empfing und neue Einrichtungen traf, welche er auch den deutschen Leuten anpreisen liess; er bekam die früher getheilte Herrschaft allein. Zu Rom that er das Schatzhaus auf und belohnte seine Getreuen. Von der Zeit an waren die Deutschen in Rom lieb und geachtet.

XXIX. Als Cäsar sein Ende nahm und sein guter Neffe, der erhabne Augustus, das Reich bekam, nach dem Augsburg geheissen ist, welches sein Stiefsohn Drusus gründete, da ward hierher Agrippa gesendet, dass er über das Land richte und eine Burg baue, die ist geheissen Colonia, darin waren seither manche Herren; aber nach ihm hat sie den Namen Agrippina.

XXX. Zu der Burg kamen oft die Waltboten (Procuratoren) von Rom, die auch da ehr veste Burgen im Lande hatten. Worms und Speier wurden zu Cäsar's Zeiten gebauet, Maynz war ein Castel; Metz stiftete Mezzius, ein Dienstmann Cäsar's; Trier war eine alte Burg.

Daher man unter der Erde
Den Wein sandte ferne,
In steinernen Rinnen,
Den Herren all zu Minnen,
Die zu Cöln waren sesshaft.

XXXI. In des Augustus Zeiten geschah es, dass Jesus Christus geboren ward; deshalb geschahen zu Rom Zeichen.

Aus der Erde ein lauteres Oel sprang,
Schön rann es über das Land.
Um die Sonne ein Kreis stund
Also roth so Feuer und Blut.

Denn es war uns allen die Gnade gekommen und ein neues Königreich, dem Alles unterthan sein muss.

XXXII. Sanct Peter, der heilige Bote, überwand den Teufel zu Rom, richtete des Kreuzes Zeichen auf und eignete die Burg Christus zu. Darauf sandte er drei heilige Männer, Eucharius, Valerius und Maternus, den Franken das Evangelium zu predigen. Der dritte starb unterwegs. Seine Gefährten kehrten zurück zu Petrus, der ihnen seinen Stab mitgab, welchen sie auf des Maternus Grab legten, wodurch er wieder lebendig wurde, obschon er bereits vierzig Tage darin gelegen. Darnach zogen sie nach Franken, lehrten zu Trier, bekehrten Cöln, wo Maternus Bischof wurde und noch vierzig Jahre lebte.

XXXIII. Sie gewannen in Franken zu Gottes Dienste gar manchen Mann mit besserem Kriege als Cäsar gethan hatte. Sie lehrten wider die Sünde fechten, dass sie für Gott gute Knechte wären. Drei und dreissig Bischöfe waren bis auf Sanct Anno, von denen sind sieben heilig,

Die scheinen uns vom Himmel
Als das Siebengestirn des Nachts thut.
Sanct Anno's Licht ist hehr und gut:
Unter die andern bracht er seinen Schein
Als wie der Hyacinth in das goldene Fingerlein.

XXXIV. Den viel theuern Mann
Mögen wir nun zum Beispiel haben,

Den als einen Spiegel ansehen
Die Tugend und Wahrheit wollen pflegen.
Da der dritte Kaiser Heinrich
Demselben Herrn befahl sich
Und der Gotteswille war ergangen,
Da er zu Cöln ward mit Lobe empfangen,
Da ging er mit vielem Volke
Wie die Sonne thut in den Lüften,
Die zwischen Erd' und Himmel geht,
Beidenthalben scheinet;
Also ging der Bischof Anno
Vor Gott und vor Mannen.
In der Pfalz seine Tugend solche war,
Dass ihm das Reich ganz unterthan,
Bei Gottes Dienste in den Gebärden
Als ob er ein Engel wäre.
Seine Ehre erhielt er recht wohl beidenthalb,
Davon ward er zu rechten Würden gezählt.

XXXV. Seine Güte erkannte viel und mancher Mann;
Nun vernehmet, wie seine Sitten waren gethan;
Offen war er in seinen Worten,
Für die Wahrheit er niemanden fürchtete,
Als ein Löwe sass er vor den Fürsten,
Als ein Lamm ging er unter Dürftigen:
Den Dummen war er scharf,
Den Guten war er sanft;
Waisen und Wittwen
Die lobten wohl seine Sitten,
Seine Predigten und sein Ablass,
Es mochte nicht einer sie thun bass,
Als göttlich, dass es mit Rechte
Sollte gefallen allem irdischen Geschlechte.
Gott war er sehr lieb,
Selig stand die Cölnische Welt,
Da sie solches Bischofs waren werth.

XXXVI. So die Leute Nachts gingen schlafen all,
Stand auf der viel gute Mann,
Mit seiner lautern Venie *)
Besuchte er der Münster manche.
Sein Almosen er mit sich trug,

*) Venie vom Latein. venia in der Bedeutung des Mittelalters = Ehrfurcht, Kniebeugen.

Der Armen fand er genug,
Die kein Nachtlager hatten
Und seiner warteten;
Da das arme Weib mit dem Kinde lag,
Der gar niemand pflag,
Dahin ging der heilige Bischof
Und bettete ihr selber schön;
So er mit Recht mochte heissen
Vater aller Waisen,
So sehr war er ihnen gnädig!
Nun hat Gott es ihm gelohnet.

XXXVII. Es stand alles glücklich im Reiche, als er des Gerichts pflegte und den jungen Heinrich für die Regierung erzog. Weithin erscholl sein Ruf; aus Engelland, Griechenland, Dänemark, Flandern und Russland sandte man ihm Geschenke. Er schmückte die Münster überall, und erbaute selber vier Münster; das fünfte ist Siegberg, seine liebe Stadt, wo sein Grab nun steht.

XXXVIII. Damit aber durch die grosse Ehre seine Seele nicht verwirret würde, so machte es Gott mit ihm wie der Goldschmied thut, wenn er eine feine Spange fertigen will. So schliff Gott Sanct Annon mit mancher Arbeit.

XXXIX. Er wurde oft bekämpft von dem Adel, verrathen von denen, die ihn schützen sollten, endlich gar mit den Waffen aus der Stadt vertrieben.

XL. Darnach fing sich an der übele Streit
Da mancher Mann verlor den Leib,
Als unter dem vierten Heinrich
Verworren ward das Reich.
Mord, Raub und Brand
Verheerten Kirchen und Land,
Von Dänemark bis Apulien
Von Karlingen bis nach Ungarn;
Niemand mochte widerstehn,
Ob sie wollten mit Treuen zusammengehn;
Das gab eine Heerfahrt gross
Wider Neffen und Hausgenoss.
Das ganze Reich kehrte seine Waffen
In seine eigenen Adern,

Mit sieghafter Rechte
Ueberwand es sich selbst,
Dass die getauften Leichname
Unbegraben dahingeworfen lagen,
Als Aas den bellenden,
Den grauen Waldhunden*).
Da das nicht sühnen konnte Sanct Anno,
Da verdross ihn zu leben länger.

XLI. Auf einer Reise nach Thüringen ward er verzückt und sah während des Gebetes den Himmel offen und die künftige Wonne. Dies ergreift ihn so, dass er von da anfing zu siechen.

XLII. Einès Nachts der Herr da sah
Wie er kam in einen ächt königlichen Saal,
Mit wundervollen Gestülen,
Wie es recht sein sollte im Himmel,
Da deucht ihm in seinem Traume
Wie sie allenthalben wären behangen mit Golde,
Die kostbarsten Steine leuchteten überall,
Sang und Wonne war da gross und mannigfalt.
Da sassen der Bischöfe manche,
Sie leuchteten wie die Sterne zusammen;
Der Bischof Bardo war der eine,
Sanct Heribert glänzte als ein Goldstein;
Andere Herren genug
Und war ein Leben und ein Mut.
Da stand noch ein Stul ledig und ehrlich,
Sanct Anno ward darüber sehr erfreut,
Er war zu seinen Ehren hingestellt;
Nun lobte er Gott, da er's also sah.
O wie gerne er darauf sässe,
Den lieben Stul wie gern er begriffe;
Das wollten da nicht erlauben die Fürsten
Um eines Fleckes auf seiner Brust.

XLIII. Auf stand der Herren einer, hiess Arnold,
Zu Worms war er weiland Bischof,
Sanct Annen nahm er bei den Händen,
Da kamen sie dar auf die Halben (Seite)
Mit süsser Red' er ihn erfreut,
Er sprach: Tröste dich, Herr, zu Gottes Treu,

*) Waldhund = Wolf.

Diesen Flecken will sie hinweg thun,
Sicher ist dir bereitet der ewige Stul.
Es soll sein in kurzen Stunden
So bist du diesen Herren willkommen,
Unter ihnen magst du nun noch nicht bleiben.
Wie lauter der sein soll, den sie wollen leiden,
Hat Christ dir diese Dinge geführt vor Augen;
O welche Ehre und Gnad einst für dich folget!
Hart ging es ihm zu Herzen,
Dass er wieder kehren sollte zur Erden.
Wärs nicht mit ihm zur Stunde so bewandt,
Um alle Dinge der Welt räumt er nicht Paradiesesland.
Eine solche ist die himmlische Wonne
Daran wir denken sollen Alte und Junge.
Von dem Schlaf der Herr da aufstund,
Wohl wusst' er, was er sollte thun.
Den Cölnern wieder gab er seine Huld,
Wie gross auch, warum er sie hasste, war ihre Schuld.

XLIV. Als die Zeit begann zu nahen, dass Gott ihm lohnen wollte, ward er kasteiet wie weiland Hiob, von Haupt zu Füssen gelähmet, so schied die theure Seele von menschlichem Leiden und diesem siechen Leibe in das ewige Paradies. Das Fleisch empfing die Erde, der Geist fuhr in die Höhe: Darum sollen wir stets daran denken, wo wir selbst hinkommen.

XLV. Als er vor Gottes Antlitz kam
Zu den ewigen Gnaden,
Da hatte der Herr edlen Mut,
So wie der Aar seinen Jungen thut,
So er sie anlocken will auszufliegen.
Er schwebet über ihnen in Zierde,
Er schwingt sich auf zu Berge,
Das sehen dann die Jungen gerne.
Also wollt' er uns anlocken,
Wie wir sollten nach ihm fahren,
Er zeiget uns hienieden,
Welch Leben sei im Himmel.
In dem Grabe, da sie ihn todt wollten haben,
Da that er schöne Zeichen,
Die Siechen und die Krummen
Die wurden da gesund.

XLVI. 780. Arnold hiess ein reicher Edelmann,
Der hatte einen Vogtmann, der hiess Volprecht,
Der durch weltliche Schuld
Verlor seines Herrn Huld.
Da begann er Gott zu misstrauen,
Hilfe sucht' er bei dem Teufel,
Er erwählte ihn zu einem Vogt
Wider Arnold.
Eines Abends ging er einen Gang,
Nach seinem Rosse, eines Feldes lang,
790. Da erschien ihm der Teufel offen,
Er verbot ihm alle Christus-Gesetze,
Und dass er niemand nicht sagte,
Dass er ihn gesehen hätte.
Er sprach, wenn er es sagte einem Manne,
Zerbräche er ihn ganz in Stücke;
Wollt' er ihm aber folgen,
So hätt' er ihn gewiss zu einem Holden.
Mit Droh'n und Versprechen
Verleitete er den dummen Mann,
800. Dass er sich ihm vertraute an,
Das ward ihm nachdem zur Reue.

XLVII. Des andern Tages fing er mit Arnold ein Gezänk an, und im Vertrauen auf des Teufels Geheiss liess er sich verleiten, Gott zu verläugnen, seine Heiligen zu lästern, was eben noch keinen sehr erzürnte, bis er Sanct Annon zu lästern anfing und sagte, es sei überall Trug und Schande; Anno hätte stets mit Sünden gelebt, was er nun für Zeichen thun sollte? Dieses freveliche Schelten müsste er aber schwer entgelten, da ihm auf der Stelle das Augenlicht sich verfinsterte. Durch sein Haupt kam ein Schlag und das rechte Auge floss wie Wasser aus; da fiel er vor Schmerz nieder und schrie. Schrecken überkam alle, die es sahen, sie fielen nieder in Kreuzgestalt und beteten zu Gott.

XLVIII. Arnold hiefs schnell rennen
Pfaffen ihm daselbst gewinnen,
830. So führten sie ihn zu einer Kirchen,
Sie lehrten ihm seine Beichte thun,
Bis dass der jammervolle Mann

Sanct Annon anzurufen begann.
Er bat um seine Gnade,
Dass er die Gesundheit ihm wiedergäbe.
Grosses Wunder sahen
Alle die da waren;
In den leeren Augenhöhlen
Wuchsen neue Augen wieder,
Dass er gleich zur Stunde wieder gut sah:
So schön ist die Gotteskraft.

XLIX. Aus dem alten Gesetze *) ist es kund
Wie sich weiland aufthat der Meeresgrund,
Da Moses das Volk Israel
Mit trockenem Wege leitete über See
Zu dem allerbesten Lande,
Das die Guten auch noch sollen geniessen.
Da die Bäche von Milch fliessen,
Der süsse Honig ist dazwischen,
Das Oel aus einem Steine sprung,
Und dabei der süsse Brunnen;
Das Brot vom Himmel regnete,
Alles Gutes sie genug hatten.
Mit wunderbaren Zeichen
Ehrte Gott Moses, den Heiligen.
Nur seine eigene Schwester
Begann zu ihm zu sprechen mit Lästern.
O wie stark sie die Misilsucht **) befiel,
Bis ihr half der gute Bruder;
Also half Sanct Anno diesem Mann,
Dass er ihm seine Gesundheit wiedergewann,
Damit wir verstünden
Des reichen Gottes Güte,
Wie er so lohnet und reichlich vergilt
Warum man seinen Holden anspricht,
Der so süsse lebet allzuhand
In dem schönen Paradiesesland.

*) Von altin ewin — von alten Ehen, d. i. Gesetzen, d. i. das alte Testament.

**) misilsuht = Aussatz. Vergl. unten Engelhart und Engeldrut; den armen Heinrich.

VI.

König Rother.

Der Verfasser dieses Gedichtes, welches noch in das zwölfte Jahrhundert gehört, ist unbekannt. Die Sprache deutet auf eine, entweder ursprüngliche, niederdeutsche Abfassung, oder auf eine niederdeutsche Ueberarbeitung eines oberdeutschen Werkes, denn es findet ein fortwährendes Schwanken in den Mundarten und eine grössere Hinneigung zum Oberdeutschen statt. Die Reimverbindungen sind noch sehr ungenau, ähnlich wie im Annoliede. J. Grimm hat eine ursprünglich strophische Gestalt des Gedichtes vermutet. M. s. Altd. Wälder, II, S. 41. Nach der von L. Tieck in Rom genommenen Abschrift ist Rother zuerst gedruckt in: Deutsche Gedichte des Mittelalters, herausgeg. v. F. H. v. d. Hagen und Dr. J. G. Büsching. Berlin 1808, I. Bd. Acht Seiten Einleitung, Text 53 Doppelspalten. Später mit Benutzung von in der Folge aufgefundenen Bruchstücken herausgegeben in: Deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts und der nächstverwandten Zeit. Zweiter Theil. Herausgeg. von H. F. Massmann. Quedlinburg u. Lpz. MDCCCXXXVII. S. 162—234*). — Hierher kann noch bemerkt werden „Bruchstück aus „König Rother," einem altdeutschen Gedichte aus dem 12. Jahrhunderte. Von Dr. Lewitz", welches sich befindet in: Vaterländ. Archiv. für Wissenschaft, Künste etc., oder Preuss. Provinzial-Blätter. Herausgeg. etc. von O. W. L. Richter. Königsberg in Pr. 1836. XV. Bd. April. S. 348—355. „Zur Einleitung;" von S. 355—376. Bruchstückweise prosaische Bearbeitung bis V. 2100. — Das Gedicht enthält 5185 Verse und erzählt ein einziges Abenteuer.

Ueber dem westlichen Meere sass ein König, Herr Rother; in der Stadt Bari lebte er mit grossen Ehren, ihm dienten andere Herren, zwei und siebenzig Könige waren ihm unterthan, er war der stattlichste Mann, der je zu Rom die Krone empfing.

*) Der zweite Theil hat mit dem ersten eine fortlaufende Seitenzahl. König Rother macht im zweiten Theil den Anfang und folgt gleich auf die Einleitung, welche von S. 157—161 geht.

Ihm gebrach weiter nichts als eine Gemalin; da sprachen die jungen Grafen an seinem Hofe, dass er eine Jungfrau zur Gattin nehmen möchte, damit sein Reich nicht ohne Erbe bliebe. Rother sprach: „Ich hätte gern ein wohlgebornes Weib, die von altem Adel wäre, dass sie einem Könige wohl gezieme; allein ich weiss hier im Lande keine, die mir so wohl gefiele, dass ihr auch sie alle lobtet.“ Da hatte er einen Grafen, der ihm mit grosser Klugheit von Rom fahren half und ihm mit Ehren diente, — wovon er nachdem in grosse Noth kam, — er hiess Liupolt und war an seinem Hofe mit grossem Fleisse gezogen. Er war sein Dienstmann und Verwandter, und der allergetreueste Mann, den je ein römischer König hatte.

Die trefflichen Helden und die weisen alten Herren gingen zusammen und beriethen sich und nannten ein Mägdlein. Liupolt sprach zuerst: Ich weiss fürwahr eines reichen Königs stattliche Tochter jenseit des östlichen Meeres in der Burg zu Constantinopel, ihr Vater heisset Constantin; die Tochter ist schön und stralet aus ihrer Frauenschar hervor wie die Gestirne am Himmel, sie leuchtet vor andern Weibern wie das Gold auf der Seide, und ist in der Taille (in midin) so schmal, dass sie sich wohl für einen Herrn geziemt und ihrem Adel nach geziemt sie einem Könige. Ihr dienet jeder Held; aber, das weiss der reiche Gott! es steht gefährlich um sie, denn noch hat kein Mann um sie geworben, der nicht das Leben verlieren müssen.

Als der König von der Berathung Nachricht erhielt, befragte er zuerst den Markgrafen Herman, wer wohl sein Bote dahin sein möchte, der ihm das Mägdlein würbe? Der Markgraf sagte, dass Liupolt das am Besten thun könnte, er wäre dem Könige von Herzen hold und wisse auch, wie es um die Jungfrau stehe. Da sandte Rother schnell einen Boten und liess Liupolten in sein Gemach berufen, empfing ihn freundlich und der Markgraf räumte ihm den Stul. Liupolt erklärte sich sogleich bereit, des

Königs Antrag zu erfüllen, selbst mit Lebensgefahr, und begehrte, dass ihm noch eilf Grafen beigegeben würden, und jeder Graf zwölf Ritter habe, alle mit stattlicher Kleidung, damit sie ohne Tadel vor einem Könige erscheinen könnten.

Der König gebot da an einen Hof alle Fürsten, die ihm dienten, und sagte ihnen seinen Willen. Da sprach mancher wackere Held: „Herr, wollt ihr mich bis an das Ende der Welt senden, so sage ich nichts dagegen, wir sollen euch alle unterthan sein.“ Eilf Grafen schwuren, dass sie für ihren Herrn nach der Magd fahren wollten; sie waren dem Könige alle hold; das machte das Silber und Gold, welches er ihnen auf königliche Weise gab. Als nun die Fahrt gelobt war, nahm auch ein junger Held das Schwert am Hofe, er hiess Graf Erevin. Da ritten König Rother und seine Ritter, wie auch die andern Herren zum Strande; weiss waren ihre Rosse und nie kam in ein ander Land so mancher stattliche Held.

Die Kiele waren gerichtet und Liupolt, der wackere Held, wollte vom Gestade, da hiess der König noch still halten, und gebot, seine Harfe herzubringen, hiess die Herren auf die Schiffe gehen und nannte ihnen drei Singweisen, die sie seitdem wohl erkannten, und sprach: „Kommet ihr je in eine Noth und vernehmet diese drei Lieder, so sollt ihr meiner gewiss sein.“ Darüber freuete sich mancher Mann, der nachmals in grosse Noth kam. Nun erhoben sie ihren Ruf und fuhren vom Gestade. Hei! wie die Segel rauschten, da sie durch die Wogen hin schossen! Da stand König Rother, während die Herren dahin segelten, und bat den grossen und reichen Gott, dass er durch seine Allmacht sie wieder in das Land heimsenden möge. Er sprach: Soviel dann jeder von Schätzen nehmen will, dem werde ich ungezählt geben; will er aber Burgen und Land, dem geb' ich soviel in seine Gewalt, bis es ihm selbst genug dünket; das will ich gerne thun, und es ihm mit meinem eigenen Schwerte behaupten helfen.

Da fuhren die hehren Boten fern auf dem See gen Constantinopel zu den Griechen. Als sie in das fremde Land kamen, bat Liupolt einen Kaufmann, dass er eine Weile zu den Schiffen gehen möchte, bis sie vom Hofe zurück kämen; er wolle ihm dafür lohnen. Er gab ihm einen Mantel. Drei Tage und drei Nächte hüte ich dir, sprach der Kaufmann, wohin du reiten oder gehen willst; das wisse der waltende Gott, du hast mir so königlich gegeben, dass ich deiner Schiffe mit Treue pflegen will.

Nun schickten sich die Herren an; ihre Mäntel waren an den Enden mit Steinen besetzt, mit den besten Hyacinthen, die man hatte; Drachen, Hirsche und Hinden trugen die Helden als Schmuck von reinem Golde, mit Sammet und Seiden waren die Sättel belegt. Es entstand grosser Zusammenlauf als die Helden auf den Hof kamen. Man nahm ihnen die Rosse ab, sie gingen schön in Ordnung einher, und vor den König kam die Nachricht, dass eine treffliche Ritterschar auf dem Hofe wäre. Ei, was waren da für Gaffer, die den Frauen ansagten, was die Gäste für Gewand trugen!

Also redete die gute Königin: Nun stehet auf, Herr Constantin, und empfanget diese Gäste, ich möchte gern wissen, woher sie kommen, ihr Gewand ist kostbar, und wer sie ausgesandt hat in unser Land, muss ein stattlicher Mann sein. Ich denke, wir hören diese Boten an, sie sind solcher Antwort nicht gewohnt, wie du zuvor manchem Boten gethan hast. Ross und Mann sind wohlgethan; es kamen nie so freundliche Leute in Constantin's Reich.

Der König und die Königin hiessen sie da allezusammen willkommen. Bei Hofe entstand ein grosses Gedränge von Rittern und Frauen, und da ward viel geschauet. Eine alte Frau, welche Herlint hiess, sprach: Woher diese Herrn gekommen sind, das ist ein wunderliches Land, sie tragen so manchen Edelstein mit Golde geziert an ihrem Gewande, dass man wohl den König sehen möchte; der solche Boten sendet.

Llupolt bat nun um Erlaubniss, seines Herrn Botschaft anbringen zu dürfen, und nachdem Constantin dies gestattet, sprach er: Mein Herr begehrt deine Tochter, er ist Rother geheissen, sitzet jenseit des westlichen Meeres und ist ein mächtiger Mann; wollte es Gott, dass sie zusammen kämen, so gewänne nie ein Weib glücklicheres Loos mit einem Manne. Da sprach Constantin: „Ich muss darüber zürnen, dass ich die Rede erlaubet habe; aber du hast wohlgethan, dass du zuvor fragtest, ob du deine Botschaft anbringen durftest, denn es hat noch keiner meine Tochter begehrt, der nicht das Haupt verloren hätte *). Das geschieht euch nun nicht, aber ihr seid alle Gefangene und sehet eures Herrn Land nimmermehr.“ Man warf die Helden in einen tiefen Kerker, wohin kein Sonnenlicht noch der Mond schien, wo sie Frost und Nässe zu ertragen hatten, und Mühe und Noth ausstanden. Die daheim genug gehabt, konnten sich nur mit dem Wasser laben, was unter ihnen war. Mancher Mann weinte um sein Leben; ihres Herzens Reue war gross, und sie hatten zu keinem Troste Hoffnung. Doch half ihnen der gütige Gott durch seine Allmacht, dass sie zusammen gesund heim kamen. Sie warfen sich in Kreuzgestalt an die Erde und riefen Gottes Beistand an.

König Constantin ging aber mit seinen Mannen zu den Schiffen, um die Kostbarkeiten zu beschen, die darin lagen. Die Jungfrauen gingen auch mit ihnen. Da sah man soviel Schönes und Reichthum, dass es keiner berichten kann. Der König liess Alles nach der Stadt tragen und übergab es seinem Kämmerer, der es so bewahren sollte, dass man es gleich hätte, wenn es verlangt würde. Wenn ein Ross stürbe, sollte ein anderes dafür eingestellt werden. Nun währte es Jahr und Tag, dass die Mannen im Kerker lagen und sich sehr quälten. Auch Rother trauerte daheim sehr über seine Boten; er rang die Hände und dachte hin und her, wie er erfahren

*) S. Sanct Oswald.

möchte, wo seine Boten wären. Da gingen die alten Rathgeber, deren Freunde in der Ferne waren, mit vielem Weinen zu ihrem Herrn und baten ihn, dass er selber zusehn möchte, ob sie noch am Leben wären.

Rother sass mit traurigem Herzen auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, sprach zu niemanden und dachte nur, wie er nach Griechenland kommen möchte, wohin er manchen herrlichen Boten gesandt hatte. Er liess Berchter, einen alten Mann, mit dem er sich stets berieth, und der sieben Söhne hatte, vor sich kommen und fragte ihn, wie sie nach Constantinopel gelangen möchten; denn wenn König Constantin seine Boten enthauptet habe, so wollte er nicht auf römischer Erde bleiben und es solle jenem an den Leib gehen. Berchter antwortete, er habe zwölf Söhne gehabt, davon sei Helfreich auf der Fahrt gegen die Heiden in Gottes Dienste erschlagen; auf der Botschaft gen Griechenland seien sieben, von denen Liupolt und Erevin die ältesten, um welche er nimmer aufhören könne zu klagen. Nun rathe er seinem Herrn, Heerfahrt zu rüsten gegen Ungarn und Griechen, er wolle ihm tausend Ritter zuführen. Rother antwortete, dass er den Rath der andern Herren auch noch hören wolle, ob einer bessern Rath wisse; denn warum sollte man mit so grosser Schar zu den Griechen kommen, da man doch in der That nicht wisse, ob die Boten getödtet. Rother ging mit dem alten Herzoge zu Hofe und sie verkündigten es den übrigen Mannen, welche alle zur Heerfahrt riethen; nur ein alter Herzog rieth davon ab. Da half aber der Vater seinen Kindern, er sprach: „Ja, du zaghafter Mann, wie durftest du solchen Rath geben?“ Da schlug er ihn mit der Faust, dass ihm das Blut aus dem Halse fuhr und er drei Nächte lag, ohne dass er hörte oder sprach. Berchter's Mannen sprachen, ihm wäre recht geschehen. Nun kamen die Herren noch mit einem Rathe zum Könige und sagten, dass, wenn er mit Heereskraft zu den Griechen führe, er leicht den Schaden davon haben möchte, denn wenn von den

Boten noch welche lebten, würden sie dann gewiss sterben müssen. Er solle seinen Schatz aufthun und davon austheilen, damit er sich tüchtige Männer zur Fahrt erwürbe. Das war Rother zufrieden, sandte Boten weithin in die Lande und liess verkündigen, wer reich werden wollte, der sollte zu Hofe kommen, er bedürfte zu einer Angelegenheit guter Knechte. Auch sandte er einen Brief in ein unkundiges Land, da sass der Riese Asprian, der sonst nimmer zu Hofe kam, aber wegen der dringenden Aufforderung sich aufmachte und riesige Mannen, welche schreckliche Stangen führten, mitbrachte. Des Königs Botschaften erschollen weit und die Herren rüsteten sich, damit sie in schönem Aufzuge nach Hofe kämen; Rother gewann grosse Heereskraft, in grossen Scharen ritten die zwei und siebenzig Kronen und kamen vor den König zu Rom. Da sahen sie auf dem Platze gehen einen wunderlichen Mann, den mochte kein Ross tragen; er führte eine stählerne Stange von vier und zwanzig Ellen und ward viel angegafft. Es war der Riese Asprian.

Als Berchter die Riesen sah, sprach er: „Ich sehe da wackere Helfer, die wohl zu fechten vermögen. Nun, lieber Herr, empfange sie mit Ehren. Sie sind breit in der Brust; wo erwarb wohl eines Königes Genoss so kampflustige Männer? Wer ihren Zorn erregte und nicht willig ihnen vor der Stange entwiche, der durfte um seinen Leib hinfort nicht einen Pfennig geben. Führest du zwölf von diesen Wiganden über Meer, so darf uns kein Mann mit seinem Volke bestehen. Sind sie auch am Hofe ungelegen, so sind sie doch so kampflustig dir zu Hilfe und zum Frommen erschienen.“ Die Riesen auf der Kampfbahn (Schlossplatz) trugen lichte Helme, schneeweisse Panzer, mit grossem Fleisse gearbeitet, Schwerter und Stangen und lange Geiseln, was die Riemen daran sein sollten, das waren Ketten, woran grosse Knöpfe hingen. Jeder, der sie gesehen hatte, wunderte sich, was mit ihnen geschehen konnte.

Der König empfing die Riesen allzusammen, sagte ihnen seine Noth und wie er in Reckenweise aus dem Lande fahren müsse nach Constantinopel, unter fremdem Namen, denn er wähne, König Constantin habe seine Boten enthauptet, da es nun Jahr und Tag sei, dass er keinen gesehen. Da traten die Herren in einem Ringe zusammen, und beriethen sich mit Weisheit und sprachen, Berchter solle König sein, bis ihr Herr zurückkäme. Der Herzog aber sprach: Ich darf hier nicht Gericht hegen; denn befiehlt man mir das Land, so wird es beraubt und verbrannt und die Marken werden sehr verwüstet. Darum wählet einen andern, ich will mit nach meinen Söhnen fahren. Nun bittet Amalgeren, der mag wohl Herr sein. Diesem befahlen sie also Krone und Gericht zu Rom; er war von Tengelingen.

Der König Rother nahm nun zwölf edele Herzöge mit sich und jeder Herzog zweihundert Ritter, die besten, die zu Hofe gekommen waren; König Asprian führte seine zwölf Mann mit sich, darunter war ein schrecklicher Riese, den musste man sehr hüten, und er ging gebunden wie ein Löwe; er war der allerkühnsten einer, der je einer Mutter Sohn hiess, und wenn man ihn von der Kette liess, so hatte der das Leben verloren, der ihn erzürnte. Mit Drohen und mit Minne gewann ihn Asprian zu seinem Dienstmann; Witold hiess der gute Held.

Der König hiess das Gefolge mit Amalgeren zurückreiten und das Reich tapfer bewahren; er selbst wandte sich nach der Stadt Bari, wo die Kiele lagen, worin der Held über Meer fahren sollte. Sie wurden mit Gold beladen, mit Sammet und Seiden; aus den Schatzkammern des Königs führte man auf Wagen viel herzu auf die Kiele und mancherlei Stoffe. Der König liess auch Leute berufen, welche es verstanden, künstlich in Gold zu arbeiten, das Geschmeide führte er alles mit sich; es war soviel, dass bis zum Tage des jüngsten Gerichts kein Mann mehr so viel haben wird. Der König nahm seine Harfe zu sich und hiess die Riesen und das Volk ein-

steigen. Man stiess vom Gestade, zog die Segelriemen an und fuhr gen Constantinopel über die breite See. Der König ersann eine List und sprach zu den gesammten Herren: „Wir sollen jetzt in ein fremdes Land, das ist fürwahr kein Kinderspiel; darum müssen wir mit Klugheit für Leib und Leben sorgen. Ich bitte euch alle, heisset mich Diethrich, so weiss kein Fremder, wie es um mein Gewerbe steht.“ Das gelobten sie ihm mit einem Eide. Als die Helden an das Gestade kamen, liefen die Bürger zusammen und wollten ihren Schmuck sehen. Da begannen die Riesen alsbald auf dem Sande zu fechten und es erhob sich eine Flucht, dass einer nicht auf den andern wartete. Hastig kam einer zum Könige Constantin und verkündigte es und fragte, was das für Volk sein möchte? Die Königin fragte nach ihrer Absicht, aber der Bürger erwiederte, dass er nichts davon sagen könne, weil er und andere kaum die Schiffe beschn, es sei schreckliches Volk darin mit langen eisernen Stangen, und einer läge seines schlimmen Zornes wegen gebunden im Schiffe.

Den gebundenen Riesen liessen die Ritter als Wächter am Gestade und zogen mit weissen Maulthieren und apfelgrauen Rossen, denen die Mähnen schön geschmückt waren, in das Land, und die Riesen liefen in ihren Streitgewändern neben her. König Constantin rieth hin und her, wer die Fremden sein möchten? Da sprach einer von seinen Räthen, dass er übel gethan habe, die Boten gefangen zu legen, denn die da mit den langen eisernen Stangen gekommen, denen könne kein Mensch widerstehen; er habe den Teufel (*valant*) gereizt.

Es war an einem Ostertage, als Constantin mit Pracht am Poderamishof (Hippodromos) sass, mit Grafen, Herzogen und Freiherren, welche er in sein Haus geladen hatte; die wurden aus Furcht von Schweiss gebadet, als sie gewahrten, wie die Riesen tobten.

Dietherich und seine Mannen wurden vom König und der Königin wohl empfangen; Herzoge gingen ihm entgegen und zwei Grafen sollten Asprian's Stange neh-

men, aber sie war so schwer, dass sie dieselbe fallen liessen und nicht aufheben konnten. Dietherich stand vor Constantin's Stul und sprach geziementlich: „Ich habe viel von deiner Trefflichkeit gehört und meine Noth ist jetzt so gross, dass ich nicht alles sagen kann. König Rother, welcher jenseits des westlichen Meeres sitzt, hat mich aus seinem Lande vertrieben, und ich komme, um dir meine Dienste anzubieten; thust du es nicht, so muss ich Rothern meinen Leib geben.“ Während Rother so sprach, trat der Riese Asprian auf, dass er bis an das Knie in die Erde sank. Constantin berieth sich mit seinen Herren, und obwohl es ihnen leid war, dass sie in das Land gekommen, so hielten sie doch aus Furcht es für das Beste, sie zu behalten. Constantin eröffnete ihm das und setzte hinzu, dass er gewähnt habe, er komme um die Jungfrau zu werben, welche er mit Fleiss erzogen, wie auch König Rother gethan, dessen Boten er aber gebunden liegen habe, dass ihr Herr sie nie mehr sehe.

Als Asprian die Rede vernahm fasste er den Schild und forderte sein Streitgewand. Er sprach: „Man thut uns hier Unrecht; ihr habt meinen Herrn für zu schwach gehalten; Rother sandte gute Boten in dieses Land, wer die binden hiess, möchte es leicht entgelten; soll es hier zum Streite kommen, das wisse der waltende Gott! so läge Mancher hier todt, ehe wir gefangen würden oder meine Stange zerbräche.“ Schnell trat er in den Ring; doch Constantin sprach: „Herr, ihr zürnet ohne Noth. Die Rede, die ich gethan, sollte euch nicht zur Kränkung sein und mein Drohen war nicht mit Ueberlegung gethan, das glaubet mir, Herr Asprian. Meine Rathgeber haben mich bethört, dass ich jetzt keinem Helden auf die rechte Art zu antworten vermag; es geht mir im Leibe umher und hat mich so überwältigt, dass ich gegen eures Herrn Mannen keine kluge Rede vorbringen kann.“ Asprian's Zorn verging. Diethericbs Mannen herbergeten sich nahe an dem Thore, damit sie sich vorsahen. Die Kämmerer gingen hin, mieteten zwölf Wagen und führten darauf

die Schätze aus den Schiffen; vor denselben ging ein fürchterlicher Riese, den sechs andere Riesen trieben und ihn sich ungeberdig stellen hiessen, damit die Bürger immer mehr von Diethérichs Mannen sagen möchten. Der nahm zwei Steine und schleuderte sie, dass Flammen herausfuhren. Da flohen die Griechen und es folgte mancher Mann, bis er zu Constantin kam. Ein Graf aber sprach: Hier fährt des Teufels Brut, und wenn es mir auch zur Schande gereicht, bei dem heiligen Licht! ich warte ihrer vor dem Könige nicht. Als die Königin den gebundenen Riesen sah, sprach sie: Nun sieh, Herr Constantin, da führen sie deinen Meister, zwar noch in Ketten; aber, o weh! wie thöricht sind wir gewesen, dass wir unsere Tochter dem Rother versagt haben, der diese über Meer vertrieben hat. Nun möchtest du diese fangen oder schlagen, wenn du meinem Rathe gefolgt wärest. Ich wähne aber, dass, wenn diese dich um etwas bäten, du es aus Furcht thun würdest. Hätten sie meine Gesinnung, so forderten sie für sich das Weib, welches so manchen Mann in Unglück gestürzt und ihm das Leben gekostet hat. Ich denke, du darfst eher mit der Hand in das Auge greifen, als diese Helden erzürnen.

Die Recken brachten ihre Rosse in den Stall und herbergeten auf dem Hofe, sie hingen sich ihre Mäntel um und gingen geziementlich vor Constantin; sie trugen ihre Schwerter, der unwissende Hofmann hatte bei ihnen keinen Werth und durfte auch nicht zu ihnen gehen. Der gebundene Riese hatte sich mit einem goldenen Panzer geziert, um ihren Reichthum anzudeuten, dazu einen stählernen Hut, der mit grossem Fleisse gearbeitet war, Hosen von Ringen und darüber einen goldenen Wappenrock; so dass die Jünglinge sagten: Heute sehen wir das beste Gewand, welches in dieses Land kam. Man legte die Tücher auf und König Constantin ging zu Tische in einem schönen Palas. Die Kämmerer, Truchsessen und Schenken bedienten, aus Furcht, die Gäste mit grossen Ehren. Vor Constantin stellte man einen er-

schrecklichen Löwen hin, der niemand vor sich leiden wollte und den Knechten das Brot wegnahm. Da er bei Tische viel Ungemach anrichtete, ergriff ihn Asprian mit der Hand und warf ihn an die Wand des Saales, dass er zusammenbrach. Wie leid es auch Constantin war, so regte er doch keinen Fuss. Gott müsse uns vor diesen Herren behüten! sprachen da zwei Herzöge, und einer ging hinaus und erzählte dem Gesinde: Da hat der eine Valand den Löwen an die Wand geworfen, weil er ihm das Brot genommen; wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so vermeidet ihn und hütet euch, wenn ihr euer Leben behalten wollt, ihm sein Brot zu nehmen, er wirft euch sonst an die Wand des Saales.

Die Königin sah es gern, dass der Löwe getödtet war. Sie lachte Constantinen an und sprach: „Komm, sieh doch, wie jener Hofmann, der da vor dem Tische steht, dein Federspiel erzogen hat. Es kommt noch auf meinen Rath! Ja hättest du deine Tochter Rothern nicht versagt, der diese vertrieben hat, so riethe ich, die Boten, mit schönen Gewändern beschenkt, heimzusenden. Bedenke, dass du dich dieser nicht erwehren kannst, wie wolltest du dich gegen Rothern wehren? Wenn er an seine Mannen gedenkt, so ist dein Reich verloren.“ Sie rieth ihr die Gefangenen zu geben, dass sie dieselben ausgestattet heimsenden könnte, sie hätten sehr schweres Leben. Constantin sprach, dass er das durchaus nicht thäte, möchte es ihr lieb oder leid sein; er liesse die Gefangenen nicht aus Griechenland, so lange er lebte. Die Königin stellte ihm vor, dass sie alle von Adam abstammten, und er möge Gottes gedenken; gebe mir einer, setzte sie hinzu, einen solchen Helfer, wie jener gebunden da liegt, so wollte ich sie wohl wider deinen Willen in ihr Land heimkehren sehen. Berchter sprach zu dem Könige, seinem Herrn: Ich hoffe auf die Königin; es kommt uns zu Gute, dass Asprian dem Löwen so weh gethan hat, ihr Herz freuet sich darüber. Die andern möchten, dass wir so fern wären, dass sie uns nicht

sehen könnten; sie gehen einander zuraunend aus und ein, und keiner denkt, vor uns sein Leben bewahren zu können. Gedenke nun auch an die Armen, die hier in grosser Sorge leben, was mich sehr jammert. Hilf ihnen zu deiner Ehre, denn du bist reicher als Constantin.

Dietherich lobte das, und als man das Wasser genommen, trat er vor Constantin und bat, in seine Herberge ziehen zu dürfen. Nun helfet mir, Frau Königin, sprach er, denn ich führe eine hilflose Schar, die trefflichen, die ich hatte, hat mir Rother erschlagen. Constantin sprach: „Ich erlaube es gern, fahre zur Herberge, und so du etwas begehrst, was ich habe, so soll es dir werden; ich will dir gern Lohn und Ehre geben, damit du deinen Hofmann anhältst, dass er züchtig zu Tische geht; denn ihr erschrecket mir das Weib, welche mir lieb wie mein Leben ist; meinen Mannen möchte es nicht schaden, die sind es oft gewohnt, aber in diesem Saale ist es selten geschehen.“ Da sprach der Riese Asprian: Herr, es that mir sehr Noth, dein Wehrwolf nahm mir mein Brot.

Dietherich fuhr zur Herberge und stellte sich vierzehn Nächte, als ob er unpässlich wäre. Den Armen aber, welche ihm Gott sandte, wurden die Pforten aufgethan, sie liessen sie ein und ausgehen und gaben ihnen für ihre Nothdurft. Berchter, Asprian und andere Dienstmannen Dietherichs empfingen dieselben gut, richteten ihnen allen den Tisch zum Imbiss an, welche die Helden besuchten. Das war den Armen sehr Noth, denn in der Stadt bot ihnen keiner etwas. Auch die Ritter, welche aus Armut weder Kleider noch Rosse hatten, und denen deshalb verboten war, an den Hof zu kommen, zogen in grosser Schar zu Dietherich und er setzte sie neben sich, liess ihnen einschenken und gebot den Truchsessen, keinen dieser fremden Gäste zu vergessen. Man erforschte, wer den Namen Ritter führte, und der bekam Rosse und seidenes Gewand und zu den Rossen stählerne Ringe. Der Riese Asprian trug da manchen Mantel aus den Kammern herbei, band ihnen Schwerter um und gab ih-

nen Fahnen in die Hand. Da begannen sie zu buhurdiren und freueten sich, und man rühmte Dietherich sehr am Hofe. Da kam auch eine wackere Schar, die hatte sich versäumet und fürchtete, dass ihr nichts gegeben werden möchte. Berchter ging um sie herum und schauete, wie ihr Ansehen war. Mancher Mann sass nackend und sie schämten sich sehr. Berchter aber sprach zu seinem Herrn: „Du sollst sie alle behalten und reich machen; sind unter ihnen nicht edele Mannen, so mögt ihr mir das Haupt abschlagen.“ Da wurden die Armen reich beschenkt und empfingen in Christi Namen. So dauerte es nicht lange und Dietherich hatte sechstausend Mann, die ihm alle Tage zu Dienste waren.

Da kam nach Constantinopel gegangen ein Graf, der hiess Arnolt; er führte ein bedürftiges Volk, drei freie Herren, die grosse Ehren in ihrem Lande verloren hatten. Traurig gingen sie umher in der Stadt und niemand gab ihnen etwas. Da sprach der beste Ritter, der von Dietherich viel Gut gewonnen; „Ich sehe es euch Herren wohl an, dass ihr der Armut nicht gewohnt seid; drum wollt ihr meinem Rathe folgen, so gehet zu Dietherichen, der hilft euch wahrlich aus eurer Noth, und wenn ihr es von mir annehmen wollt, so gebe ich euch ein Gewand, damit ihr euch nicht so sehr schämet. Graf Arnolt dankte und begab sich mit seinen Verwandten zu Dietherich, der ihn freundlich empfing und fragte, wer er wäre? Der Traurende sprach, dass seine Feinde durch ihren Uebermut ihn verjagt und er nun in seiner Armut käme, Diethericbs Gnade anzusprechen. Der erwiederte, dass ihm diese zu Theil werden sollte, und berieth sich mit Berchter, was sie ihm geben sollten. Berchter ermahnte zu grosser Freigebigkeit und man gab ihm tausend Mark Goldes und darüber, damit er in der Stadt einen guten Hof gewinne; Asprian erbot sich, ihm dreissig Ritter ein Jahr lang zu kleiden.

Der Graf ging fröhlich an Constantin's Hof und sagte, wie man ihn beschenkt. Da sprach die Königin:

Weiss Gott, er mag wohl edel sein; o weh! wie ich nun verstossen bin, dass meine Tochter dem versagt ward, der diesen Helden vertrieben hat; Rother ist reich und mag wohl Gewalt haben. Frau, ihr sprechet recht, sagten Constantins Mannen, der Teufel thue denen den Tod, die es abwendeten; wären wir mit König Rother gefahren, er hätte uns mit grossen Ehren wieder über das Meer gesandt; nun können wir nichts besseres thun, als zu Dietherich zu gehen.

Der landflüchtige Graf nahm seine Verwandten und ging zu Dietherich, der ihn freundlich empfing und ihn vor in die Stadt sandte, wo Berchter ihm einen Hof gab und Asprian dreissig edele Ritter mit grossem Gute. Da wollte des Königs Ingesinde nicht ablassen, Dietherichs Mannen zu werden; denen folgten bald die freien Herren nach und die edeln Grafen und alles, was an Constantins Hofe war, die reichen Herzoge ausgenommen, alle zogen in Masse zu Dietherich, der ihnen täglich Gold, ungeschnittenes Seidenzeug und schneefarbene Mäntel gab. Da ward Dietherich von all' den Herren sehr gelobt.

Als die Ritter mit den schönen Gaben zurückkamen, da erhub sich früh und spät das Reden darüber in den Gemächern der Frauen, wie Herr Dietherich so herrlich lebe. O weh, sprach die junge Königin, wie soll ich es von meinem Vater erlangen, dass wir mit Ehren den Helden zu sehen bekommen? Ich weiss es führwahr nicht, sprach Herlint; aber du bist deines Vaters einziges Kind und ihm sehr lieb, nun erbitte von ihm ein Fest und dass er die Helden in das Haus lade, so mögen wir ihn am allerbesten sehen und besser mag es nie geschehen. Die Jungfrau ging schnell zu ihres Vaters Gemache und sprach: Wolltet ihr jetzt hier, mein Vater, ein Fest anstellen! Das dünkte mich ehrenvoll! So sammelt eure Mannen, damit die Recken sagen, dass ihr reich seid. Ich weiss nicht, wozu der Fürst soll, wenn er nicht bisweilen einen glänzenden, freudigen Hof hält. Wohl dir, meine Tochter, dass du lebest, sprach Constantin, und

dass du nach dem Hohen strebest, du räthst stets das Beste. Ja, ich will Gäste haben, dass man immer sagen soll, welche Freude hier bei dem Feste gewesen ist. Das Mägdlein ging wieder in ihre Kammer; der König aber sandte die Boten weithin und berief die Ritter zu der Wirtschaft*), die beschlossen war. Er hiess sie alle zusammen kommen, und wer sich irgend dawidersetzte, dem gebot man es bei der Weide, dass er gern käme, sonst hinge man ihn. So gesellte sich Mann zu Mann, jeder zu seines Gleichen, kleideten sich prächtig und erhoben sich zum Poderamishofe, sechszehn Herzoge und dreissig Grafen. Als die Fürsten nach Constantinopel kamen, waren sie dort über Nacht, und als der Tag anbrach, nahm jeder Kämmerer für seinen Herrn einen Platz, der ihm vom Hofe angewiesen war. Für Dietherich hiess man Asprian sorgen, welcher einen guten Sitz von Elfenbein mit edelen Steinen aufstellte und einen herrlichen Tisch, dass Dietherich ohne Schande da sitzen mochte. Da war ein stolzer Herr da, Herzog Friedrich, dessen Kämmerer versäumte sich, und hiess Asprianen die Bank näher rücken, denn sein Herr sei reich und mächtig, wie der König Constantin. Nun räume, du grosser Schlauch, sprach er, wir müssen die Sitze bei einander haben. Asprian sagte: Daraus wird nichts, man hat mir diesen Platz von Hofe angewiesen. Es würde mir gut scheinen, wenn ihr euren Zorn bis auf eine andere Zeit verschieben wolltet. Der Kämmerer erzürnte sich und verliess sich auf die hundert Mannen, die mit ihm gegangen waren; es kam ihm thöricht vor, dass Asprian dagegen reden wollte, und er stiess ihm eine Bank nieder. Da hub Asprian, der gute Held, die Hand auf und gab ihm eine Ohrfeige, dass ihm der Kopf zerbrach. Die Mannen griffen zu den Schilden und wollten Asprianen schlagen; Herzog Friedrich wappnete sich selbst und rief seine Gefährten. Da erhub sich das Ge-

*) Vergl. Grosse Rosengarten (v. Wilh. Grimm. Götting. 1836) V. 343—41:
Dô gab man den küenen recken eine gröze kraft,
daz man ûf der fürsten hofe heizet wirtschaft.

schrei, dass Diethérichs Kämmerer bei Hofe mit grosser Gewalt bestanden würde, und jener, welcher gebunden dalag, begann zu brummen, wie ein Bär, zerbrach seine Ketten, ergriff eine stählerne Stange von vierundzwanzig Ellen und liess nichts von dem gesund, was ihm in den Weg kam. Da sprach der Riese Grimm: es wird hier innen übel werden, ich sehe Widolten kommen, denkt darauf, Herr Asprian, dass ihr ihn mit List fraget, was ihm die Leute gethan haben, dass er ihnen so feind sei. Widolt sprach: Herr, man sagte mir, dass du in grosse Noth gebracht wärst, und wenn das einer gethan hätte, so würde ich sie alle todtgeschlagen haben. Nein, sprach Asprian, man hat mir nur Ehre und Gutes gethan; daher lasst euren Zorn und gebt die Stange her. Ein Riese nahm sie ihm aus der Hand.

Dem Herzoge that aber sein Kämmerer leid und das Volk allesammt erhob sich gegen Asprian und wollte ihn schlagen. Da begann Widolt, der kühne Mann: „Was bedeutet jenes Gedränge? O weh, meine Stange! Wollen sie dir schaden, das entgelten sie heute sehr, und so ich nicht umkomme, muss ihrer vielen heute noch weh werden.“ Mit der Faust schlug er einen darnieder, fasste den edlen Herzog, riss ihm den stählernen Hut ab und zog ihn bei den Haaren auf; im Gedränge entkam er ihm aber, als er auf die andern losging. Da wurde mancher Mann gestossen, dass er unsanft auf den Boden kam. Nun weiss ich nicht, wie ein Spielmann nach Hofe zu dem Könige kam und ihm sagte, dass es grosses Fechten gebe. Er sprach: „Da theilte einer Schläge aus mit der längsten Stange, die ich je mit Augen gesehen, bis man sie ihm entriss. Ihm waren sie alle recht, Arme wie Reiche, er raufte sie fürchterlich. Mir ist es nur lieb, dass ich so fortkam; warf er mich doch über vier Männer weg, dass meine Füsse die Erde nicht berührten. Ich stand ihm aber auch in Lichten, wo er meiner nicht bedurfte.“

Widolt ward gefangen, gebunden und zur Herberge gebracht; da ging jeglicher Mann schnell davon und die

Klage wurde gross vor Constantin über Diethérichs Kämmerer, dass sie gerauft wären. Constantin sagte, dass es ihm sehr leid sei, aber sie sollten es seinem Herrn sagen, ob der ihn richten wollte, er unterwände es sich nicht. Als Dietherich das vernahm, liess er seine Mannen zu sich kommen und den kühnen Widolt auf den Hof führen. „Hat er irgend jemand beschädigt, sprach er, so soll es ihm an das Leben gehen, hier vor eurem Angesichte.“ „Wir erlassen ihn des Gerichtes, sprach Herzog Friedrich, der Teufel ist wohl selbst gekommen, da er her zu Hofe kam.“ Sie schüttelten sich die Hände und gingen vor den König, wo sie sprachen: Nein, Herr Dietherich, erlass ihm das Gericht, er hat uns nicht solchen Schaden gethan, dass wir es dir klagten. Da du Held vertrieben bist, so soll man dich, weiss Christus! in diesem Reiche in Ehren halten, das steht uns besser an. Dafür dankte ihm der Held, und die, welche gerauft waren, schwiegen.

Der König aber klagte der Königin, wie er in den fremden Rittern, die aus andern Reichen hergezogen, gehöhnt worden, da sie gerauft und geschlagen wären. Das habe Diethérichs Mann eines Stules wegen gethan. Wenn man nur die Schützen gerufen hätte, dass diese sie niedergeschossen, so wären sie nicht davon gekommen und er wollte froh sein. Die Königin erwiederte: Lass dein unnützes Geschwätz, wärest du ihm so nahe gewesen, dass du ihn recht gesehen hättest, dir hätte kein Bogen geholfen. Wäre Rothern unsere Tochter gegeben, so dürfte dich niemand höhnen, der hätte dir aus seinem Lande so wackere Kämpfer gesandt, dass dich Niemand bestehen dürfte. Nun dulde Hohn und Schaden in deinem Lande von Diethérichs Mannen.

Constantin unterdrückte seinen Zorn und liess seine Tochter zu Tische kommen. Sie säumte nicht, erschien mit hundert edelen Frauen und trug, wie ihr Vater gewollt hatte, eine goldene Krone. Die Frauen waren alle kostbar gekleidet in seidenen, mit Gold allenthalben ge-

stickten Obergewändern, und Zobel und Purpur darunter. Da hob sich das Gedränge von manchem schnellen Manne mit Herrn Dietherich. Die Recken waren schön in Seide gekleidet, trugen goldene Mützen und Edelsteine daran, Dietherich hatte einen Karfunkel, der Alles überstralte. Da schaueten die Gaffer sehr nach den Gewändern der Ritter. Die Festlichkeit dauerte drei Tage. Am dritten Tage zog das fahrende Volk vor die Tische und Dietherich gab fürwahr allen reichlich; einem armen Spielmanne gab er seinen Mantel und so thaten alle, keiner von denen, die mit ihm waren, behielt sein Obergewand. So endigte sich das Fest; jedermann ritt heim und Diethe-richs Helden fuhren zu ihrer Herberge und mussten gekleidet werden. — — (Lücke.) Nach dem Feste ging mancher Mann zu den Gemächern der Frauen und erzählte von der prachtvollen Kleidung, welche der Recke Dietherich wieder angelegt.

Als das Mägdlein so viel vernahm, begann sie den ehrenreichen Mann von ganzem Herzen zu minnen, obschon sie ihm damals noch fremd war; seitdem gewann sie manche Weltwonne (Lebensfreude) mit ihm, auch manches Trübe darunter.

In dem Gemache ward es stille und die Jungfrau sprach: O weh! Frau Herlint, ich hätte den ehrenreichen Helden Dietherich gern verstohlen in meiner Kammer gesehen, wenn es mit Zuchten geschehen könnte. Wer mein Bote sein wollte, sollte guten Lohn haben. Fürwahr, sprach Herlint, ich will mich selbst zu ihm begeben, mag es zum Schaden sein oder nicht; er ist aber ein so tugendhafter Mann, dass wir ihn ohne Schimpf werden sehen können. Herlint ging eilig in eine Kammer, schmückte sich mit einem Gewande und so ging das listige Weib zu Dietherich, der sie freundlich empfing, sass nahe bei ihm und redete dem Recken in das Ohr: „Dir entbietet holden Gruss meine Frau, die Königin, welche dir in Freundschaft zugethan ist, du sollst zu ihr gehen, da will die zarte Magd dich selbst em-

pfangen deiner Ehrenhaftigkeit wegen; das magst du von der Jungfrau versichert sein."

Dietherich antwortete: Frau, du sündigst an mir vertriebenem Mann, vor dieser Zeit bin ich auch wohl in Frauengemächer gegangen. Was spottet ihr mein? Leider geschieht das stets mit dem Armen. Euere Frau gedachte der Rede nicht; auch sind soviel Herzoge und Fürsten an dem Hofe, dass ihr euern Scherz mit einem andern Manne treiben möget, dafür hättet ihr weniger Sünde; allein ihr verdient den Abgrund der Hölle, dass ihr mich für so thöricht haltet. Ich bin kein so armer Mann, ich war doch zuvor daheim ein reicher Graf.

Herlint, welche ihre Rede wohl stellen konnte, sprach: Nein, Herr Dietherich, denke das nicht von mir; ich habe es, weiss Gott! nicht gethan. Meine Frau hiess mich hergehen; es nimmt sie sehr Wunder, dass ihr doch so oft am Hofe gewesen seid und nicht begehrt habt sie zu sehen. Das geschieht doch selten von einem so stattlichen Helden. Willst du sie aber sehen, so wirst du nicht übel daran thun. Dietherich antwortete: „Ich wusste wohl, dass es Ernst war, aber es sind hier am Hofe so viele Aufpasser, dass, wer seine Ehre behalten will, sich geziementlich aufführen muss; will deine Jungfrau meine Dienste annehmen, so sage ihr, dass ich nicht zu ihr kommen kann, wegen der Missdeutungen, damit man nicht lästerlich von uns rede und Constantin mir das Reich verbiete; dann muss ich vor Rother ferner noch flüchtig sein und kann mich nirgends sicher aufhalten." Herlint wollte von dannen gehen, aber der Herr bat sie zu warten und liess eilends von den Goldschmieden zwei silberne Schuhe giessen und zwei von Gold. Asprian bat, dass sie zu einem Fusse passen sollten. Er gab sie beide der Frau und einen schönen Mantel und zwölf Armringe von rothem Golde; wie man die Botin einer Königin ehren soll.

Herlint kam zurück zu der Königin Kammer, erzählte, wie sie geehrt, und zeigte die Geschenke, sagte

aber, dass Dietherich sie nicht sehen wolle, denn ihm sei des Königs Huld lieb. Nun ziehe diese Schuhe an. Es mag auf Erden keinen schönern Ritter geben als Dietherich ist. „Es scheint wohl, sprach die Königin, dass ich nicht glücklich bin, da er mich nicht sehen will. Nun gib die Schuhe her, ich fülle sie dir mit Golde.“ Sogleich wurde der Kauf gethan. Sie zog den goldenen an und nahm den silbernen Schuh; der ging an denselben Fuss. „O weh, sprach die Jungfrau, wie er unserer gespottet hat. Mit diesen schönen Schuhen ist ein Missgriff gethan, ich bringe ihn nimmer an. Fürwahr du musst hingehen und Herrn Dietherich geziementlich bitten, dass er dir den andern Schuh gebe und mich selber sehen wolle.“ Da sprach Herlint: „Ach wie sehr müssen wir uns beide schämen! nun wisse es, sollte ich auch immer Schande davon haben, ich muss aber wieder hingehen.“ Da schürzte die wohlgethane Magd ihr schönes Gewand; sie gedachte der Zucht nicht, noch des frauenhaften Ganges; sie lief rasch über den Hof zu Herrn Dietherich. Er empfing sie so höflich mit allen Geberden, als hätte er sie nie gesehen. Der Held wusste wohl, warum sie wieder kam.

Herlint sprach: Ich muss immer noch auf Botschaft kommen; mit den Schuhen ist ein Missgriff geschehen; sie sind der Königin nach deinem Willen gegeben, nun sollten wir aber auch die andern dazu haben, daran lässt dich meine Frau mahnen und ob du sie nicht selbst sehen wolltest. Dietherich sprach, er käme gern, aber die Kämmerer meldeten ihn; doch Herlint versetzte, die seien fröhlich auf dem Hofe, wo die Ritter den Schaft schössen, im eifrigen Spiel; sie wolle voran gehen, und er solle zwei Diener nehmen und ihr schnell in die Kammer nachfolgen, bei dem grossen Geräusche würde man ihn vergessen und sei eine stille Zusammenkunft mit der Königin. Herlint wollte von dannen gehen, aber der listige Mann hiess sie auf den Kämmerer warten, er wolle nach den Schuhen fragen. Alsbald kam Asprian und klagte, dass ihn sein Herr mehr als sonst mit neuen Ein-

fällen belästige. Es seien eine Menge Schuhe geschlagen, die hätten die Knechte aufgetragen; er wolle die bringen, welche daseien. Da nahm Asprian die andern schönen Schuhe und einen köstlichen Mantel und zwölf Armringe und gab sie der Frau, die freudig von dannen ging und ihrer Frau angenehme Nachricht brachte. Dietherich berieth sich mit dem alten Berchter, ob er wohl sicher hingehen könne. Der Herzog sprach: An dem Poderamishofe sah ich viel Leute, der Schall übertönt alles, es achtet keiner auf dich. Er hiess auch die Riesen herausgehen, bestieg selbst sein Ross und führte tausend Ritter auf den Platz, dass sich lautes Getöse erhub. Widolt mit der Stange sprang vor ihnen her mit den Geberden eines Hirsches; Asprian, der der Riesen Spielmann war, überwarf sich; Grimm sprang zwölf Klafter weit; so thaten die andern auch, einer ergriff einen ungefügen Stein, damit die Aufpasser Dietherichen nicht wahrnahmen, als er hinweg ging.

Die junge Königin stand im Fenster; alsbald kam der junge Held mit zwei Rittern und ward wohl empfangen; die Kammer wurde ihm aufgethan, er ging hinein und die Königin hiess ihn selbst willkommen. Sie sprach: „Ich habe dich gern, deiner Trefflichkeit wegen, sehen wollen; zum andern aber auch darum, dass du mir die schönen Schuhe anziehen sollst.“ Sehr gern, sprach Dietherich, und setzte sich mit artigen Geberden zu ihren Füssen. Sie hob den Fuss auf sein Bein. Besser ward nie eine Frau beschuhet. Da sprach der listige Mann: Nun sage mir edele Frau, so wahr als du eine Christin sein willst, welcher von den vielen Männern, die um dich geworben haben, hat dir am besten gefallen? Herr, sprach sie, bei meiner Seele und so wahr als ich getauft bin, wenn aus allen Ländern die wackeren Helden zusammen kämen, so wäre doch keiner, der sich mit dir vergleichen könnte, und keine Mutter hatte einen so edeln Sohn, der dir gleich wäre, du Dietherich bist in allen Trefflichkeiten ein auserwählter Mann; allein, wenn ich

die Wahl haben sollte, so nähme ich einen guten und mächtigen Helden, des Boten liegen hier im Kerker, der ist geheissen Rother und sitzet jenseit des westlichen Meeres, ich will auf immer Jungfrau bleiben, wenn mir der edele Held nicht zu Theil wird.

Da sprach Dietherich als er das vernahm: Willst du Rothern minnen, den will ich dir bald bringen, es lebt auf der Welt kein Mann, der mir mehr Liebes gethan hätte; das soll ihm zu Gute kommen. Bis ihn der Zorn ergriff hat er mir oft meine Noth erleichtert und ist gnädig gegen mich gewesen, das lohne ihm Gott noch. Fürwahr, sprach die junge Königin, ich merke an deiner Rede, dass dich Rother nicht vertrieben hat, denn du wärest auch ein zu starker Held; du bist als Bote hergesandt, verhehl' es mir nicht, was mir heute gesagt wird, ist immer wohl bewahrt bis an den jüngsten Tag. Da sprach der Herr zu der Frau: Nun, ich stelle alle meine Sachen Gott und dir anheim; ja, deine Füsse stehen in Rother's Schoosse. Da erschrak die Jungfrau sehr, zog eilig den Fuss zurück und sprach: So ungezogen war ich nie, mich hat der Uebermut betrogen, dass ich meine Füsse in deinen Schoss gesetzt habe. Bist du wirklich Rother, so mag kein König grössere Trefflichkeit erlangen. Du hast in der List Meisterschaft, und hätte dich Gott hergesandt, das wäre mir innig lieb; wäre es wahr, so räumte ich sicherlich gern mit dir das Reich, denn es lebet kein so schöner Mann, den ich nehmen wollte, wenn du König Rother bist.

Da sprach Dietherich mit listigem Gemüte: Ich habe mehr Freunde als die armen Herren, welche in dem Kerker liegen; wenn die mich aber sehen, so möchtest du daran verstehen, dass ich wahr geredet habe. Fürwahr, sprach die Königin, die will ich von meinem Vater aus dem Kerker erbitten; er gibt sie aber keinem Mann, der nicht für sie bürgte, damit keiner entrinne, bevor man sie in den Kerker bringe. Dietherich antwortete, dass er sie über sich nehmen wollte. Da küsste ihn die Jung-

frau und er schied mit Ehren. Sobald Berchter seinen Herrn sah, liess er die Versammlung auseinandergehen, und Herr Dietherich sagte dem wackern Herzoge, wie die Sache stand und beide lobten Gott.

Am andern Morgen ging die Jungfrau vor ihres Vaters Thür und klopfte an. Sie war in ein schwarzes Gewand geschlüpft, hatte einen Stab in der Hand und einen Palmzweig auf der Achsel. Als ihr Vater öffnete, sagte sie ihm, ihr habe geträumet, dass der allmächtige Gott einen Boten gesendet, dass sie lebendig in den Abgrund der Hölle solle, darum wolle sie zum Trost ihrer Seele in die Fremde wandern. Constantin fragte, wie er ihr helfen könne, und sie erwiederte, dass dies nur dadurch möglich sei, dass die gefangenen Boten auf drei Tage freigelassen würden, damit sie dieselben kleiden und baden könnte, um so Gnade an ihrem armen Leibe zu erlangen. Constantin erklärte sich bereitwillig, wenn er einen Bürgen für sie bekäme. Den Bürgen zu suchen versprach die Tochter. Als Constantin zu Tische ging und Dietherich mit seinen Mannen kam, ging sie umher, trauernd und weinend und fragte, ob jemand ihr zu Liebe für die Boten mit seinem Leben bürgen wollte? Das wollte aber keiner, und so kam sie bis zu Dietherich, der die Bürgschaft auf sich nahm. Nun begleiteten ihn des Königs Mannen zu dem Kerker, und Berchter weinte, als man denselben öffnete. Erevin war der erste, der herauskam, und als der Vater ihn ansah, wandte er sich und rang die Hände. Die Grafen und die Ritter kamen heraus schwarz und schmutzig, Liupolt hatte nur ein Schürzlein um. Alle zogen zur Herberge und Erevin sprach zu Liupolt: Sahest du den alten Mann mit dem schönen Barte, der sich umwandte als er mich sah und die Hände rang, das mag wohl unser Vater sein, und es ist ein grosses Zeichen, dass wir heim kommen.

Die Jungfrau bat am folgenden Tage, dass ihr Vater erlauben möchte, dass sie nun die Ritter bediene. Sie erhielt Urlaub und ging eilig über den Hof. Da hiess

man die Boten herausgehen, legte ihnen gutes Gewand an und kleidete sie mit Sorgfalt. Die Tische wurden zubereitet und Berchter war Truchsess, während seine Kinder assen. Als die Herren so sassen und einen Theil ihres Leides vergassen, schlich Dietherich mit einer Harfe hinter den Vorhang und alsbald erklang eine Liederweise. Da entsank dem, der trinken wollte, das Gefäss und der Trank floss auf den Tisch, dem, der Brot schneiden wollte, entfiel das Messer. Vor Freuden wurden sie fast unsinnig, manchen verliess seine Noth, sie sassen und hörten, wer das Spiel machte. Liupolt sprang aber über den Tisch, er und Graf Erevin hiessen den reichen Harfner willkommen und küssten ihn. Da sah die Frau wohl, dass er König Rother war. Als die Jungfrau weggegangen war, liess man die Boten allenthalben frei in der Stadt umhergehen, aber nach dem dritten Tage wurden sie wieder in den Kerker gelegt, der auf Befehl der Jungfrau geräumt war, auch hatte sie verstohlen Betten und anderes Geräth, Semmeln und Weissbrot hineintragen lassen, damit sich die Helden erholten. Ein Mann grub aber eine Höhle, worin sie von dem Kerker kommen konnten. So lagen sie zwanzig Tage und gewannen wieder Kraft.

Da erhub sich unter dem Himmel die grösste Heerfahrt gegen König Constantin, die jemals ward, von zweiundsiebenzig Königen. Ymelot von Babylon, ein grimmiger Heide, wollte ihn zu seinem Dienstmann machen, denn er wollte alle Reiche haben mit grosser Gewalt, und in den unchristlichen Ländern widersetzte sich niemand seinem Gebote; er wollte selber Gott sein. Simelin hiess sein Weib; er verlor zu Jerusalem das Leben. Dem Könige Constantin wurde es eilends angesagt, wie er bedrohet würde; ich sah die Vorhut, sprach der Bote, es mögen wohl hundert Tausend sein. Der König wurde darüber besorgt, aber Dietherich tröstete ihn und sprach: Gib mir die Elenden, welche in Haft liegen, für meine Bürgschaft; denn hätten sie Ross und Gewand, so wäre

mancher wackere Held unter ihnen. Da war Constantin froh und hiess ihnen Alles wiedergeben, was man ihnen abgenommen hatte; dazu sandte er in das Land und liess seine Mannen berufen, so dass innerhalb dreier Tage funfzigtausend Mann zusammen waren. Dietherich nahm die Gefangenen zu seiner Schar und seine Fahne brachte zwanzig Tausend. Constantin führte manchen wackeren Kämpfer gegen die Feinde. Sie ritten sieben Nächte gegen die Heereskraft. Die zweiundsiebenzig Könige von Babylon legten sich so nahe, dass sie den Rauch von den Lagern sahen.

In der Nacht ritten Dietherich und seine Mannen an die Heiden auf Kundschaft, ob sie den König fangen oder erschlagen könnten. Widolt sprach: Fürwahr, kommen wir an sie, das ist unchristliches Volk, ich werde nicht zu sanft sein, das sollen sie gewahr werden, wenn man mir die Hände frei lässt. Asprian und zwölf wackere Ritter waffneten sich, sie legten das Streitgewand an, und waren froh zum Kampfe. Der Herzog von Meran hiess Dietherichs Mannen fleissig wachen und grossen Schall machen. Er sprach: Mein Herr will mit den Seinen zu Constantin, der hat nach ihm gesendet. Es wusste niemand um die Sache als die Blutsverwandten, die über Meer gefahren waren. Dietherich ging zu den Rossen; da leuchtete ein goldner Panzer, den trug der zornigste Mann, der je von Adam auf die Welt kam, das war Widolt mit seiner schrecklichen Stange, vor der keiner bestehen mochte. Liupolt rieth dem Riesen, nicht aus dem Haufen zu kommen, damit die Rüstung nicht zu weit scheine. Dietherich ritt mit den Seinen um die Heidenschaft und fragte, wo ihr Herr wäre, er hätte sich versäumt und brächte manchen guten Helden. Da zeigte man ihn hin. Als er zu Ymelot in das prächtige Zelt kam, zuckte Asprian das Schwert und hiess ihn still sein, wenn er das Leben behalten wollte. Der König sprach nicht, als er die Stange ansah, die dauchte ihm gar zu schrecklich. Der reiche Mann wurde gefangen. Nun

fielen sie mannhaft über das Heer her. Widolt mit der Stange schlug wie der Donner drein, und wo er hinschlug, da fuhren sie auseinander wie Staub, der dahin weht. Die Riesen schlugen auch manchen Mann und Todesfurcht jagte die übrigen Heiden in die Flucht. Darauf ward Widolt wieder gebunden und Herr Dietherich kehrte heim als ob nichts geschehen wäre. Der Wächter, welcher glaubte, die Feinde naheten, rief Constantin's Heer zu den Waffen und mancher Held des Königs sprach, dass Dietherich als ein treuloser, böser Zage sich nicht sehen lasse. Constantin ging zu seinem Zelte und rief ihn auf zu den Waffen, denn die Heiden wollten sie bestehen und der Tod nahe manchem Manne. Ymelot rief aber laut: Herr, ihr spottet ohne Noth; da ich um Mitternacht im Bette lag, kam ein schrecklicher Mann in mein Zelt und trug mich unter seinem Arm davon; die Meinen sind erschlagen. Als das Constantin vernahm, kehrte er fröhlich zurück und verkündigte Dietherich's That; da standen die beschämt, welche ihn verlästert hatten, und gute Knechte gingen zu Dietherich und dankten ihm. Auch Constantin dankte ihm und sagte, dass, wenn er irgend ein Gut hätte, welches ihm Noth wäre, es sein werden sollte.

Als der Tag aufging, nam Dietherich Ymelot bei der Hand, führte ihn zu Constantin und übergab ihn diesem. Darauf sprach der listige Mann, dass es gut wäre, einen Boten zu senden und den Frauen den glücklichen Ausgang des Krieges sagen zu lassen. Constantin erwiederte, dass, um seiner Tochter willen, Dietherich selber der Bote sein solle, sein Volk möge er zum Theil bei ihm lassen. Das war Dietherich wohl zufrieden, er nahm seine vertrauten Helden, und zog nach Constantinopel. Dort sagte er, Ymelot habe gesiegt, er sei entflohen, der Feind folge und Weiber und Kinder in Constantinopel würden des Todes sein, denn Ymelot machte alles nieder. Er getraue nicht sich zu wehren und wolle über Meer entfliehen. Da weinte Constantins Weib und bat

ihn, sie und ihre Tochter mit zu nehmen. Da führte sie der listige Mann zu den Kielen, liess durch Asprian den Kammerschatz zu Schiffe bringen und die Tochter einsteigen. Die Königin sprach: Nun, Herr Dietherich, nimm mich auch in dein Schiff zu meiner Tochter. Da sprach der listige Mann: Frau, ihr sollt euch wohl gehaben; Constantin ist nicht geschlagen, er reitet her zu Lande und kommt in drei Tagen, denn wir haben Ymelot gefangen. Ihr mögt ihm sagen, seine Tochter sei mit Rother westlich über das Meer gefahren, denn merket, ich heisse nicht Dietherich.

Wohl, sprach die Königin, dass ich je das Leben gewann. Gott, der Allmächtige, lasse dich lange mit meiner Tochter in Gnaden leben. Fürwahr, wackerer Degen, sie hätte dir leichter gegeben werden sollen, als du sie gewonnen hast, wenn es nach meinem Willen gegangen wäre. Wie Constantin sich nun um das schöne Weib quälet ist mir das Wenigste. Nun du Rother bist, fahre, theuerer Degen, wohl und Sanct Aegidius beschütze dich. Da sprach das schöne Mägdlein: Gehabt euch wohl, meine Mutter. Die edele Frau ging lachend von dannen auf Constantins Saal und gönnte es Rothern wohl, dass Gott ihn mit Ehren in sein Land heimsandte.

Als Rother über das Meer kam, ward die Frau schwanger mit einem Sohne. Das Land war aber beunruhiget und aufgeregt durch sechs Markgrafen, welche Hademar, einen Herzog von Diezen, zum König haben wollten, denn Amalger war gestorben. Diejenigen, denen Rother das Land anvertraut hatte, bewahrten aber die Krone dem reichen erblosen Manne, bis Wolfhart das Schwert gewann in glänzender Versammlung, er war Amalgers Sohn. Rother befahl seine Frau dem Schutze des getreuen Liupolt und zog umher mit seinen wackern Rittern und Riesen, nachdem die Wegmüden sich ein wenig geruhet, um Gericht zu halten, bis gegen Verona, und sie strichen durch die Berge. Die Riesen hatten grosse Noth, sie liefen gewaffnet, und einer fand Wolf-

ram, der seinen Herrn mit Ehren empfing und ihm eine grosse Schar zeigte, die Rothern entgegen zog. —

Grosser Schall erhub sich, als Constantin auf seinen Hof ritt, in der Stadt Constantinopel. Der König fragte hastig, wo seine Tochter wäre, weil er sie nicht sähe. Da antwortete die Königin: Gehab dich wohl, Constantin, jener ehrliche Ritter, der sich Dietherich nannte, das war der König Rother, der hat sie über das Meer entführt. Die will der listige Mann als Pfand behalten, bis ihm dafür gelohnet wird, dass er dir gedienet hat. Er hat uns recht gethan, wie konnten wir auch so wunderlichen Wahn haben, dass Recken so reich wären. Ihr seid nun gewarnet, Constantin, kommt wieder ein vertriebener Mann zu euch, so sehet euch vor.

Constantin weinte und betrübte sich sehr. „O weh, Frau Königin, sprach er, nun kommt uns theuer zu stehen, was Rother je einem Manne gab.“ Da fiel er vor Leid in Ohnmacht. Ymelot fand hierbei Gelegenheit, zu entfliehen und mit Kaufleuten nach Babylonien zu fahren. Als Constantin wieder zu sich kam, rief Alles: Ymelot ist entronnen! „O weh! sprach Constantin. Nun, Frau Königin, nehmet aus dem Schatz und lohnet die Helden, damit sie heimfahren und das Volk wieder zu mir ziehet, wenn Ymelot mich etwa bestehen will.“ Sie war freigebig mit dem Golde und legte den Fürsten davon reichlich auf die Schilde und lohnete den Knechten. Die Herren ritten heim.

Als die Menge sich verloren hatte, sprach ein Spielmann zum Könige: „Du sollst dich wohl gehaben; lohnest du es mir, Constantin, so bringe ich dir die Tochter zurück. Wir müssen aber einen Kiel haben, worin mancherlei Waaren sind, Gold und Steine, Wasserperlen, Scharlach und Seide, damit wir solche Güter haben, wenn einer kaufen will. Sechzig Ritter sollen im Schiff verborgen sein. Solche Waaren verlocken die Jungfrau, dass sie auf das Schiff geht und den Kram schauet, dann fahren wir sie heim. Sprich, was du mir bietest, und

wann mir der Lohn behaget, so setze ich mein Leben dagegen, ich bringe dir Rothers Weib.“ Constantin sagte, er solle aus dem Schatz nach Belieben nehmen und seines Dankes gewiss sein. Da wurde das Schiff gerüstet und beladen, Schiffer und Spielmann machten sich auf und fuhren nach Bari. Rother lag gegen seine Feinde zu Felde, um Wittwen und Waisen zu schützen. Als die falschen Griechen zu Bari an das Land gestiegen waren, legte der Spielmann seine Waaren aus, worunter er auch Kieselsteine hatte, und die Bürger kamen aus der Stadt heraus und feilschten um Gold und Seidenstoffe, und es war kein so theures Ding, das er nicht um einen Pfennig verkauft hätte. Da dachten die Bürger, er wäre ein Thor und kauften seine Waaren. Einer sah die Kieselsteine und sprach: „Gesell, was wollt ihr damit?“ Da sagte er, dass er keinen anders, als um tausend Pfund des besten Goldes verkaufe. Der Bürger sagte, das sei sein Spott, er lüge es dem Teufel an das Bein, es dünke ihm ein schlechter Feldstein. „Fürwahr, sprach der Spielmann, da habt ihr ihm Unrecht gethan und beschuldigt ihn ohne Noth. Er ist zu manchen Dingen gut. Nähme ihn eine Königin in die Hand, so leuchtete er über das ganze Land. Niemand stürbe, und wenn man einen, ehe er begraben würde, damit bestriche, so lebte er sicherlich wieder auf. Jeder, der krumm oder lahm wäre, würde gesund, wenn ihn die Königin damit berührte. Sie sollte es aber hier auf dem Schiffe thun und keine Frau dabei sein. Hätten wir einen krummen Mann und die Königin wollte hineingehen und es wäre nicht so, wie ich sage, so sollte man mich fangen und an einen Baum hängen.

Da sprach ein Ritter, der zu Bari angesehen war: ich habe zwei kleine Kinder, die seit einem Jahre krank liegen und getragen werden müssen, ich will es der Königin sagen, und wenn dein Stein hilft, so sollst du Gut genug haben. Der Kaufmann sprach: Lüg' ich, so soll man mir das Haupt abschlagen.

Da ging der Ritter hin zur Königin, erzählte ihr Alles, was der Kaufmann gesagt hatte und bat sie, um Sanct Petrus Willen, seinen Kindern zu helfen. Die Königin wollte seine Bitte erfüllen, hiess die kranken Kinder in das Schiff tragen und begab sich dahin. Zwanzig Ritter folgten ihr; aber Liupolt war ausgegangen. So wie die Königin in das Schiff getreten war, sprach der Spielmann: Wohlauf, wir wollen nach Griechenland fahren! Da sprangen die Griechen herzu, warfen die Kranken an das Land und fuhren mit der Frau und ihren Beschützern davon. Die Frau fragte den Spielmann, wer ihn gesandt habe. Das that mein Herr, Constantin, dein lieber Vater, sagte er. O weh, König Rother! sagte da das arme Weib, nun grämst du dich um mich, wie ich um dich. Die Frau hatte sich übel. Der Spielmann führte sie nach Constantinopel und sobald die Märe hinkam, es wäre die List gelungen, bewillkommneten sie Alte und Junge, und Constantin führte die Tochter an der Hand aus dem Schiffe und halsete und küssete sie. Die Mutter kam weinend und empfing ihre Tochter ungern. Constantin wollte nicht, dass die Tochter reden sollte; er hiess sie schweigen und warten, bis sie sich wohl befände.

Als in der Stadt Bari die Nachricht erscholl, dass die Frau verloren wäre, fürchtete man Rothers Zorn sehr, und Mann und Weib wollten davon ziehen. Da tröstete Liupolt das traurige Volk und sagte, es sei kein Zweifel, dass er von Rother erlange, dass er es nicht an ihnen räche. Da fielen ihm die Bürger zu Füssen und versprachen, zu thun, was er haben wollte.

Ueber sieben Nächte nach jenem Tage kam Rother mit grosser Heereskraft und fand böse Nachricht vor. Liupolt trat vor ihn und sagte, dass er sich übel gegen Rother gehalten, seine Frau sei mit grosser List durch Constantins Mannen entführt, nun fürchte er seinen Zorn, dass ihm das Leben verloren sei. Die Bürger hätten aus

Bari ausziehen wollen, allein er habe sie zurückgehalten und er sei allein schuldig, ihn möge er richten. Rother nahm den Helden bei der Hand, küsste ihn und sagte: Sei ruhig, mein Neffe, was quälest du dich? Wollte ich gegen dich zürnen, so würde ich wie Judas thun, der sich selbst verlor; sage den Bürgern, sie sollen sich beruhigen. Der alte Herzog von Meran dankte dem Könige, dass er seinen Sohn am Leben gelassen und das alte Wohlwollen gezeigt, welches er um seinen Vater verdient hätte; aber nun solle man mit Macht über Meer fahren, ihm sei der Bart nicht so grau, dass er daheim bleiben wolle. „Wo sind nun, sprach Asprian, meines Herrn Rothers Mannen, denen er hier so viel seines Gutes gab, nun bedarf er ihrer.“ Da drangen gute Helden zu dem Ringe heran und Widolt rief laut: „Hier ist ein wackeres Volk (Gefolge), Land und Leute setzen sie um deinetwillen daran, wir wollen dir helfen jenseit des Meeres; Constantins Mannen haben uns solches Herzeleid gethan, dass es mir Zorn machen würde, wenn es ihnen so hinginge. Da sprach der Held Wolfhart: „Nun Widolt es gelobt hat, dass wir dem Könige Rother über Meer fahren helfen, führe ich euch zwölftausend Ritter herbei, und meinem Neffen Liupolt will ich beistehen, wie Herzog Berchter meinem Vater das Land wieder erobert hat, als er daraus vertrieben war.“ Der Herzog von Meran sprach: Zwanzigtausend Wackere sollst du von mir über Meer führen und, das gelobe ich dir auf meine Treue, kommt mir König Constantin in den Weg, so soll er einen Schwertschlag haben, dass er nicht wieder denken mag; er hat mir sehr leid gethan, denn ich denke noch daran, wie er Liupolt gemartert hat.

Die Herren lagen über Nacht noch in der Stadt Bari; am Morgen räumten sie den Sand und die Fürsten zogen durch das Land. Liupolt gegen Meiland, Berchter nach Meran, Wolfhart gen Tengelingen. — Wie sie dem Herrn Rother mit Ehren die gute Mutter des Pipin gewannen, von dem Karl abstammte und eine edele Magd,

die heilige Gertrud, das sagt das Lied, welches nicht aus Lügen gedichtet ist. —

Als sich die Zeit nahete, rüstete sich mancher Mann zur Heerfahrt. Der Herzog von Meran kam, der alte Wigand, und verkündigte dem Könige, dass er vorweg gesandt wäre, er solle sich aufmachen und mit den Bürgern aus der Stadt reiten, um die Helden zu empfangen, die er sehen würde, ehe der Tag zu Ende ginge. Da zogen sie entgegen und zuerst kam Liupolt, der zwanzigtausend Mann führte. Dann folgten mit Wolfhart funfzigtausend. Rother empfing die beiden Herren wohl, und Asprian bedauerte, dass er keine Sammlung habe in seinem Lande anstellen können, Widolt aber tröstete ihn, dass er seine Schuldigkeit schon thun wolle. Die Herren blieben bis auf den andern Tag, da empfingen Liupolt und Wolfhart, auf Befehl des Herzogs von Meran, das Schwert durch Erevin. Dem Könige riethen sie, aus der versammelten Kriegsmannschaft dreissigtausend auszulesen und die übrigen nach Hause zu schicken. Da nahm der Riese Asprian, wie ihm Berchter gebot, von dem Golde des Königs, gab den Kämpfern und liess sie nach Hause ziehen. König Rother führte dreissigtausend über das Meer auf zweiundzwanzig Schiffen.

Laut rauschten die Segel und in sechs Wochen kamen sie nach Constantinopel. Eine Meile unterhalb der Stadt, wo Holz und Gebirge war, zogen Rothers Mannen die Rosse aus den Schiffen, damit niemand von den Griechen wusste, wie viel tapfere Kämpfer der römische König mitgebracht. Dort sprach Rother zu ihnen: Freunde und Mannen, ich will zu Constantin als ein Waller gehen und um Neuigkeit willen meinen Aufenthalt erwerben. Da sprach der junge Wolfhart von Tengelingen: Du sollst nicht allein hingehen, nimm den getreuen Liupolt mit und das gute Horn, das soll uns ein Zeichen geben. Fürwahr, sprach Asprian, vernehmen wir dein Horn, so ist die Veste verloren. Die Burg ist nirgends so weit,

wo ich und Widolt, der kühne Mann stehen, da wird der engste Pfad, den je Menschen gesehen haben.

Da schlüpften die guten Helden in Pilgrims Kleidung. Der Herzog von Meran und Liupolt, der getreue Mann, folgten dem Könige. Da kam ein guter Recke vor den Wald geritten, Rother grüsste ihn und fragte, was es gäbe, er sei ein armer Waller, der seiner Nahrung nachgehen müsse, und wenn Pilger an den Hof kämen, so wollte man gern von ihnen Neuigkeiten wissen, ob er ihm nicht welche sagen könnte. Der Ritter sprach, ich kann dir genug sagen: „Hier zu Constantinopel war ein reicher Herr, der war sehr freigebig; sein Hof stand Armen und Reichen offen und wenn ihn einer um tausend Pfund gebeten, so hätte er sie ihm so gern gegeben, als ob es zwei Pfennige wären. Warte nur, ich will dir sagen, warum ich das erzähle.“ Rother vernahm gern was er selber gethan hatte. Der reiche Edele sprach weiter: „Ich sage dir, er war so mächtig und so gütig, dass keine Zunge der Welt es aussprechen lernt, was er für Tugenden hatte. Er half den Elenden und liess die Armen kleiden und baden und die Speisetische vor ihnen aufrichten, er hatte solche Helden bei sich, wie nie ein vertriebener Mann. Er half dem Constantin gegen den König Ymelot von Babylon und die zweiundsiebenzig Könige, und als Constantin ihn als Boten hieher sandte, da gewann er die schöne Tochter und entführte sie über das Meer; das war König Rother von Rom, der tugendhafte Mann, und nun vernimm, wie ihm das gelohnet ist.“ Rother wollte von dannen gehen, aber der Held sprach: Warte, Waller, ich sage dir grosse Neuigkeit. Als mein Herr wiederkam, entrann ihm Ymelot, und Constantin sandte Boten nach seiner Tochter und sie stahlen sie Rothern wieder. König Ymelot fiel in Griechenland ein und nahm Constantinen gefangen, der lös'te sich dadurch, dass er Rothers Weib dem heidnischen Könige gab, und sie soll heute Nacht die Frau von dessen Sohn werden. Denn die Heiden sind

mit grosser Heereskraft und dreissig Königen in Constantinopel.

Da gingen die Recken schnell in den Wald zurück, und Rother weinte und rang die Hände und klagte über die Noth der Jungfrau. Er ging in die Stadt, und Berchter bat seinen Herrn, dass er die Sache vorsichtig angriffe. Constantin sass mit grosser Pracht bei einem Feste in einem herrlichen Saal; da war lautes Getöse von den reichen Königen aus der Babylonischen Wüste. Rother kam mit List zu Constantin's Tische, bei dem sass ein König Basilistium, Ymelot's Sohn, und bei diesem Rother's Weib, die sich sehr härmte. Da sprach Constantin: „Schweig, meine Tochter, mir träumte diese Nacht von dir, das sollst du mir glauben, wie ein Falke von Rom geflogen käme und dich wieder über das Meer führte.“ Da schlüpfte Rother mit seinen Begleitern unter den Tisch, dass man sie nicht wahrnahm, sie aber hörten Alles, was Constantin mit seinen Gästen redete. Die heidnischen Könige freueten sich und sprachen: „Wenn König Rother käme, so würde er im Meere ertränket oder sonst jämmerlich vernichtet.“ Das erregte Widolt's Zorn. Da sprach die Königin: O weh, sendete unser Herrgott ihn unter euch, so möchten etliche unter euch sein Nahen nicht verschmerzen.

Rother sass auf dem Fussschemel und nahm einen goldenen Fingerring, worauf sein Name stand, und gab ihn der Königin; als ihn die Frau sah und den Namen las und merkte, dass Rother im Saale war, lachte sie und sagte ihrer Mutter, dass der König von Bari gekommen wäre. Constantin sah das Lachen und sprach: Wohl dir, traute Tochter, nun freuet sich dein Vater. Die Frau entgegnete: Es reuet mich sehr, dass ich dir widerstrebte, ich thue es nicht mehr. Da sprach Ymelot: Frau, ihr lüget ohne Noth; ich wähne, euer Lachen machet uns irgend Herzeleid und Händeringen. Wir hüten unser aber wohl, hier sind schlimme Späher im Saale von dem König von Bari; wer mir das nicht glaubet, dem gebe ich

mein Haupt. Da sprach Basilistium, König Ymelot's Sohn, ich sah einen guten Fingerring, den gab deine Tochter der alten Königin; Rother, der König von Rom, ist hier innen, dass er hergekommen, magst du versichert sein. Da sprach der König Constantin: Ich heisse zwölf meiner Mannen vor die Thür des Saales treten, damit sie erkennen, wer hier im Saale ist; ist Rother darunter, so haben wir ihn bald gefunden. Wollte er aber hervortreten, das wäre ihm anständiger, als dass wir den reichen König schimpflich wie einen flüchtigen Dieb suchen.

Da berieth sich Rother schnell und der Herzog von Meran sprach: „Wir sollen hier hervor gehen zur Ehre des himmlischen Königes, damit er uns beide durch seine Allmacht vor den Heiden behüte, wie er Moses mit dem israelitischen Volke durch das schreckliche rothe Meer gehen liess. In Sanct Aegidius Namen will ich hervorgehen.“ Da traten die Herren unter dem Tische hervor und Rother sprach: „Ich bin sicherlich hier, es schaue mich, wer da will.“ Da bedroheten ihn die Könige alle, und Ymelot's Sohn, König Basilistium, sprach: „Rother, ich werde dich im Meere ertränken lassen, du denkst nicht an meinen Vater. Es geht dir an das Leben, du bist verloren und magst sagen, wie du sterben willst.“ Ja, sprach Constantin, er soll elendiglich sterben. Der reiche König versetzte: Wenn ich nicht am Leben bleiben kann, so will ich gehängt werden, dort wo du das Gebirge siehst. Gebiete deinen Mannen, dass sie dir dazu helfen, du sollst mir selbst den Tod geben. So ist es in meinem Lande Recht, dass, wenn einem Fürsten etwas geschieht, es die andern mit ansehen. Hier sind dreissig Könige, die kommen alle mit, das gereicht dir zur Ehre.“ Ymelot hiess die Könige von Babylonien Rothern fangen, und Constantin sprach, er wolle helfen, damit er nicht entrinne, auch jener Alte mit dem Barte, der die Leute sehr bedrohe. Nun hätten sie sie alle zusammen, und die Römer sollten nicht wissen, was die Könige für ein Ende genommen. Rother ward von Yme-

lot's Mannen gebunden; darüber klagte und weinte die junge Königin sehr. Mann und Weib beklagten Rother's Noth. Allmächtiger Gott, sprachen sie, warum hast du das verhängt über den, der so freigebig war! Graf Arnolt, den Rother früher auch beschenkt hatte, kam mit seinen Mannen und forderte sie auf, Rothern zu befreien. Aber die dreissig Könige führten Rothern mit wohl sechszigtausend Streitern gefangen aus der Stadt, um ihn aufzuhängen. Als sie an den Ort kamen, riefen die Heiden von allen Seiten, man solle den Galgen aufrichten. Das jammerte die Recken sehr, und Arnolt rief seine Knechte an und machte sie aufmerksam, wofür sie fechten sollten, alle, welche bleiben würden, kämen in das ewige Himmelreich. Da bestanden sie die Heidenschaft mit rechtem Glauben und schlugen ihrer viele nieder. Arnolt hatte eine Reliquie an seinen Speer gebunden. Die Heiden wichen hart bedrängt von dem Galgen und Arnolt gab das Feldzeichen aus der Hand und zog sein Schwert; sechs der Könige fanden ihr Ende von seiner Hand, so ging er auf die andern auch los, bis er Berchtern von Meran und Liupolt befreite.

Als Rother sah, dass Arnolt nahe bei ihm war, sprach er: „Nun kühner Held, schneide meine Bande entzwei, damit ich mein Horn blase, alsdann werden noch etliche mehr das Leben verlieren als zuvor, denn der Held Asprian kommt uns zu Hilfe. Als die Recken das vernahmen, waren sie froh, griffen mutig an und dachten nicht an Flucht. Noch standen sieben Könige mit achtzigtausend Mann da, als das Horn erscholl über Berg und Thal. Da rief Asprian laut: „Weiss Gott, mein Herr wird bestanden! wohlauf, Held Wolfhart, ich wähne, dein Neffe ist in Noth, und würde uns Liupolt erschlagen, der getreueste aller Treuen, so möchte uns das stets reuen.“ Widolt jagte alsbald aus dem Walde. Wie die Halsberge klang, da er über die Sträucher sprang! Held Asprian mit den zwölf Riesen eilten; mit manchem guten Knecht drang der von Tengelingen

heran und lös'te Rothern vom Galgen. Als Ymelot Asprian und Widolt herankommen sah, wollte er gern entrinnen und da ward die Flucht gross. Rother ging den Riesen entgegen und sagte ihnen, dass sie denen, welche vor Liupolt kämpften, nicht schaden möchten, weil sie ihm geholfen, und er ohne ihren Beistand doch wohl gehangen wäre von den babylonischen Königen. Da rief Grimm laut: „Die kommen nimmer wieder heim.“ Die Riesen liefen auf das Schlachtfeld, und Held Asprian schlug nieder, was ihm vorkam; Widolt hielt nicht eher ein, bis ihm die Stange zerbrach, dann zog der grimmige Mann ein schreckliches Schwert. Nun kamen auch Rothers andere Mannen hinzu und räumten auf.

Die sieben Könige hatten sich von der Menge gesondert und flohen erschreckt. Erevin rannte einen von ihnen an und hieb ihn von der Achsel bis zum Sattelknopf durch. Fünf wurden von ihnen gefangen. Es erhob sich ein unchristliches Gemetzel. Die Verwundeten lagen auf dem Felde, und wo deren einer wehklagte, da lief Widolt hin und trat ihm auf den Mund, dass er nimmer wieder gesund wurde. Ymelot liess man ziehen, damit er daheim verkündigen könnte, wer ihm seine Leute erschlagen.

Es waren auch wohl hundert Spielmänner mitgegangen, die liess Held Grimm um Ymelots willen mit schwanken Stäben tüchtig durchhauen. Einer davon entfloh, derselbe, welcher Widolten früher entrann, und kam zu Constantin. Ihn fragten die Fürsten alle nach dem grossen Getöse, welches auf dem Felde wäre. Er erzählte ihnen von der Niederlage und wie Basilistium gefangen; wer ungern hänge, der solle nicht zu lange sitzen bleiben, der Teufel müsse auch ihm den Sinn benehmen, dass er so höfisch sei und hier lange stehen bleibe, sie möchten einen andern Mann weiter fragen. Constantin erbangte. Als die römischen Helden aus dem Sturme der Schlacht kamen, hatte Wolfharts Zorn blutige Spur gemacht und manchen Helm durchgehauen. Der Herzog von Meran

und die andern Ritter Rothers gingen zum Grafen Arnolt und boten ihm die ganze Beute an; da wurde er durch die eine Schlacht reich.

Nun berieth sich Asprian, was mit Constantin werden sollte? Da sprach Grimm: „Der muss in der Burg brennen; wir holen die Tochter, derentwegen wir hergefahren sind, heraus und tragen Feuer an die Burg; Widolt soll vor der Thür stehen und wen er durchlässt, den lassen wir ungekränket.“ Asprian aber sprach, dass die Burg nicht verbrannt werden sollte, weil von den zwölf Boten sieben darin gewesen, so wie auch die gute Mutter Constantins, Helene, welche das Kreuz aufgefunden, an welchem Gott die Welt erlösete. Widolt, welcher den Heiland fürchtete, zeigte grosse Reue, dass er so wilde Gesinnung gegen die Stadt gehabt, und alle Riesen warfen ihre Stangen nieder und liessen um Gottes willen Constantinopel stehen. Rother berieth sich mit Liupolt und Berchter, und letzterer ermahnte ihn, der Stadt und Constantins zu schonen, und der König beschloss, ihm zu folgen.

Constantin war in grosser Furcht. Er sprach zur Königin: „O weh, traute Frau, dass ich geboren ward, mich schlagen Rothers Mannen; wie thöricht war ich, dass ich ihm sein Weib nahm; ich habe ihn hängen wollen, aber ich werde selbst in die Grube fallen, die ich gegraben.“ Darauf sagte er, dass die Königin mit der Tochter Rothern entgegen gehen und ihn bitten sollte, dass er ihn am Leben liesse. Die Königin versetzte: Was er sich denn fürchte, da ihm doch die Könige von Babylonien hülfen. Nun sähe er doch wohl, dass er ihren guten Rath immer mit Unrecht verschmähet hätte, und kein grösserer Schaden komme als von leidigem Uebermut, von dem der Teufel steten Gewinn habe.

Constantin bedachte sich, wie er die Sache am besten machen möchte. Er liess seine Tochter und achtzig Frauen prächtig kleiden, und ritt mit der Königin an seiner Seite unter den Frauen Rothern entgegen. Rother's Weib leuch-

tete vor den andern Weibern wie ein brennender Edelstein (Hyacinth). Als Graf Erevin sie ankommen sah, sprach er zu Rother: Da kommt dein böser Schwieger, aber empfange ihn wohl, bedenke wie vor Zeiten hier die Herren ihr Leid um Gottes willen vergassen; er bringt dir das schönste Weib. „Es wäre viel besser, sprach Asprian, es würde ihm ein Schlag gegeben, dass die Knochen zerbrächen*).

Nein, Herr Asprian, sprach der edele Berchter, da sich Constantin unter die Weiber begeben hat, wollen wir es nicht thun, sondern nach Sitte die Frauen ehren. Rother sprach: Nun heran, ihr Helden aus dem römischen Lande, empfanget Constantinen. Da gingen der Herzog von Meran, Liupolt und Erevin den Frauen entgegen und empfingen die Königin, und Rother küsste sein Weib und auch die alte Königin; Wolfhart nahm Constantinen bei der Hand. Als Widolt das sah, stiess er schlimme Reden aus und biss in die Stange, dass die Flammen dick herausfuhren, und man dem kühnen Manne die Wut in den Blicken ansah, dass keiner herangehen mochte. Man suchte ihn mit vielen Worten zu besänftigen. Die Königin machte Constantinen darauf aufmerksam, dann nahm sie ihre Tochter, führte sie Rothern zu und belobte den getreuen Berchter.

Constantin sprach zu Rother, dass er den Grafen Arnolt möchte vortreten lassen, und als dieser kam, ernannte er ihn seiner Tugenden wegen zum König von Grăcia. Die fünftausend Herren, welche mit ihm geritten waren, wurden durch Handschlag seine Lehensleute. Da ritt er fröhlich in sein Reich und lebte in Ehren bis an seinen Tod. Die Helden räumten nun das Land, und die Königin küsste einzeln alle Mannen Rothers und hiess sie in Gottes Schutz dahin fahren. Mit

*) 4621. Iz were vil wol sprach asprian
vorde ime ein bolslach geslan,
bolslach, bulslach, biulslach, d. i. ein Schlag, welcher die Knochen zerschlägt und eine Beule darüber entstehen lässt.

achtzigtausend Mann kehrten sie heim und kamen glücklich wieder bei Bari an das Land. An demselben Tage genas die Königin eines Sohnes. Liupolt zeigte es dem Vater an, welcher vor Freuden aufsprang und Gott herzlich dankte. Das Kind wurde Pipin genannt und von mancher Amme auferzogen. Später wurde es Karl's Vater *).

Rother sass in dem Hofe und bei ihm wollten sich nun Alle beurlauben, welche an der Heerfahrt Theil genommen; aber er sprach, dass sie noch bleiben sollten, bis er sie für ihre Dienste belohnt hätte. Den guten Riesen zusammen gab er Scotland, und Grimme wohnte dort mit grossen Ehren. Asprianen gab er Remis. Dorringen, Brabant, Friesen und Holland gab er vier Herren, die mit ihm gezogen waren und Herzogsnamen hatten. Erevin erhielt Hispanien. Sachsen, Thüringen, Preussen und Sorben **) gab er zehn Grafen, welche mit Liupolt waren über Meer gefahren. Dem Herrn von Tengelingen gab er Oesterreich, Böheim und Polen, so dass bis an das Meer weder früher noch später ein so stattlicher Mann war. Den getreuen Liupolt machte er zum König von Karlingen, gab ihm Berchters Gewalt und Puglia und Sicilien.

Als die Herren heimziehen wollten, begehrten sie Geleit auf das Land, und Asprian und Widolt erklärten, dass sie allen Mannen Rothers hold wären und sie beschützen wollten, soweit sie kommen könnten, und wenn Rother ihrer bedürfte, so wollten sie nicht daheim bleiben, sondern seinen Feind wie ein Huhn zerbrechen. Dann sattelte man die Rosse und jeder zog in sein Land. Auch ein alter Held in glänzender Rüstung mit vielem

*) 4781. Sint beslif it (das Kind) berten. (Bertha — mit dem grossen Fusse.)
Eine urouen uile gut.
Die sit karlen getruch.
Von du ne sulit ir dit lit,
Den andren gelichen nit.
Wandit so manich recht hat.
Danne imme die wahrheit instat.

**) Die Handschr. hat Plisum un Suuruen.

Edelgestein, der besonders auf dem Helme einen Stein hatte, der um Mitternacht leuchtete — der heidnische Alexander hatte ihn mit aus dem Lande gebracht, wohin vor und nach ihm kein Held gekommen ist, der Stein hiess Claugestian — beurlaubte sich bei dem Könige, es war der alte Herzog von Meran, nach dem daheim sein Weib sehr weinte. Da sie hinwegritten sangen die Herren, die Rosse sprangen und von den Frauen ward viel geschauet. Rother rang die Hände und sprach: „Nun bin ich verlassen, aber die Welt soll gewiss sein, dass, so wahr ich lebe, ich gern mein Gut, wie der edele Aar thut, theilen will gleich mit Armen und Reichen, für jeden, der es begehrt und mit Ehren es verlangen kann, so lange ich noch ein Brot habe.

Rother erzog seinen Sohn Pipin mit grosser Sorgfalt bis er vierundzwanzig Jahr alt war; dann gebot er einen grossen Reichstag (Landsprache) nach Aachen, wo Pipin das Schwert nehmen sollte. Widolt, Grimme und die andern Riesen kamen, Asprian brachte seine siebenhundert Mann mit eisernen Stangen. Aus dem fränkischen Lande kam der kühne Wigand Wolfhart, welcher dreissigtausend Mann führte, auf den Hof von Aachen. Von Hispanien kam Erevin, und Liupolt führte aus Karlingen sechszigtausend Streiter. Hei, wie lieb das Rothern war, der sie gern alle wiedersah.

Sie waren zu Aachen über Nacht und am andern Morgen bestieg Pipin, wohl mit Gold geziert, das Pferd. Die Rosse begannen zu springen und unter den Jünglingen buhurdirte mancher, als Pipin das Schwert nahm. Die Riesen liefen im Ringe und tobten, dass die Erde bebte. Die ganze Versammlung erklärte nach drei Tagen, dass Pipin Kaiser sein sollte, wenn sein Vater stürbe. Als die Schwertleite vollbracht war, zog jeder in sein Land. Der reiche Rother lebte in Ehren und Ansehen. Pippin zog umher im Lande und hielt Gericht.

Als die Versammlung auseinander gegangen war, kam ein schneeweisser Kämpfer dahergezogen, dem war

das Haar bei den Ohren geschoren und bei ihm zweitausend Mann. Er kam der Neuigkeiten wegen, zu sehen, was es in Aachen gab. Als ihn Rother sah, sprach er: Da kommt der Held von Meran, nun empfanget ihn alle, die ihr hier seid. Da empfingen sie ihn mit Ehren und die Königin küsste ihn, da er vom Pferde stieg.

Als Berchter hörte, was Pipin gethan hatte, rieth er dem Könige, der Welt nun zu entsagen und für die Seele zu sorgen, sie wollten beide Mönchsgewand anlegen und in den Wald als Einsiedler ziehen, um durch Gebet das ewige Leben zu erlangen. Rother sagte, dass er es gern thun wollte, nahm seine Frau bei der Hand und theilte ihr mit, was Berchter zu ihm geredet. Die edele Frau sprach: „Das ist der beste Rath, wie ihn Berchter gegeben hat. Folge uns, edeler König, es wird uns nicht zum Uebel gereichen. Da sprach der*) — —

*) Damit endet die Heidelberger Handschrift, welche nicht vollendet ist. Ein von Massmann mitgetheiltes Bruchstück sagt noch, dass Rother dem Rathe folgte, seine Frau ebenfalls in die Clause ging, und das römische Reich von Pipin und nach dessen Tode von Karl mit Glanz beherrscht wurde.

VII.

Herzog Ernst.

Von Heinrich von Veldeck.

Das Gedicht von Herzog Ernst, der einen beliebten Stoff der Dichtung für das Deutsche Volk gab, wurde durch Gottsched, welcher im „Büchersaal der schönen Wissensch. Bd. X, S. 195—211“ zuerst Nachricht davon mittheilte, nach der im Gedichte vorkommenden Hinweisung (V. 2473—76), dem Heinrich von Veldeck beigelegt, worin alle andern ihm folgten, bis Docen im „altdeutsch. Museum II., S. 250 ff.“ diese Annahme bestritt. Seine Gründe sind: dass, da kein anderes Zeugniss vorhanden, der Namen in jener nicht ganz geraden Hinweisung der einzigen jüngern Handschrift, durch Zufall oder mit Absicht verwechselt sein können; überhaupt der Stil, gewisse Wendungen der Sprache und der Reim ein erwachseneres Zeitalter verriethen, und der würdigere Ton und besonnene Gang der Darstellung und die Rundung der einzelnen Sätze sich auffallend von Veldecks einfacher Diction, der scheinbar nachlässig hineilenden kurzen Verse unterscheiden. Da ferner der Verfasser des Herzog Ernst von einem ersten Dichter spreche (V. 2049—56), so möge das Gedicht eine Ueberarbeitung eines frühern Veldeckischen sein, auf ähnliche Weise wie Stricker's Karl der Grosse. — Lachmann spricht ohne weiteres das Gedicht in der vorliegenden Weise dem von Veldeck ab, auch Rosenkranz sagt, Veldeck kann der Verfasser nicht sein; aber beide haben keine weitern Beweise vorgebracht, und die von Docen sind denn doch etwas schwach. Daher wird mit v. d. Hagen Veldeck einstweilen noch für den möglichen Verfasser gehalten. — Eine nicht übele metrische Bearbeitung des Gedichts im zusammenhängenden Auszuge und mit Beibehaltung vieler alterthümlichen Formen ist geliefert unter dem Titel: Herzog Ernst's von Bayern Erhöhung, Verbannung, Pilgerschaft und Wiederkehr; eine ritterliche Mähre von Heinrich von Veldeck, einem Dichter des XII. Jahrh. Im abgekürzten Auszuge und mit erklärenden kurzen Anmerkungen von Th. A. Rixner.

Amberg, Druck und Verlag von C. F. Müller. Comiss. F. Pustel'sche Buchhandlung 1830. 124 u. VIII. S. kl. 8vo.
Die 5560 Verse des Originals sind auf 2504 zusammengezogen. Bei nachfolgender Bearbeitung ist keine Rücksicht darauf genommen.

[Die ersten 50 Verse enthalten Anrufung an Christus und wie Gewährung des frommen gläubigen Gebets verheissen; sodann wie die Menschenkinder doch verschieden seien, wessen der Gute sich bestrebe und wessen der Schlechte, und wie letztern kein edeles Weib umarmen und küssen müsse.]

V. 51. Die, welchen gute Rede gefällt, mögen in diesem Buche vernehmen beides, Freude und Klage, Verlust und Gewinn, wie ich der Rede berichtet bin, welche ich in einem Buche las.

Es war ein Herzog in Baiern, welcher bis zu seinem Tode nach ehrenvollem Lobe strebte; er hinterliess ein keusches, züchtiges Weib, die Herzogin Adelheid, der ihre Dienstmannen getreulich unterthan waren. Auch hatte er einen Sohn, Ernst, hinterlassen, den die Mutter mit Sorgfalt erzog, und der von früh an nach Ehren strebte. Er hielt sich stets zu den Besten und war freigebig; in der Folge verlor er die Huld des römischen Vogtes, wurde vertrieben und musste fremde Länder aufsuchen.

Adelheid hatte ihren Sohn nach Frankreich und Griechenland in die Schule gesendet, auch wurden er und sein Dienstmann Graf Wetzel in Griechenland zu Rittern gemacht. Fröhlich kehrte er in sein Land zurück. Der Ruf von der Tugend der schönen Adelheid hatte sich laut verbreitet und die Gedanken des höchsten Fürsten, seit ihm seine Frau gestorben war, auf sie gerichtet; um so mehr war er erfreuet, als ihm die Fürsten zu einer Vermälung mit ihr riethen. Er schrieb selber einen Brief und sandte einen Boten an sie, welcher reiche Kleinodien mitbrachte. Er entbot der Herzogin des Kaisers Dienst und wurde freundlich empfangen. Die Frau erklärte, dass sie zu jeder Zeit den Diensten des Kaisers willig sein

würde, worauf der Bote seine Werbung anbrachte, dass der Kaiser die Herzogin zur Gemalin begehre. Er überreichte auch seinen Brief, worin geschrieben stand:

... „Got grufse dich felig wip,
Dine tugende meinen frien lip
Habent bracht tzu dinem gebot,
Du bift alleine mir, nach got,
Frauwe, fur alle die werlt wert;
Min hertze diner wirde gert,
Auch iamernt myne fynne
Stark nach diner mynne;
Du liep vor allem liebe mir,
Myn hertze hastu da bie dir;
Du myner freuden blundes heil,
Myn mut ist diner wirde geil;
An dich wollt ich nicht genefen,
Du falt myn freude ymmer wefen;
Du mynes hertzen funder trut,
Du falt myn erwelte brut
Ymmer vor allen wiben fin.
Adelheit fufse konigin,
Was dir der brief mit bete fage,
Das merke, und wende myn clage.
Ich han tzu frauwen dich gefworn,
Auch haben die fursten dich erkorn,
Und dich tzu frauwen erwelet mir;
Volende mynes hertzens gir,
Vnd schaffe so, das frolich leben
Wir beide einander mafsen geben,
Hilff vnd mynneclichen rat.
Wol das diner wirde ftat,
Das du des riches crone tragest,
Vnd mir myn bete nicht verfagest."

Als die Herzogin den Brief gelesen hatte, rangen Zucht und Scham in ihr, und sie wollte dem Boten auf seine Anfrage keine Antwort geben, sondern den Rath ihres Sohnes abwarten. Der junge Herzog ward beschickt und als er ankam, nahm ihn die edele Frau heimlich beiseit und theilte ihm des Kaisers Werbung mit. Da ihm die Entscheidung überlassen war, so ging er zu dem Boten, führte ihn an der Hand zu seiner Mutter und

erklärte, dass sie den ehrenvollen Antrag des Kaisers annehmen sollte, da sie tugendreich und noch jung sei und eines hohen Fürsten wohl werth. Die Herzogin schrieb selber einen Brief, worin sie sich ihm zu eigen gelobte. Der Kaiser war über den Brief sehr erfreuet, er belohnte den Boten reichlich; es wurden Feste gefeiert, Fiedeln und Harfen ertönten, süsses Gekose fand Statt zwischen Rittern und Frauen, und sie warfen viele Liebesnetze aus mit ihren schelmischen Blicken.

Als die Hochzeit mit grosser Pracht gehalten war, nahmen die Fürsten Urlaub und kehrten heim; Kaiser Otto erbot steten Dienst und Freundlichkeit dem wackern Ernst. Die Königin pflegte ihren Herrn mit steter Liebe und Treue, so dass sie lieblich und freudenreich lebten. Der Kaiser sandte zu Ernst und berief ihn nach Oppenheim, wo er ihn lieblich empfing und Frau Adelheid mit Freuden. Der Kaiser sagte ihm, dass er beschlossen habe, ihn als seinen eigenen Sohn zu halten und ihm das Gerichthalten (Reichsvogtei) anzubefehlen. Ernst wollte dies ablehnen, da es viel würdigere Fürsten dazu gebe, allein der Kaiser und alle Fürsten drangen darauf, so dass er sich nicht weiter weigerte. Er verwaltete dieses Amt mit grosser Ehre und Treue, so dass die Guten ihn nur lobten, aber die Bösgesinnten hassten ihn. Darunter war auch ein Fürst, Pfalzgraf Heinrich, welcher dem Kaiser einredete, dass sein Stiefsohn falsch gegen ihn sei und nach seinem Verderben trachte. Der Kaiser entgegnete, dass er seinen Stiefsohn Ernst stets treu gegen sich erfunden habe, dass Heinrich aus Hass rede und wenn er ihm glauben solle, er sich der Sinne berauben müsse. Da sprach Heinrich zornig, dass der Kaiser stets die Getreuen, welche ihn vor Schaden warnen wollten, strafe und von Ungetreuen sich umgarnen lasse; aber der Kaiser gebot ihm, sich eilends zu entfernen, und die Sache blieb vor der Hand.

Heinrich veranlasste darauf einen Mann, dass er in gleicher Weise sich über Ernst aussprach, und er selber

ging wieder zum Kaiser und sagte, dass er noch nie die Unwahrheit geredet und es thu' ihm sehr leid, dass er weniger Glauben finde, als der Stiefsohn. Als ihn der Kaiser so ernstlich reden hörte, wurde er doch zweifelhaft und, indem er zugleich über den Kummer, den seine tugendhafte Gemalin haben würde, klagte, begehrte er vom Pfalzgrafen zu wissen, was er meine, das geschehen solle. Dieser sagte, es müsse dem Herzoge zuerst die Vogtei genommen werden, damit die Fürsten ihrer Eide gegen ihn ledig würden, sodann würde Ernst gewiss Turnei und Ritterschaft treiben und er wolle dann mit Raub in sein Land einfallen; dazu möge ihm der Kaiser einen Theil seiner Mannen leihen und sonst still sitzen, ihm aber beistehen, wenn er in Noth käme.

Da wurden durch Briefe die Fürsten nach Hofe berufen, und als sie versammelt waren, Ernsten die Vogtei abgenommen, der damit sehr wohl zufrieden war, im Lande umherzog und turnirte, wie er es früher auch gethan hatte. Er war freigebig, wie es sich für ihn ziemte, und im reichen Tiost ward viel des Waldes auf seiner Brust verschwendet, und mancher endete sein Leben durch Ernstens kräftigen Tiost. Als Ernst nun auf ein, doch nicht fern gelegtes, Turnei gezogen war, sandte der Pfalzgraf vom Rhein, dem der Kaiser manchen Ritter und werthen Mann zugewiesen hatte, einen Boten an Herzog Ernst, der ihm absagen sollte. Da der Bote den Fürsten nicht fand, brachte er dem Vitzdom die Nachricht, aber noch ehe man die Briefe las, war der Pfalzgraf schon an der Gränze und stiftete Raub und Brand. Er eroberte drei Burgen, nahm die Mannschaften gefangen und stiess des Reiches Fahne auf, welches ein Aufruf an Alle war, dass sie dem Reiche dienen und nicht mehr Adelheids Sohne anhängen sollten.

Mit Raub und Brand zog Heinrich umher und belagerte die Stadt Nürnberg; die Einwohner verlangten, dass man die Veste ohne Streit übergeben sollte, und

Heinrich hoffte mit List die Stadt durch Verrath zu gewinnen, aber es waren viele Helden in der Stadt, und auch vom Lande herein war mancher werthe Wigand*) gekommen, welche ihrem Herrn treu sein wollten, diese mussten also zuvor getödtet werden. Während Belagerer und Belagerte mitunter zusammen kämpften, eilte ein Bote zu Ernst, welcher ihm ansagte, wie die Stadt vom Pfalzgrafen belagert würde, der auch etliche Mannen des Kaisers bei sich hätte; man bäte ihn, der Stadt zu Hilfe zu kommen.

Ernst bat Freunde und Dienstmannen, welche er bei sich hatte, dass sie ihn rächen helfen möchten, zog, da er im Feindes-Heer seinen Späher hatte, listig heran, und überfiel in der Morgenstunde die vom Rheine, als sie noch schliefen. Da blieb mancher todt, mancher empfing von Wunden grosse Noth, und wer entrann, der fuhr wohl. Heinrich ward das Einrennen gewahr und entkam mit seiner Schar. Die Flucht ward allgemein, der Verlust der Feinde war gross, die vor der Stadt Gefangenen wurden befreiet, und an Rüstungen, Silbergeld und Streitrossen**) grosse Beute gemacht.

Trotz dieses Ungemachs hatte Heinrich noch ein starkes Heer und wollte sich zu Wehr setzen; er berief aus seinen Landen aber noch Mannschaft, welche auch ungesäumt kam. Ernst dachte ebenfalls auf Streit und Graf Wetzel war ebenso gesinnt. Bei Wirzburg kam es zum heftigen Kampfe, in welchem sich Ernstens Ostfranken sehr wacker hielten und Heinrich, welcher grossen Schaden erlitt, fliehen musste. Ernst liess seine verwundeten Krieger pflegen und sandte Boten mit Briefen an die Kaiserin, seine Mutter, dass sie erfahren möchte, was er verschuldet, dass er solchen Zorn des Kaisers verdient. Er wolle sich durch ritterlichen Kampf von aller Schuld reinigen.

Der Kaiser war über die erlittene Niederlage sehr

*) Wigand (v. wie Kampf, Krieg) = Kämpfer.
**) rauid, rauit.

zornig, und es ward öffentlich geschworen, Ernsten zu vertreiben. Als die werthe Adelheid Nachts bei ihrem Herrn war, umfing sie ihn mit ihren weissen Armen und fragte, was Ernst, den er doch zum Sohne angenommen, verschuldet; sie bitte, dass der Kaiser ihn vor sich kommen lasse, denn er sei doch stets treu gewesen. Der Kaiser wollte anfänglich nichts davon wissen, doch sagte er endlich, dass Ernst sein Verderben geschworen habe und ihn vertreiben wolle, darum möchte sie ihre Bitte lassen.

Ernst berannte inzwischen die Veste, worauf die Mannen noch waren, denen Graf Heinrich entboten hatte, dass sie keine Furcht haben möchten, er wollte ihnen zu Hilfe kommen. Frau Adelheid hatte manchen sorglichen Gedanken um ihren Sohn, und versuchte es wiederholt, den Kaiser dahin zu bringen, dass er ihrem Sohn Gnade angedeihen lasse. Der Kaiser aber verlangte, dass sie das Bitten sein lassen sollte, denn er habe sich zu weit vergessen; er hätte ihn wollen zum römischen König krönen lassen, das habe er nun verscherzt. Die Kaiserin begehrte dennoch, dass ihr Sohn zur mündlichen Rechtfertigung gelassen würde, und beschickte diesen mit der Botschaft, dass der Zorn des Kaisers von Heinrich herrühre. Sobald Ernst dies erfahren hatte, berieth er sich mit Graf Wetzel und seinen anderen Mannen über das, was zu thun sei. Alle stimmten, wie es auch Ernstens Wunsch war, dafür, sich mit gewaffneter Hand zu vertheidigen.

Nun ritt er selbdritter mit Graf Wetzel und noch einem Mann gen Speier am Rhein, wo der Kaiser war. Als er auf den Hof kam, nahm er Graf Wetzel mit sich und liess den andern bei den Pferden. Es war Abend, die Herren waren in ihrem Gemache und der Kaiser mit Heinrich noch in einer geheimen Berathung. Ernst kam auf den Palas, vor die Kemenatenthür, welche offen war, und durch Nachlässigkeit der Kämmerer niemand davor. So wie Ernst hereindrang, sprang der Kaiser eilig in eine Kapelle und verschloss die Thür, Heinrich trug die

Noth allein, denn Ernst schlug ihm das Haupt ab, rief dem Kaiser zu, dass es zaghaft wäre, seinen Verwandten so im Stich zu lassen, ging wieder über den Palas, kam unangefochten zu den Seinigen und ritt davon, Gott für die glückliche Fahrt dankend, und sich mit der Noth vor dem Allmächtigen entschuldigend, die zu dieser That gezwungen habe. „Hätte mir, sprach er, der Kaiser Erlaubniss zur Rechtfertigung gegeben, so möchte sein Oheim noch heute leben; aber nun hat er uns beide verloren. Will er mich vertreiben, das soll ihm leid werden, denn ehe ich das Baierland räume, will ich kämpfen, dass es seine Schwaben und andere, die er heranführt, beklagen sollen und dass er seine Heerfahrt lieber anderwärts hin gerichtet hätte."

Als es in der Stadt unter den Fürsten bekannt wurde, dass Herzog Ernst den Pfalzgrafen Heinrich erschlagen, that es ihnen sehr leid, und sie wären ihm gern nachgeeilt, aber die Nacht verhinderte sie daran. Kaiser Otto beklagte seinen Verwandten und schwur, dass er nicht eher ruhen wollte, bis er ihn gerächt. Die Nacht über wurde der Todte bewacht und am Morgen feierlich begraben. Der Kaiser liess ein kostbares Grabmal bauen. Ehe die Fürsten von dannen gingen, bat er sie, seine Bitte zu vernehmen, und als sie sich bereit zeigten, klagte er über den Tod des Oheims und begehrte ihren Beistand gegen Ernst, vor den er selber sich kaum gerettet habe. Die Herren riefen alle laut, dass man seinen Stiefsohn in die Acht des Reiches thun sollte. So war er mit Land und Leben geächtet. Nun wurden Briefe in das ganze Land umhergesendet, um Alt und Jung zum Streite gegen Baiern aufzurufen. Dreissigtausend Mann, gut gerüstet, kamen zusammen und zogen vor Regensburg. Der Kaiser fand aber die Stadt wohl zur Wehr gerüstet; es waren Helden darin, welche nach Ruhm mit streitbarer Hand strebten. Mancher wurde von den Mauern todtgeworfen und geschossen. Oft auch kämpften sie zusammen auf freiem Felde, bis die Bela-

gerten durch die Finsterniss der Nacht zum Rückzug gezwungen wurden.

Die Bürger machten sich anfangs aus der Belagerung des rothen Kaisers Otto nicht viel. Eines Tages machten sie einen Ausfall; ein Ritter, welcher ein Banner, grün wie Gras, führte, mahnte sie zum Streit. Da ward heftig gekämpft und mancher Speer durch Kraft des Tiosts zerbrochen. Der Kaiser verlor tausend Mann, aber auch die Stadt erlitt grossen Schaden. Drei Wochen wurde noch alltäglich gekämpft und mancher Speer zerbrochen; da waren gute Aerzte nöthig und der Anger und der grüne Klee wurden von Wunden roth. Nun aber gebot der Kaiser, viel Belagerungswerke (Wurfmaschinen) zu machen und an die Mauer zu leiten. Da geschahen so schwere Würfe, dass die Bürger bestürzt wurden, den Kaiser um Frieden baten und sagten, dass sie sich berathen wollten, die Stadt ihm zu übergeben. Das thaten sie und begehrten: dass, wer in der Stadt bleiben wollte, Bürger oder Landmann, ungefährdet, mit des Kaisers Huld dazu Erlaubniss erhalten müsste, dass es aber den andern freistehen sollte, mit ihrer fahrenden Habe binnen Zeit von vierzehn Nächten friedlich abzuziehen. Diese Bedingungen schienen dem Kaiser zu mild; er berieth sich daher mit seinen Fürsten, welche jedoch dafür stimmten, dass er den Bürgern ihre Forderungen zugestehe. So wurde die Stadt in Besitz genommen. Der Landesfürst hielt sich mit seinen Streitern verborgen. Der Kaiser dankte seinen Fürsten und Herren für ihre Treue und sagte, dass noch mehr Städte und Burgen im Lande wären, welche sie erobern müssten; zugleich aber gab er mit milder Hand Silber und Gold.

Der Kaiser hatte ein grosses Heer bei sich; davon schickte er einen Theil nach der Donau zu gen Oesterreich, um da zu rauben und zu brennen, dem Herzoge zu Leide. Bis zum Lech hin zogen sie und er selber verwüstete das Land auch. Da ward mancher Mann vertrieben, der nie Schuld an Heinrich hatte. Ernst be-

trübte sich sehr über die Noth seines Volkes und dachte daran, wie er es rächen sollte; täglich sah er sein Land brennen und verheeren, und von dem Zorne des Kaisers wurden manche Wittwen und Waisen.

Der Kaiser rächte sich maaslos; er brach viele Städte und Burgen, und als das Land verwüstet und verbrannt, auch viel Volks verloren war, zog er gen Franken. Auch hier liess er zu Pfande, was er ungern lassen mochte, manchen tapfern Mann, denn die Baiern wehrten mit mannlicher Hand ihres Herrn Land und ihres Leibes. Als der Kaiser sein Heer entliess nnd die Fürsten heimkehrten, jammerte Ernsten sein Land und das erschlagene Volk, das gedachte er zu rächen, nahm seine Getreuen, zog gegen den König, eroberte viele gute Burgen, welche er niederbrechen liess, und wen man fing, der musste Hände oder Füsse zum Pfande lassen. Ernst wusste, welche Fürsten gegen ihn gezogen gewesen, in deren Länder fiel er nun verwüstend und mordend ein. Fünf Jahre dauerte dieser Krieg.

Der Kaiser wollte eine neue Heerfahrt gegen Ernst gebieten, da sammelte dieser seine Getreuen und fragte, was er machen sollte, schlug auch vor, da sie der gesammten Macht des Königs nicht widerstehen könnten, über Meer nach dem heiligen Grabe zu ziehen; dann würde der Kaiser doch mit ihm nicht Krieg führen und sein Volk tödten können. Graf Wetzel und die werthen Mannen sagten, das sei gut gethan, und so nahmen funfzig mit ihm das Kreuz. Als in den deutschen Landen vor den Fürsten überall das bekannt wurde, freuete sich mancher Held, der auch Gott zu dienen gedachte, und die Heerfahrt des Kaisers ward abgesagt, denn, sagte dieser, wozu er die Heerfahrt thun sollte, da sein Stiefsohn vor ihm das Land räumte? Die Königin sandte ihm fünfhundert Mark und beklagte es, dass sie ihn nicht sehen konnte, auch sandte sie ihm Sammet, Seidentücher, Zobel, Hermelin, und ihr rother Mund sandte dazu manchen Segensgruss.

Die Streiter rüsteten sich zur Fahrt mit Gewand, gutem Harnisch und Rossen, wie man es zum Streite bedarf, und als sie nun unter dem Schutze des Kreuzes die Fahrt antraten, kamen die zu ihnen, welche auch die Reise gelobet hatten und baten den Herzog, dass er bis Jerusalem ihr Herr und Geleit sein wolle. Der Herzog lobte Gott, dass er ihm eine so schöne Schar auf dem Wege zusammen gebracht, hiess die Leute willkommen und sagte, dass er ihr Freund und Bruder, aber nicht ihr Herr sein wolle, und so nur sollten sie ihn betrachten. Sie erwiesen ihm aber grosse Ehre und wollten ihn stets als ihren Herrn ansehen; der Herzog jedoch war demütig gegen sie, wo er konnte, und wohnte freundlich mit ihnen zusammen. Ihn begleiteten viele der wackern Mannen, die er zurücklassen wollte und denen er Leute und Land befahl; auch sollten sie Gott um ihn bitten und auch seine liebe Mutter, dass sie sich die Leute und das verderbte (verödete) Land befohlen sein liesse bis zu seiner Zurückkunft. Sollte er bleiben, so möchte man seine Seele bedenken, damit im Lande die Pfaffheit zum Dienste seiner Seele bereit wäre. „Gott gebe uns allen Heil, sprach er, und mir zu dienen ihm also, dass meine Seele des froh werde.“

Als der löbliche Fürst Urlaub von seinen Leuten nahm, da wurde manches Auge nass, denn er hatte sie von Jugend auf so an sich gewöhnt, dass sie ihm mit Diensten unterthan waren.

Ernst war froh und wohlgemut; er hatte manchen wackern Ritter und Knecht im Gefolge und seine Schar mehrte sich so auf der Reise, dass er wohl tausend Mann hatte. Er führte das Volk so, dass er nichts vor ihnen voraus haben wollte und alles mit den werthen Mannen theilte. In jedem Lande, wohin er kam, wurde er gut aufgenommen und mit Geschenken beehrt. In Ungarland empfing ihn der reiche König mit grossen Ehren; Silber und Pferde wurden ihm und seinen Mannen gegeben, Speisung durch das ganze Land und siche-

res Geleit durch den Wald der Bulgarei bis nach Griechenland. So zog der gute Ernst fröhlich nach Constantinopel, wo er Hilfe und Rath bei dem Kaiser fand, der ihn mit grossen Ehren zuvor in seinem Lande gehabt hatte. Sechs Wochen oder länger pflegte man seiner und seiner Rotten, bis eine bequeme Schiffung käme. Als die Gelegenheit da war, wurde Alles auf die Schiffe gebracht und der griechische Kaiser versah sie mit genügender Speise und mit Trank. Ernst, der hehre Fürst, dankte dem Kaiser und nahm Urlaub; der aber liess erst noch viel Gold herbei tragen für den Helden und wollte keinen seiner Mannen ohne Geschenk lassen; er gab ihm eine solche Beisteuer, als ob er sein Sohn wäre. Man begleitete sie, als sie davon zogen, mit solcher Freundlichkeit auf die Schiffe, als ob sie alle im Reiche geboren wären, und durch Ernst's Liebe ward mancher Frau der Mann entführt, den sie nachher nicht wieder sah. Ihre Fahrt liess aus edler Frauen Augen viel Zähren fliessen, als sie vom Lande abstiessen und die jungen Ritter ihre (Kreuz-) Lieder sangen. Auf zweiundzwanzig Schiffen segelten sie ab.

Mit ritterlichem Schalle fuhren sie froh dahin, aber am fünften Tage erhub sich Jammer und Klage, und manches Weib hatte ihres lieben Freundes Leben zu betrauern. Am fünften Morgen erschien die Sonne so hell, dass es die Schiffsleute für ein Wunder ansahen, danach kam Hitze und nach der Hitze Sturmwind, der das Meer so aufwühlte, dass die Schiffer alle jämmerlich aufschrien. Zwölf Schiffe versanken, die andern trieb der Wind so von einander, dass keine beisammen blieben. Sie sahen einer den andern nimmer mehr. Das Volk, welches mit dem betrübten Fürsten im Schiffe war, wurde gerettet; aber die Winde trieben sie in ganz fremde, wilde Gegenden, wo kein Mensch hinkam. Oft waren sie in der grössten Noth vor den stürmischen Wogen. Zwei Monate dauerte ihre angstvolle Fahrt; sie sahen weder Land, noch fanden sie Grund, wenn sie

die Anker auswarfen. Freude war ein seltener Gast und die Kost fing an zu gebrechen, was sie in Sorgen brachte. Da kam endlich ein süsser Morgen und die Schiffer sahen Land, spannten die Segel auf und fuhren dahin. Nun gebet mir gutes Botenbrot, rief der Späher vom Mast, ich sehe bewohntes Land, da mag uns wohl Heil geschehen. Da sprachen die Helden: „Kommen wir zu Lande, so soll man dir so viel geben, dass du fröhlich leben magst.“ Sie vergassen den Hunger und fuhren mit frohem Mut gegen das Land Kipria. Eine schöne Burg sahen sie da stehen, das Gemäuer geschachzabelt in verschiedenen Farben aus buntem Marmelstein, manche Thiere als Zieraten daran und veste Thürme dazu. Von Golde waren auf blauem Lasur gemalt Sonne, Mond und viele Sterne; um die Burg floss in einem tiefen Graben Wasser. An den Zinnen war mancherlei erhabene Arbeit, und man sah wohl an dem Gemäuer, dass dem, der die Burg zuerst erbauet, Armut unbekannt gewesen war.

Die Helden liessen die Segel nieder, kamen zu Lande und schlugen ihre Zelte auf ein wonniges Feld auf. Der Fürst sprach: Brüder, Freunde und Mannen, was rathet ihr zu thun, da uns Gott in dieses Land geschickt hat? Gefällt es euch, so senden wir einen von uns, da die Burgthore offen sind, hin, um zu erfahren, wie es um das Land und die Burg stehe; ob die Leute nach der Taufe leben; ist das, so wollen wir für unser Geld Speise kaufen; sind es aber Heiden, so denke ich, dass wir sie mit Gott angreifen. Das gefiel allen.

Es wurde ein Bote dahin gesandt; der sah sich genügend um und brachte die Nachricht zurück, dass die Burg verlassen sei, sie möchten nun kommen, denn sie würden dort ausserordentlichen Reichthum finden. Darüber wunderte man sich; der Fürst aber ermahnte aus Besorgniss vor den Heiden, dass sich jeder wappnen sollte, und gebot Graf Wetzeln, die Fahne, worin ein rothes Kreuz war, voran zu tragen. So zogen sie gegen

die Burg. Als sie davor kamen und auf Thürmen und Zinnen, so wie innen in der Veste niemand wahrnahmen, meinten sie erst, es sei aus List geschehen, um sie zu fangen. Ernst, der edele Held, sprach: „Ich weiche nicht von hinnen, bis ich erfahre, wie es kommt, dass das Haus öde steht, und doch mit allem versehen ist. Wir wollen umsonst nehmen oder kaufen, was die Leute haben; will uns jemand betrügen, so mag er sich selber vorsehen, denn ehe wir Hungersnoth erleiden, wollen wir uns um die Nahrung schlagen; Gott, bei dem alles steht, gibt den Sieg, wem er will.“ Er und Wetzel gingen mit männlichem Mute über die Brücke, die andern Helden drangen nach in die Burg und sangen ihre Kreuzlieder. Sie kamen ohne allen Streit hinein, und es war weder Wirt noch Wirtin da, sie willkommen zu heissen. Sie fanden den grossen und weiten Palas mit Gold gemalt, überall an den Wänden königliche Stüle, auf dem Estrich lagen reiche Teppiche ausgebreitet, vor den Stülen standen Tafeln, mit weissen, seidenen, an den Enden mit kostbaren Borten gezierten Tüchern belegt und darauf Fleisch und Fisch in vollem Maase. Dabei lag Semmel, und goldene Pokale mit Meth und Wein standen daneben. So war der Saal vortrefflich bereitet, aber es war niemand da, der die reiche Kost essen sollte.

Als Herzog Ernst dieses sah, sprach er: „Wir sollen Gott danken, dass er uns diese Speise zugewiesen hat, wir wollen uns also mit guter Kost, welche wir so lange entbehrt haben, laben, und was etwa übrig bleibt, auf das Schiff tragen; aber ich bitte und ermahne euch, dass ihr von dem Silber oder Golde, und was sonst von Schätzen in diesem Hause ist, nichts nehmet; auch wollen wir eingedenk sein, dass wir uns nicht überessen. Die Wackern sassen nieder, dankten Gott und assen und hatten guten Trank dabei; die Zeit wurde ihnen nicht lang, sie erzählten einander, wie es ihnen seit der Abfahrt von Griechenland ergangen, und als sie sich gesättigt hatten, wunderten sie sich, dass die Tische noch

so wohl mit Speise versehen waren, als ob gar kein Essen statt gefunden. Darnach gingen sie überall, oben und unten in der Burg umher, fanden alle Thüren offen und überall grosse Schätze und Kostbarkeiten, Speisekammer und Keller mit vielen Vorräthen versehen.

Da fingen sie an, ihre Schiffe mit Speisen zu versehen, nahmen aber nichts weiter und baten Gott, dass er sie glücklich nach Jerusalem hinführen möchte*), darauf gingen sie von der Burg in den Hafen hinab. Der Fürst sprach aber zu Wetzel: „Ich will dir meine Gedanken sagen; wenn es dir gefällt, so wollen wir zwei die Burg noch ein Mal näher besehen; ich denke, dass jemand darin verborgen ist, denn wer sah je eine Burg mit solcher Kostbarkeit von Leuten ganz verlassen? Wir wollen das Volk zurücklassen, ihm aber sagen, dass man uns zu Hilfe kommt, wenn wir etwa bestanden werden.“ Wetzel sprach: Ich folge euch dahin noch lieber als anderswo, und so gingen die zwei in die Burg zurück.

Als sie hinein kamen, gefiel ihnen die Burg immer besser; Ernst vergass aber seine Absicht nicht, er durchsuchte das Haus oben und unten, Thürme und Gadem gross und klein. Das Haus war köstlich erbauet; die Burg lag am Gestade und war vest, und voll solcher Zierde, dass ein König darin wohnen konnte. Sie gingen dahin, wo sie gespeiset hatten, und als sie in den Esssaal**) kamen, bemerkten sie den allerreichsten Palas, den je ein Fürst hatte, und welcher ihnen vorher entgangen war. Da waren an den Wänden viele Topasen, und der Estrich war licht, wie ein Glas. Kostbare

*) V. 2287. Nv helff vns das heilige grab,
Vnd der sich durch vns darin gab
Mit synen herren wunden,
Das wir tzu Jherusalem funden
Werden froliche
Vnd in dem hymmelriche;
God gebe vns den werden lon,
Vnd singen: „Kyrieleyson!“

**) V. 2356. In das muszhus quamen —

Stüle standen da und die Tische waren mit herrlichen Speisen besetzt. An den Seiten des Palas waren Kemenaten, an welchen man die Pracht nicht gescheuet hatte; sie sahen da ein Bette von Gold mit vielen erhabenen Thierbildern, edele Gesteine voll Kraft zierten es, auf vier goldenen Stollen lagen vier Steine, welche ein solches Licht gaben, als ob Lichtflammen brennten. Schöne Betten, mit Zindel überzogen, waren auf dem Lager, darüber zwei weisse Lailachen von Seide und Decklaken von Sammet mit Hermelin besetzt darüber. Vor dem Bette stand ein Stul von klarem Elfenbein, mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt. Oben in der Kemenate lagen vier kunstreich gearbeitete Amethysten, und auf dem Estrich lag rother Sammet, auf dem man gehen sollte. In einem Fenster in der Mauer standen zwei Pokale, mit gutem Trank, wie es sich für einen König geziemt.

Da die Helden solchen Reichthum sahen, gingen sie beiseit nieder in einen geräumigen Garten, worin mancher Cedernbaum stand und die Vöglein lieblich sangen. Sie fanden auch zwei Wässerlein darin, das eine warm, das andere kalt, welche durch die Burg flossen und mit silbernen Röhren in ein Bad von grauem Marmorstein, welches von funfzig hohen Schwibbogen überwölbt wurde, geleitet waren. Hier waren zwei Badewannen von rothem Golde, worin man das Wasser entweder kalt oder warm haben konnte; aus den Wannen floss das Wasser in grossen silbernen Rinnen heraus und dann um die Burg, so dass es allen Koth daraus hinweg führte. Alle Wege waren mit weissem Marmor belegt *).

Als Ernst Alles dieses sah, sprach er zu seinem Gesellen: „Wetzel, wenn es dir gefällt, so wollen wir uns

*) Hier folgt nun noch die Stelle, worin der Verfasser in der dritten Person, wie das auch in andern Gedichten geschieht, erwähnt wird.

V. 2473. Ist ymant an die stad komen,
Da er richer husz habe vornomen,
Wirt das von ym kunt gethan,
Der von Veldecken wol ym das gan.

ausziehen und den Schmutz von uns baden; ich hoffe wir bleiben ohne Schaden und finden gute Bequemlichkeit, die wir lange entbehrt haben.“ Wetzel sagte, dass er auch Lust dazu empfände, nur seines Herrn Willen nicht gewusst. Da entkleideten sie sich und badeten fröhlich; legten dann die Harnische wieder an und gingen in den Palas, wo das Bette war, und legten sich nieder ohne alle Gefahr. Sie mussten Gemach und Speise, die sie genossen hatten, theuer verzinsen. Als sie lange gelegen hatten, sprach Wetzel zum Herzoge: „Was säumen wir, es ist Zeit, dass wir aufstehen und zu unsern Brüdern gehen, die auf uns warten und nicht wissen, wie es um uns steht.“ Die beiden Helden standen von den Betten auf, da sahen sie an einer Stange eine Menge reicher Kleider hangen, deren Schnitt ihnen fremd war; sie legten zwei seidene Hemden an und tranken den kühlen Wein, rüsteten sich wieder mit den Harnischen und gingen aus der Kemenate in den Palas, welchen zu sehen sie nicht müde wurden. Als sie hervor kamen und unter einem Gewölbe der Thür durchgingen, hörten sie eine rauhe hässliche Stimme, als ob die Kraniche von allen Seiten in die Burg fallen wollten. Sie traten an ein Fenster um zu sehen, was es gab; da erblickten sie eine Menge Volks von wilden Sitten gegen die Burg heranreiten, welche lange dünne Hälse hatten und Kranichschnäbel daran. Da sprach der Fürst zu dem Grafen: Jetzt werden wir wohl Bequemlichkeit und Speise bezahlen müssen. Wir können ihnen hier nicht wohl entrinnen, darum wollen wir uns verbergen und spähen, wie die Sache gehen wird, ob wir ohne Streit davon kommen können. Geht es aber nicht, so müssen wir ihnen die langen Hälse kürzen. Nun verbargen sie sich an einer Stelle, die Ernst vorher ausgespähet hatte, und von welcher man das ganze Haus übersehen konnte.

Als die Schar nahe an das Haus gekommen war, stiegen sie ab; eine grosse Rotte, köstlich gekleidet, ging vor dem Herrn des Hauses (Wirt) her, der auch

herrlich geschmückt war. Er trug ein weissseidenes Kleid mit Gold durchwirkt und theuren Borten besetzt; dazu enganliegende Hosen, woran manch kostbarer Stein war. Sein Hals war weiss wie der Schnee. Er trug einen Gürtel mit Gestein und Gold wohl beschlagen und einen reichen goldenen Reif (Zirkel), der die Herrschaft des Landes bezeichnete. Darnach führten zwei Herren ein schönes, betrübtes Fräulein, welche eine goldene Krone auf hatte. Wangen und Mund waren thauigen Rosen gleich, das Kinn lieblich gebildet, Augenbrauen braun wie ihr Haar, und ihre sonst lichten und klaren Augen waren vom Weinen roth. Der Herr des Hauses (der Wirt) hatte sie mit Gewalt dem Könige von India geraubt. Wie sollte ihr das zu Freuden kommen? Aber er hatte ihr auch den Vater todt geschlagen und die Mutter ertränkt, und verlangte nun, dass sie ihn wider ihren Willen lieben sollte. Wie möcht' ich aber dem wohl Liebe erzeigen, von dem mir wäre so leid geschehen? — Man führte sie auf den Palas an einen Platz, der für sie bereitet war, und der König bot ihrem rothen Mündlein oft seinen hässlichen Schnabel, dass die Minnigliche weinte und zu Gott um Hilfe schrie.

Der Herr des Hauses merkte wohl an der Speise, dass Gäste das veste Haus heimgesucht hatten, und daher gingen die Amtleute in den Speisegaden und holten andere Kost. Man liess auch der Jungfrau Wasser geben, dass sie die Hände wusch, und darnach thaten es auch die andern. Die Herren des Reiches sassen alle zu Tisch, der König war froh, aber des Mägdleins Essen war wenig, sie seufzte zu Gott um Erlösung. Der Wirt bewies ihr viele Gunst, aber sie konnte nicht verstehen, was er sagte, und riss vor Schmerz sich die Haare vom Haupte und zerriss ihr lichtes Antlitz, dass das Blut darüber hinrann. Das that Ernsten sehr weh und er hörte wie sie sagte: O weh mir Armen, nun und immer. Hätte mir dieser Mann nichts zu leide gethan, und wäre ich ihm mit freiem Willen gegeben, so würde

mein Leben doch elend sein bis zum Ende. Was soll ich arme Waise unter diesem schrecklichen Volke, welches weder Wort noch Sinn hat? O weh, ich muss stets traurig sein, dass der Tod mich von dir, guter Vater, und von dir, meine Mutter, schied. Gott Herr, ende diese scharfe Pein und sende deinen Tod mir. Der König, welcher ihren Jammer stillen und ihr seinen guten Willen beweisen wollte, bot ihr oft den Schnabel, wodurch er ihr Leid noch vermehrte.

Als Ernst den Jammer des Mägdleins sah, sprach er zu Graf Wetzel: Das unmässige Leiden, welches ich von der Maid sehe, macht mich ganz freudenlos. Der Ungestaltete hat sie mit Gewalt genommen, ich denke wir brechen hervor und befreien sie. Wenn des Volkes auch viel ist, so haben sie doch schwache Wehr und die Hälse sind lang und dünn, und ohne Streit kommen wir doch nicht davon. Held Wetzel sprach: „Es gefällt mir gar wohl, dass ihr der Jungfrau helfen wollt; aber verschieben wir es, denn des Volkes ist sehr viel, und kommen wir zu Schaden, was hat das Mägdlein davon? Warten wir bis sie gegessen haben und sämmtlich in ihre Gemächer gehen, und der König mit der Jungfrau zur Ruhe sich begiebt, so brechen wir unverzagt hervor und nehmen sie ihm; ehe man das in der Burg erfährt, sind wir dann auf dem Meere.“

Damit war Ernst zufrieden. Nach der Mahlzeit erhoben sich seltsame Töne, man begann Saitenspiel und Tanz, und die Jungfrau musste mit ihnen tanzen. Ernsten ward die Zeit lang. Nach dem Tanze sprach der König, dass die Herren in ihre Gemächer gehen sollten; er selbst war noch mit zwölfen da und das Fräulein musste nun mit dem schnäblichten Manne in das schöne Bette gehen. Der Kämmerer war vor die Thür getreten und hatte zufällig Ernsten gesehen, da er schnell zurück wollte, und da die Helden fürchteten, verrathen zu werden, drangen sie mit hinein durch die Thür, zogen unverzaget die Schwerter und hieben den Kämmerer nieder. Da sie nun auf

das Bette zugingen, fielen die Schnabelleute die Jungfrau an; das verfluchte Schnabelvieh stiess die Schnäbel in sie, weil sie wähnten, dass jene aus India nachgefolgt wären, um die Magd zu nehmen. Die werthen unverzagten Baiern ertrugen das nicht, sie schlugen ihnen die Hälse ab, und alle, die da waren, blieben todt, bis auf einen, der war so feig, dass er sich hinter der Thür verbarg, dann heraus lief und die Mannen zusammen rief.

Die edele Frau war auf den Tod wund. Während Wetzel die Thür hütete, ging Ernst zu ihr und bezeigte sein Bedauern, dass er bei ihrer Befreiung nicht habe verhindern können, dass sie unverletzt geblieben. Er fragte, ob sie noch gesund werden möchte, denn sie sollte von ihnen beiden beschützt werden, so lange sie noch Schwerter und Arme hätten.

Da richtete sich die Magd auf und sagte: Gott danke euch, werther Mann, für euern getreuen Beistand; o weh! wenn ich noch genesen könnte! Wollt ihr mir von hinnen helfen, so sollt ihr die Krone von India dafür haben, die mein Vater mit Ehren trug, der von diesem Manne zu Tode geschlagen ist. Ich will euch sagen, wie es kam: Mein Vater hat eine Insel, wohin er zuweilen zu reiten pflegte, der Kurzweil wegen. Mein Vater hatte nur kleines Gefolge bei sich, denn er fürchtete keine Gefahr auf dieser Reise. Da fiel ihn dieser Mann an, erschlug den Vater, liess die Mutter mit mancher andern Frau im Meere ertränken und führte mich von dannen. Auch einen Bruder habe ich verloren, und nun ist Krone und Land an mich gefallen, welche ich euch zu Lohne geben will, wenn ihr mir mit dem Leben davon helft."

Die zarte Magd war aber so sehr verletzet, dass sie vom Leben scheiden musste. Mit ihren weissen Händen umfasste sie ihr Haupt und dem jungen Fürsten geschah nie grösseres Leiden, als da er sie sterben sah. Als der Tod sie gestreckt hatte, deckte er sie mit schönem Goldzindel zu, und die Magd lag da, als ob sie entschlafen wäre, nirgends einem Todten gleich. Ernst

warf zornig den Wirt vom Bette, und die beiden fassten die scharfen zweischneidigen Schwerter zu Händen, sprangen zur Thür hinaus und tödteten ohne Frieden viele der Bürger, hieben sich durch in der Burg bis an das Thor, welches verriegelt war. Hier waren die Helden manches Schützen Ziel, an ihren Schilden hafteten viele Pfeile, welche sie abschlugen, und endlich kamen sie unter ein Dach. Ihre Genossen vom Schiffe hatten das Getöse gehört und wollten ihnen zu Hilfe kommen, sie rückten heran an das Thor und Graf Wetzel ersah das Banner; „Herr, rief er da, nun kommt uns Hilfe, wir müssen den Unsern entgegen dringen.“ Da liefen die zwei gegen das Thor, riefen ihren Schlachtruf laut und erzwangen den Durchgang, mit ihren tausend Streitern zogen sie nun über das Gefilde zu den Schiffen. Da sahen sie über das Feld manche Rotte heranreiten, welche zur Hochzeit wollten, und nichts von dem wussten, was in der Burg vorgefallen war; als diese Ernsten und seine Schar erblickten, schnitten sie ihnen den Weg ab und es musste gekämpft werden. Der Herzog und die Seinen liessen ihre Mannheit sehen, aber es wurden viel erschlagen, obschon von den andern noch mehr. Die Helden traten zusammen und drangen mit Macht hindurch zu den Schiffen; grossen Mord thaten sie an den Schnäbelichten. Ernst und seine Kämpen stellten sich zur Wehre, sie schickten das Volk hinter sich und liessen es zu Kiele treten. Als die Schiffer alles bereit hatten, traten die beiden Helden in eine Barke, während noch mancher Pfeil von dem Landvolke auf sie abgeschossen wurde. Als sie die Schiffe errungen hatten sangen sie Gottes Lob. Der Fürst liess fünfhundert der Seinen todt auf dem Plan, die Verwundeten nicht gerechnet; diese verband er alle selbst und kürzte ihnen die Zeit, womit er konnte. Er selbst hatte manche Wunde, aber er that nicht als ob sie ihn schmerze. Als man die Anker ausgehoben und die Schiffe abstiess, hub der Jüngling selber an:

„Wir lassen alle unsre Ding
An das heilige Kind,
Des Himmel und Erde alle sind,
Den die unvollgelobte klar,
Seine Mutter, Maria, gebar;
Nun helf' uns der Heiland,
Dass wir kommen in sein Land:
Wir fahren, Christ, in deinem Namen,
Nun hilf uns in dein Reich. Amen!"

Froh fuhren sie dahin und sahen am zwölften Tage einen grossen Stein im Meere, wie einen Berg und viel Ueberreste von Schiffen darunter, als ob sie die Flut dahingetragen hätte, und die Mastbäume hoch und dicht davor standen. Sie freueten sich des Berges und meinten eine Stadt zu finden, und Ernst sprach: „Wir sollen Gott danken, der uns seine Gnade bezeigt hat, dass wir hier in der Stadt völlig erfahren, wie wir nach Jerusalem kommen können, und dass wir uns noch mit guter Speise hier laben. Ein Schiffer stieg den Mastbaum in die Höhe und als er den Stein recht ersehen hatte, sprach er: O weh, wir sind sehr übel gefahren, der Stein heisst Magnet und liegt im Labermeere*), er ist von der Art, dass er alle Schiffe, die mit Eisen beschlagen sind, an sich ziehet; da stehen die Mastbäume wie ein Wald von alle den Schiffen, die er angezogen. Hier müssen wir das Leben Gott zu Zinse geben und die Seele zu retten trachten. Ernst ermahnte jedoch die Seinigen, guten Mut zu haben, Gott könne sie wohl erretten, und wenn sie das Leben verlieren müssten, so wollten sie fröhlich sterben. Inzwischen ruckte der Stein das Schiff mit Gewalt an sich, so dass durch den Druck die Mastbäume aus den morsch gewordenen alten Schiffen auf das Schiff unserer Helden fielen, und es ein Wunder war, dass jemand heil davon kam. Als der Stein Magnet das Schiff an sich gezogen hatte, riefen die Schiffer betrübt aus: „Ihr Herren, es ist gewiss, dass wir hier sterben, nun

*) Labermeer s. unten bei Brandanus Levermeer und die Bemerkung.

sei die unvollgelobte Magd Maria eines jeden süsser Bote und der dreieinige Gott möge um seiner Liebe willen unsere Noth bedenken."

Ernst sagte ihnen darauf, dass er ja ausgezogen sei, um Noth und Elend um Gottes Willen auszustehen, und wenn sie hier sterben müssten, so sollten sie doch bedenken, dass Gott Vater selber sage: „Ein Tag in meinem Hause ist besser, denn alles, was die Welt haben mag;" aber sie wollten beichten und den Leib des Herrn zur Stärkung der Seele empfahen. Darauf suchte er seinen Kapellan auf, beichtete ruhig und empfing das gesegnete Brot; so thaten auch darnach die Uebrigen. Da sie nicht von dannen kommen konnten, so gingen sie bisweilen auf die alten Schiffe und fanden darin ausserordentlich grossen Schatz; Silber, Gesteine, Gold, Harnische, Gewand, das nun verfault war, und manches menschliche Gerippe ohne Fleisch. Viele von denen, die nicht in das Meer geworfen wurden, dienten den Greifen zur Nahrung. Die Helden waren in grosser Noth; sie sahen den Tod täglich vor Augen und klagten, dass sie sterben sollten ohne mit den Heiden zu kämpfen. Allmählig starb einer nach dem andern hin, bis Ernst mit sieben nur übrig war. Wenn ein Bruder starb, so liess ihn Ernst auf den Bord des Schiffes legen und dann kamen die Greifen und führten ihn ihren Jungen zu Neste. Graf Wetzel, der noch guten Mutes war, sprach, da er keinen andern Trost sah, zu Ernst: „Ich habe bedacht, dass wir nur durch die Greifen hinweg kommen können; die Vögel sind so gewöhnt, dass sie die Todten holen; wir gesunden Leute wollen sehen, dass wir noch gute Rinderhäute finden und darin lassen wir uns einnähen, damit uns die Greifen hinwegtragen." „Was säumen wir noch, lieber Bruder und lieber Mann," sprach Ernst. Da besahen sie die Rinderhäute und fanden gute darunter, legten ihre Harnische an und nahmen einen Theil ihrer Habe und ihre Schwerter und liessen sich einnähen. Ernst und Wetzel wollten in Leben und Tod zusammen bleiben; sie sollten auch

die ersten sein, welche sich wegtragen liessen. Vier von den übrigen liessen sich auch einnähen, aber der fünfte wollte es nicht wagen; er war krank und meinte, dass er doch nicht genesen möchte. Ernst nahm rührenden Abschied von ihm. Man legte nun die wackern Männer auf den Bord, und sie lagen nicht lange da, so kamen die Greifen und trugen sie zu ihren Jungen, aber diese konnten sie nicht bewältigen, da die Männer bei Sinnen waren; sie schnitten sich aus den Häuten heraus, gingen eilig unter den Felsen in einen Wald und riefen zu Gott, dass er ihrer gedächte. — Frau Adelheid, der Königin, Gemüt mochte wohl schwer sein, sie musste der Noth ihres Sohnes gedenken, denn sie hatte einen unsanften Traum. — Als die zwei so sassen, sahen sie, und wurden des froh, dass die Greifen zwei der Gefährten brachten, welche sich auch aus den Häuten herausschnitten und zu ihnen herunter kamen; sie baten nun, dass die beiden andern auch glücklich ankommen möchten, und nicht lange, so wurden sie auch von den Greifen gebracht. Von den beiden letzten erfragte Ernst das Schicksal des siebenten Genossen und hörte, wie dieser sehr nach ihm gejammert und das Schiff als Grab erkoren habe. Da baten sie alle Gott, dass er sich seiner Seele annehmen möchte.

Die jungen Helden gingen lange in der Wüstung irre umher, Kraut und Früchte war all ihr Essen, und der gute Wein von Cyperland vergoss sich selten von ihrer Hand; sie freuten sich der Blumen und des Sanges der Haubenlerche, Drossel und des Finken, wie anderer Vöglein; doch ward ihnen die Zeit lang, da sie nirgends einen Ausweg fanden; ein Gebirge, welches hoch in die Lüfte ging, umzog die Herren. Sie kamen an ein Wasser, welches durch das Gebirge floss, das war lauter und klar, darin fingen sie mit den Händen manchen grossen Fisch, den sie ohne Tisch verzehrten. Das Holz war ihnen nicht theuer, so sie ihr Feuer anmachen wollten zum Sieden oder Braten; aber ich wähne, ihr Kochen

war kurz, denn sie hatten weder Pfeffer, noch Gewürz, noch etwas Essig, noch Salz und Kräpfel und Schmalz. Sie folgten dem Wasser stets nach, und kamen eines Tages an einen grossen Felsen, durch welchen das Wasser kräftig hindurch floss. Da sprach Herzog Ernst zu seinen Brüdern: „Gott will seine Kraft an uns beweisen, und durch diesen Fels uns wieder in ein Land führen, lasst es uns versuchen, ihr werthen Kämpfer, damit unser Leid ein Ende nimmt.“ Diesem Entschlusse stimmten alle bei, sie bereiteten ein Floss, setzten sich darauf, riefen Gott fleissig an, sangen Kyrieleison mit süssem Tone und fuhren durch die Wände des Steines. Ihre Fahrt war beschwerlich, das Floss stiess oft an den Stein, dass ihnen die Freude verging. Das Wasser trug sie schnell hindurch, sie sahen verschiedentlich edele Gesteine als Zierden, achteten des aber zu dieser Zeit nicht. Da sahen sie aber einen hellen Schein aus der Finsterniss, der kam von einem Edelsteine, und Herzog Ernst sprach: „Und wäre unsere Fahrt noch so beschwerlich, dieser Stein soll uns folgen.“ Er dachte, wenn er etwa wieder heim käme, möchte der Stein des Reiches Krone zieren. Und darin leuchtet er schön, dass müssen alle die gestehen, die ihn darin gesehen haben; er wird die Waise *) genannt, weil seinesgleichen nicht mehr bekannt ist.

Als Gott ihnen durch das Felsenthor hindurch geholfen, stiessen die Wigande an das Land, und glaubten sich nun von aller Noth erlöst. Sie kamen über eine breite Haide durch einen Wald, und am dritten Tage in ein reiches Land, Arimaspy genannt; sie fanden es wohl

*) V. 3621. Der wise ist er dauon genannt. Das hier angewendete männliche Geschlecht hat bei folgender Stelle in Walther von der Vogelweide (Man. S. Th. II, 127)

swer nû des riches irre gê,
der schowe wem der weise ob sime nake stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne

in Gleim's Nachahmungen (Gedichte nach Walter von der Vogelweide, 1779, S. 28.) zu der seltsamen Uebersetzung veranlasst:

„Der ist's, dem da der weise Mann
So recht auf seinem Nacken steht.“

bewohnt, aber das Volk war wunderbarlich anzusehen, sie hatten nur ein Auge, hoch oben auf der Stirn. Cycropides sind sie genannt, und Männer und Weiber gleich gestirnt und von starkem Leibe. Eine schöne Burg lag nahe, wohin eine breite Strasse führte. Als Ernst mit den Seinen dahin kam, war der Wirt der Burg, ein reicher Graf, der Kurzweil wegen vor das Thor gegangen; er empfing die ankommenden Gäste freundlich, führte sie selbst in die Burg, und obschon sie seine Sprache nicht verstanden, verschaffte er ihnen doch alle Bequemlichkeit, liess ihnen gutes Gewand reichen und befahl seinen Rittern und Dienern, dass sie den Gästen unterthan sein sollten. Eines Tages gebot der König einen Hof, und drohete denen, die ausbleiben würden, grossen Zorn; da zogen die Herren eilig herzu. Ernst's Wirt, der Graf, ging auch an den Hof und nahm seine Gäste mit sich. Das wurde dem Könige hinterbracht, dass der Graf gekommen wäre und Leute bei sich hätte, die niemand nach ihrer Art und Weise kennte. Der Landesherr sandte sogleich einen Boten und hiess den Grafen kommen und seine Gäste mitbringen. Da ward ein grosses Schauen von Herren und Frauen; aber sie wurden wohl empfangen, wie man es mit Gästen machen soll. Sie liessen ihre Harnische herbeitragen, welche besonders angestaunt wurden. Der König bat den Grafen, dass er ihm die wackern Männer geben möchte, und dieser that willig seines Herrn Bitte. Nun liess der König ein Streitross bringen, wohl geziert für Ernsten und dieser sass schnell auf und ritt es nach ritterlicher Weise, welches der König gern mit ansah und dem Kämmerer gebot, für die Gäste sämmtlich die besten Rosse zu schaffen, welche er haben könnte. Das geschah, und nachdem der Hof sieben Tage gedauert hatte, schieden die Herren, der Degen (Ernst) aber blieb mit den Seinen beim Könige, wo man ihrer nach Wunsch pflegte.

Sie waren, wie uns das Buch sagt, nicht länger als ein Jahr am Hofe gewesen, als sie die Sprache des Lan-

des verstanden, mit den Leuten befreundet und allen werth waren. Eines Tages verlangte der König, dass Ernst zu ihm käme und ihm sagte, von welcher Art und welchem Geschlecht und aus welchem Lande er wäre, und wie dasselbe beschaffen. Da sagte ihm Ernst, dass er Städte, Burgen und Land habe, ein geborner Fürst sei und durch unverschuldeten Zorn des mächtigen Kaisers vertrieben. Er habe ein grosses Heer auf das Meer geführt, welches meistens ertrunken; dann erzählte er die Begebenheit zu Kypria, und dass ihm der Magnet sein letztes Volk genommen hätte. Mit mancher Gefahr sei er nun auf ängstlicher Reise hierher gekommen.

Der König war erfreut, da er seine Abkunft erfuhr, führte ihn deshalb, weil er ein Fürst war, auf seinen Palas, liess ihn neben sich sitzen und alle seine Mannen ihm, eben so wie sich, unterthan sein. Dem König nahe war ein kampflustiges ungestaltetes Volk ansässig, die Plattfüsse geheissen; die liefen über Bruch und Moos, wo weder Ross noch Mann gehen konnte; bei Unwetter recken sie die Füsse in die Höhe und schirmen sich damit. Sie hatten den König von Arimaspy oft mit bewehrter Hand angefallen, und hatten jetzt noch den Willen, das Land mit grossem Heere zu überziehen. Als das in Wahrheit bekannt wurde, sandte der König von Arimaspy einen Boten zu Ernst, liess ihm die Botschaft sagen und wie das Land oft grosse Noth von jenen erlitten und bat ihn um Hilfe. Er sagte ihm, wie stark seine Macht sei und wie es mit ihren Waffen bestellt, dass sie nur Geschütz hätten und weder stächen noch schlügen. Ernst rieth dem Könige, die Heerfahrt ausrufen zu lassen, und als das Volk zusammen war, rückte man schnell, nach Herzog Ernst's Rathe, aus dem Lande gegen die Feinde; auf einer Haide fand man sie bereit zur Schlacht. Ernst tröstete und ermahnte sein Heer; er selber wollte an diesem Tage unverzagt die Fahne führen. Er führte sein Heer auch so männlich in den Kampf, dass die Plattfüsse davon in grossen Schaden

kamen; viele fanden den Tod. Die fünf Helden ritten mit Ernst gegen die Feinde und das Heer von Arimaspy folgte ihnen. Siegreich behielten sie das Feld, die Feinde flohen und die Sechse erschlugen manchen davon beim Nachsetzen. Der König liess Ernsten und seine fünf Genossen vor sich kommen und sagte ihnen grossen Dank.

Bis an den dritten Tag lag er; er sprach zu Ernst: „Was ich habe, das soll dir und deinen Gesellen zu Diensten sein; du hast mir mein Land erhalten, das muss ich dir immer danken. Was deine Genossen haben wollen, gebe ich ihnen, sie sollen fröhlich bei mir leben.“ Er schwur, ihnen immer hold zu sein, gab ihnen Silber und Gold, denn er hatte viel davon; er hielt grosses Hoffest. Da ward das Land Arimaspy von den Plattfüssen frei auf immer. Der König belieh Ernsten mit einem reichen Herzogthume und Graf Wetzeln mit einer reichen Grafschaft, führte sie selber dahin und liess sie einweisen in allem, was zur Herrschaft gehörte. Er gebot den Leuten, ihm mit Diensten und Zinsen unterthan zu sein, was das Landvolk gern that. Der König zog auf eine schöne Burg, die hiess Lutzerne, das soll heissen: des Landes Lichttrage, und hielt da sieben Tage mit Freuden grosse Wirtschaft.

Herzog Ernst hielt das Land recht wie ihm geziemte, ebenso that Graf Wetzel; was das Land einbrachte, davon wurde den Mannen ungespart gegeben, die aber waren ihm auch willig unterthan. Dem unverzagten Fürsten Ernst wurde gesagt von einem wunderbaren Volke, welche gar keine Kleidung trügen, sondern sich nur mit ihren breiten Ohren bedeckten. Da diese Leute dem Könige und dem Lande viel zu leide gethan hatten, so bot Ernst sein Volk auf und ritt in ihr Land; aber sie lagen mit wehrlicher Hand unter Filzgezelten gegen ihn zu Felde. Da kämpfte er einen harten Streit, bis er den Sieg erfocht. Ueber Nacht blieb er auf der Statt und liess das Volk rasten, die Gefangenen nahm er in sein Land, die Wunden wurden beiderseit verbunden. Am

andern Morgen verfolgte er die Besiegten und zog sieben Tage im Lande umher und machte es seinem Herrn zinspflichtig. Dann nahm er etliche der öhrichten Männer und liess dem Könige anzeigen, wie ihm der Feldzug gelungen, und schickte dem Könige einen Theil der Leute als Zeichen des Sieges. Der König war sehr erfreuet und stellte ein grosses Fest an; Ernst aber vertheilte unter die Seinigen was er gewonnen hatte.

Darauf sagte man dem Herzoge von einem Volke, welches ein sonderliches Land hätte, Picmey genannt; die Nahrung der Leute bestände dort in Vogeleiern. Der Herzog nahm sechszig Mann mit sich, liess sich dahin weisen und zog nach ihrer Insel. Hier fragte er, wer der Landesfürst wäre, er sollte ohne Besorgniss zu ihm kommen. Als der König dies vernommen, kam er mit seiner Schar zum Herzoge, bewillkommnete ihn und fragte, ob er nach irgend etwas von dem, was er besässe, Verlangen trüge? Ernst erwiederte, dass er keine Gabe weiter haben wolle, als die Nachricht über ihr Leben. Der König sprach: „Hier sind Vögel, welche wir fliehen, und vor denen wir uns unter die Erde verbergen. Die Eier, welche wir ihnen verstohlen nehmen können, das ist unsere Speise. Früchte lassen die Vögel nicht aufkommen, das ist ein Schaden, den sie uns lange schon zugefügt haben.“ Ernst sprach: „Nun weiset mich dahin.“ Darauf führte ihn der kleine Mann in sein eigen Land, und der Herzog fand keinen von den Leuten, der ihm bis an das Knie ginge. Der König brachte ihn nun dahin, wo sie viele Vögel fanden, und davon tödteten sie mit Schlägen eine grosse Menge. Die Kleinen waren sehr erfreuet und der König bat den Wigand, dass er ihr Land nähme und als ihr Herr dabliebe; aber Ernst sagte, dass er ihm zwei Leute nach seiner Wahl da lassen wollte, und somit schied er von ihnen.

Nun war der kühne Mann mit den Seinen fröhlich und glaubte Ruhe zu haben, die ihm doch nicht wurde. Dem Könige von Arimaspy wohnte in der Nähe noch ein

Volk im Lande Kananea; es waren unmässig, wie die Bäume hohe Riesen, welche mit streitbarer Hand manches Land bezwungen hatten. Deren König sandte einen Boten nach Arimaspy, welcher verlangen sollte, dass man ihm Zins gebe und das Land von Kananea zu Lehen nehmen. Aus Furcht riethen die meisten Vasallen dem Könige, dass er Zins geben sollte; aber Ernsten erzürnte das und er sagte, dass in dem Lande, woher er wäre, man solchen Rath für Schande hielte; man solle erklären, dass kein Zins gegeben würde, und wenn der Feind mit Heeresmacht komme, müsse er empfinden, dass man gewaffnet sei.

Der König folgte dem Rathe und beschied den Boten wie Ernst gesagt hatte. Als der Bote seinem Herrn die Antwort brachte, zürnte dieser sehr und schwur Ernsten besonders schweres Leid, als er von dem Boten vernommen, dass von jenem, einem kleinen Manne, der dem Boten bis an das Knie gereicht, der Rath herrühre. Der Riese sammelte fünfhundert Genossen und zog gen Arimaspy. Ernst, der doch in Sorgen war, hatte in Eile Schwerter und Hellebarten arbeiten, und die Landheere sich damit bewaffnen lassen. Er sprach nun zu ihnen: „Ich habe vernommen, dass die Feinde sehr gross sind, starker Bäume Genossen, wie ich an dem einen gesehen habe, welcher uns absagte; auch sollen sie zur Wehr starke Stangen tragen. Bestehen wir sie von weitem, so werden sie uns niederschlagen; allein wenn sie auf ihrem Zuge durch einen dichten Wald müssen, da sind sie uns zu Maasse, sie können ihre Stangen nicht gebrauchen, und wir laufen sie an und hauen und stechen in Knie und Bein. Ein Landmann sagte Ernsten, dass ein grosser finsterer Wald auf dem Wege der Feinde läge, und er liess dahin sich das Heer begeben, um mit den Feinden zu streiten. Da ward auf der Grossen Schaden manch Thier mit Kost beladen, Elephanten, Kameel und Dromedar. So legten sie sich in den Wald, und Ernst ermahnte sie, mannlich zu kämpfen, sie sollten schon gut

davon kommen. Als die Grossen nun dorther drangen, sprang Ernst mit den Seinen gegen sie und hieb wacker in die Beine. Ernst war ein Held, das konnte man wohl sehen. Die Grossen wurden durch die Aeste und Bäume behindert, ihre Stangen zu gebrauchen, und mancher musste das Leben lassen; man sah, das Ernstens Rath gut gewesen, da auf offenem Felde keiner der Arimaspen heil davon gekommen wäre. Zweihundert der Grossen blieben auf dem Platze, die anderen flohen und von ihnen ward ein neuer Streit kund nur durch einen, den Ernst und Graf Wetzel mit List fingen; er liess seine Stange aus der Hand fallen und ergab sich den beiden Kämpfern. Ernst blieb drei Tage dort, um die Grossen recht zu besehen und nahm seinen Gefangenen mit; der König von Arimaspy erwiess dem Herzog grosse Freundlichkeit und stellte ein Freudenfest an. Als das Fest vorüber war, zog Ernst in sein Land und theilte die Geschenke des Königs mit seinen Mannen, welche sein Gebot und seinen Willen stets unverzüglich thaten. So hatte er das Land von Arimaspy frei gemacht von Feinden und andere Länder dazu zinsbar gemacht; aber sein Herz und sein Gedanke war stets nach Christus Grabe, welches er gern sehen mochte.

Da geschah es an einem Morgen, als er schon sechs Jahr in dem Lande war, dass er, wie er oft gepflegt, zu einem Castell am Meere ging mit vielen der Seinen; dort sah er am Gestade ein Schiff auf dem Meere schweben, welches das Unwetter dahin verschlagen hatte. Der Herzog ging näher und empfing das Volk ohne böslichen Trug, welches ihm Gnade und Dank sagte. Es waren Moren, welche als Kaufleute reis'ten. Sie traten aus dem Schiff und baten ihn um Frieden (Sicherheit), sie hätten gedacht, über Nacht dazubleiben. Da wurde ohne Falschheit ihnen Frieden geboten bei dem Halse und der Weide, und sie brachten ihm Kleinodien zum Geschenk; er aber bat die Fremden, mit ihm auf das Castell zu kommen. Dies thaten sie, und der Fürst fragte, wohin

sie wollten? Sie erwiederten, dass sie zu Gottes Grabe wollten, weil sie dort besser verkaufen möchten, als anderswo. Ernst fragte, ob sie friedlich dahin kommen könnten, und sie sagten ihm darauf, dass sie Geleit nehmen und ihr Leben oft wagen müssten. Auf die weitere Frage, ob die Reiche friedlich wären, berichteten sie ihm, dass der König von Babylon einen steten Krieg hätte mit dem König Ybyane, und dass sie den Streit zu einer bestimmten Zeit ausmachen wollten. Der Fürst von Babylon sei ein Heide, der König von Ybyan ein getreuer Christ, der für christlichen Glauben streite. Der Babylonier habe mehr Leute und wolle den andern mit Gewalt dazu bringen, dass er seinen Gott verlasse und Machmets Gebot befolge. Sie hätten zu anderer Zeit schon hart gekämpft, und der Babylonier habe nun geschworen, er wolle dem Christen das Leben nehmen, er müsse sich ergeben. Ernst erkundigte sich darauf, ob sie den Waffenstillstand hielten, und als ihm dies bejahet war, nahm er die Fremden beiseits und redete freundlich mit ihnen, dass sie ihm aus dem Lande helfen möchten; er erzählte ihnen, woher er stamme, und wie er unter das ungestaltete Volk gerathen wäre. Sie versprachen ihm darauf eidlich, dass sie ihn sicher in das Land zu Ybyane bringen wollten, wenn Gottes Güte sie vor Unwetter behütete. Ernst liess das Graf Wetzeln und die andern vier Genossen wissen und pflegte der Gäste in seinem Hause wohl. Heimlich liess er Speise auf den Kiel tragen, als ob er sie den Kaufleuten als eine Beisteuer gäbe, und liess auch durch seine zwei Kämmerer, denen er seine Absicht sagte und sie bat, mit ihm zu fahren, viel von seiner Habe auf das Schiff bringen. Um Mitternacht nahm der Fürst seinen grossen Mann und andere seiner Wunder, stahl sich von der Burg, befahl den König Gott und fuhr davon. Als der König seine Abfahrt merkte, war er sehr betrübt und das Volk mit ihm, indem sie an die grossen Tugenden des Helden dachten.

Ernst fuhr fröhlich mit den schwarzen Kaufleuten dahin, und diese mussten seiner Tugenden wegen ihn immer mehr achten. Etwa zwei Monat oder mehr war er auf dem Meere, da sah der Schiffer vom Mast Ybyan und verkündigte es und gewann das Botenbrot. Ernst war froh mit den Seinen, sie lobten Gott und sangen:

„Christ, Herre, du bist gut,
Nun hilf uns durch dein reines Blut,
Durch deine hehren Wunden,
Dass wir fröhlich werden erfunden,
Da süsse ist der Engel Ton
In deinem Reiche: Kyrieleison!“

Sie fuhren an das Gestade, liessen die Anker fallen und die Wigande traten fröhlich an das Land. Sie zogen einer reichen Stadt zu, über welcher ein Haus mit grosser Kostbarkeit gebauet war, das hiess Ybyane, dort wohnte des Landes Wirt. Ernst liess sich eine Wohnung suchen, die ihm angemessen war, da kehrte er mit den Seinen ein und man pflegte dort seiner wohl. Die Wunder, welche er mitgebracht hatte, wurden da viel beschauet, und täglich war grosses Gedränge vor dem Hause. Der Degen besprach sich auch mit seinem Hauswirt, ob der König wohl seines Dienstes bedürfte, und der Wirt sagte ihm in Wahrheit, dass, wenn er Dienste nehmen wollte, ihm der König willigen Mut erzeigen und so viel geben sollte, dass er reichlich leben könnte. Ernst offenbarte sich dem Wirte ganz, bat aber, seine Abkunft zu verheimlichen und nur sein anderes Gewerbe dem Könige zu sagen; auch möchte ihm der Wirt sechs Rosse und Kleider verschaffen, damit er nach Weise des Landes gekleidet und beritten sei. Als der Fürst nun so erschien, da erkannte jeder den Fürsten in ihm, aber er machte es wie anderwärts, dass man ihm wegen seines Betragens und seiner Sitten günstig und hold sein musste.

Der Wirt brachte dem Könige die Nachricht von Gästen, und dieser, sehr erfreuet, liess Ernsten mit den Seinen vor sich kommen und empfing sie freundlich und

dankte für ihre Bereitwilligkeit, ihm zu dienen. Den Riesen von Kananea und die andern Wunder sah er gern an und sagte Ernsten, wie er von dem Könige von Babylonien und von dem Vogt von Damaskus und dem Fürsten von Halap (Aleppo) Ausforderung erhalten, da diese um das Grab stritten und mit Gewalt ihn vom Christenglauben bringen wollten, weshalb sie in kurzer Zeit einen Kampf haben würden. Ernst möge um der Taufe und des ewigen Lebens willen Sold von ihm nehmen.

Ernst, der Held, erwiederte, dass er das Kreuz genommen habe und mit einem kräftigen Heere ausgegangen sei, um gegen die Saracenen zu kämpfen, das sei ihm nun nicht gelungen, und sie seien leider nur ihrer sechs übrig geblieben; jedoch wollten sie ihm gern beistehen, begehrten aber keinen Sold, sondern nur, was sie zur Nothdurft gebrauchten; auch hoffe er, dass der grosse Mann, den er habe, den Saracenen sehr mit Schlägen zusetzen würde. Da freuete sich der König, befahl dem Wirte, den fremden Helden alle Bequemlichkeit zu verschaffen, und nachdem die Fürsten gegenseitig einen Eid geschworen hatten über ihr Bündniss, wurden die Herren mit grossen Ehren in die Herberge zurück geführt.

Der zum Kampf vestgesetzte Tag nahete heran und man sah die Fürsten sich zum Streite rüsten. Ernst, der seinen Kananeer nicht an den Beinen wollte verwunden lassen, besorgte für ihn Beinharnische und ein Panzerhemd. Auf einem schönen Plan lagerten sich Christen und Heiden. Der Vogt von Babylon erschien mit einer prächtig geschmückten Rotte, er hatte seinen Gott Machmet auf einen vierräderigen Karren gesetzt, den Meerrinder zogen. Der Mast, welcher Machmets Last trug, war kostbar verziert. Ebenso kamen wohl beritten und in Waffenschmuck der von Damaskus und der von Halap, auch sie führten ihre Götter zum Beistande mit sich, da sah man Terviand und Apollo. Der

Heiden war eine grosse Flut, ihre Waffen funkelten im lichten Glanz. Posaunen, Trommeln und Hörner erklangen; da ward mancher Schaft von Christen und Heiden gebrochen. Die Christen hatten sich geschart und dem grossen Manne ward die Fahne von Ybyan anbefohlen. Ernst bat ihn dringend, dass er unverzagt sein möchte. Der Grosse sprach: „Des habet Mut, ihr thut mir so viel Gutes, Herr, und das will ich heute verdienen; den Heiden soll es Leid werden. Ich fürchte nur, dass sie das Feld räumen, und weiss nicht, weshalb wir noch säumen.“ Er nahm die Fahne in die eine Hand und die an allen Ecken scharfe Stange in die andere, und warf sie so herum, wie ein starker Mann ein kleines Reis. Der Herzog und der König von Ybyan freueten sich, dass sie den starken Mann hatten. Als die Rotten zum Kampf gehen sollten, zogen die Helden alle ihre Schwerter, die Christen sangen ihre Lieder und die Heiden drangen mit Trommel und Posaunenschall heran. Die Heiden waren unverzagt und die Christen auch, es ward männlich von beiden Seiten gestritten. Der grosse Mann von Kananea that den Feinden vielen Schaden; welche Rotte er erlangen konnte, von der schlug er einen grossen Theil nieder mit seiner schweren Stange; Ross und Mann sah man fallen; was ihm in den Weg kam, erlitt den Tod von seiner Hand; wo Gedränge war, machte er Raum. Die Götter halfen den Heiden nicht viel, der Riese zerschlug Rinder und Wagen, Apollo, Terviand und Machmet erlitten grosse Schmach, sie wurden mit Rossen und Rüstungen in den Staub getreten; der Grosse drasch manchen ehrenvollen Mann, dass die Weiber daheim es beweinten. Die Heiden wollten aber den Sieg nicht aufgeben, sie verstanden es, zu streiten und kämpften mit geruheten Scharen. Wo der König von Ybyan und der Baierherzog ritten, dahin drang die Macht der Heiden; sie rannten heftig zusammen, und von beiden Seiten musste mancher das Leben lassen. Da ward viel geschrien, hier: Babylon! dort: Ybyan! Der König

von Ybyan vergalt an diesem Tage geborgtes Leid sauer. Herzog Ernst und Graf Wetzel durchbrachen mit ihren vier Gefährten die heidnischen Rotten; aber die Fürsten der Heiden kämpften auch mit grosser Tapferkeit, sie wollten eher auf dem Platze bleiben, als flüchtig werden. Die Christen stritten um das ewige Leben. Ernst kam mit dem Fürsten von Babylon zusammen, überwand ihn, und zwang ihn, das Schwert abzugeben, ebenso machte er es mit dem von Damaskus; damit war der Krieg zu Ende. Wetzeln gab der Fürst von Halap das Schwert, und so blieben die von Ybyan Sieger auf dem Plane; viele der Heiden wurden gefangen. Der König von Ybyan war sehr erfreuet, als die Christen Sieg riefen; er zog an die Stadt, davor er gelagert war und nahm die Gefangenen in Empfang. Nun kam der Grosse auch mit seiner Stange; sie war von Blut ganz roth, er allein hatte mehr denn Tausend erschlagen. Keiner von denen, welche zum Schutz der Götterwagen gewesen waren, kam davon. Die Christen fanden in den Gezelten der Heiden grosse Reichthümer. Die kostbar geschmückten Götzen wurden zerquetscht und zerschlagen in den Sack der Christen geschoben. Die heidnischen Fürsten und alle andern, welche Wunden hatten, wurden guten Aerzten übergeben.

Der König lag drei Tage auf dem Felde; die Heiden fluchten ihren Göttern. Herzog Ernst ward sehr geehrt, der nun gegen die Gefangenen sich freundlich bezeigte, wie man der Gefangenen sich erbarmen soll. Die Christen zogen von dem Felde froh nach Ybyan, und man dankte Ernsten und seiner kleinen Rotte nächst Gott am meisten. Der König hielt ihn ausser der Maassen wohl, und gab Land und Leute in seine Hand, auch wurde ihm von Frauenmund mancher süsse Segen gesprochen. Als zwölf Wochen vergangen waren, wollte der gefangene König sich mit seinen Leuten lösen und bat Ernsten, dass er mit dem Könige darüber redete und seine Lösung empfinge. Der Herzog bewies ihm willigen Mut

und der König berieth sich mit ihm und manchem andern werthen Mann über die Bedingungen, dann ward der Herzog mit der Rede zu dem gefangenen Könige gesandt: Ob er Geiseln geben und den Christen beistehen wollte, wenn diese in Kriegsnoth kämen, dann auch Tribut geben. Als die Heiden vernahmen, dass sie auf andere Weise nicht ledig werden konnten, kamen sie überein, bei Lebzeiten des Königs nicht gegen die Christen zu streiten, noch ihnen sonst Schaden zuzufügen. Dies Gelübde wurde von ihnen genommen; allein es wurde ihrem Gemüte schwer, und manches theuere Kind aus dem Heidenlande ward als Pfand gegeben. Auch bewirkte es Ernst noch, dass wenn ihr Geleit verlangt würde, sie dies ohne Lohn thäten. Darüber wurden Briefe und Handvesten gegeben und sie hielten auch Alles bei ihrem Leben.

Als die Gefangenen ledig waren und die Heiden nach Hause wollten, bat der Fürst von Babylon Ernsten, dass er mit ihm in sein Land kommen möchte und bot ihm viel seiner Habe; dieser aber sagte, dass er willens sei, nach dem Grabe gen Jerusalem zu ziehen; worauf der edele Heide sagte, dass er ihn dahin geleiten wolle. Da ward Adelheids Sohn froh, und er erwiederte dem Heiden, dass er ungesäumt mit ihm ziehen würde. Der Heide, darüber erfreuet, sprach: „Dadurch wird mein Geschlecht geehret, dass mein Land so ehrenwerthen Mann empfangen soll, und ich beklage, was hier vorgegangen ist.“ Ernst trat zum König und bat um Urlaub; da erlebte der König nie so leiden Tag, als da der Held scheiden wollte. Er drang sehr in ihn, zu bleiben, aber Ernst sprach: „Das mag nicht sein, ich will das Grab des Herrn besuchen und ihr sollt mir Urlaub geben.“ Da schied der Herr von dannen und Mann und Weib sehnten sich sehr nach ihm. Der König entliess ihn mit reichen Geschenken, und der Heide wusste nicht, wie er sich vor Freuden gebaren sollte und liess Ernsten mit grosser Sorgsamkeit überall auf das Freundlichste pfle-

gen. Als man in sein Land gekommen war, liess er nach Babylon entbieten, dass man die Helden feierlich empfangen solle, worauf die Babylonier aus der Stadt geritten kamen und sie schön empfingen, wofür die werthen Christen züchtiglich Dank sagten. Die Strassen der Stadt waren reich geschmückt, die Häuser mit kostbaren Tüchern behangen und keine Pracht vermieden; aus den Fenstern schaueten wonniglich Mädchen und Frauen nach den Rittern. Der Wirt war seiner Gäste froh, und gebot auch all' seinem Volke, froh zu sein und zu feiern. Harfen, Rotten, Fiedeln und Leiern wurden hervorgebracht, mancherlei Saitenspiel erklang in süssem Tone, wonach getanzt ward. Wurden je Gäste besser empfangen, so lassen es diese ohne Hass. Die Wunder und der grosse Mann wurden auch sehr angegafft. Als Ernst zwei Monate dagewesen war, begehrte er Urlaub, und der König, welcher nach seinem Wunsche that, gab ihm, wie er gelobet hatte, viel von seinen Schätzen und liess ihn durch vier angesehene Fürsten und grosses ritterliches Gefolge geleiten.

Als sie nach Jerusalem kamen, nahmen die Heiden Abschied und zogen heim in ihr Land. Die Wigande blieben da, opferten auf dem Grabe und Ernst gab einen Theil seiner Wunder, die er von fern mitgebracht, dem Propste der Tempelherren. Er blieb völlig ein Jahr und mehr da, und er, Graf Wetzel, sein grosser Kananeer und die andern Mannen kämpften manchen harten Streit mit den Saracenen, welche den Christen zuwider waren, und tödteten viele. Ernst zog mit reicher Rüstung gegen sie, und machte ihnen mit Sturm, Streit und Tiost viel zu schaffen, die Gefangenen mit ihrer Habe schenkte er dem heiligen Grabe und machte Friede auf der Marke (Gränze) der Tempeleisen. Das erscholl in den deutschen Landen überall, wie Ernst zu Jerusalem wäre und täglich die Heiden bekämpfte.

Auch vor den Kaiser kam die Rede, und als Frau Adelheid hörte, dass ihr lieber Sohn lebte und solche

Wunder thäte, freuete sie sich, und bat die Jungfrau Maria, dass sie gewähren möchte, dass sie ihren Sohn noch sähe vor ihrem Ende. Auch sandte die edele Frau nach allen Fürsten und besprach sich eines Tages mit ihnen, dass sie ihr bei dem Kaiser bitten hülfen. Das gelobten sie und machten, dass täglich vor dem Kaiser die Rede war, Ernst sei ein Biedermann und das Reich entbehre ihn ungern, der Kaiser möge ihm seine Huld schenken und die Schuld verzeihen. Die Königin freuete sich darüber und schrieb ihrem Sohne Briefe über Meer. Der Brief lautete so:

„Ich bin des froh
Dass du noch bist bei Leibe;
Gott an mir armen Weibe
Hat gnädiglich gethan.
Ich bitt dich, Sohn, und deine Mann,
Was du davon lebendig hast,
Dass ihr mit sorglicher Last*)
Ringet und wieder kommet,
An hohen Freuden mir das frommet.
Viel lieber Sohn, erfreue mich,
An dir selber ehre dich,
Da Mutter und Kind sind ein Leib,
So tröste mich viel sehnendes Weib.
Auch bitten alle Fürsten, dass
Mein Herre lasse seinen Hass,
Und seinen Zorn auf dich verkiese,
Und dass er dich nicht mehr verliesse.
Was du ihnen selber hast gethan,
Das sehn sie als vergessen an.
Du meiner Augen spiel'ndes Licht,
Dass so viel Ehre dir geschicht,
Und dein Lob ist so gut,
Wie sanft das meinem Herzen thut!
Christus Kreuz und sein Segen,
Müssen deines Weges pflegen
Und deiner Wiederkehr.

*) Das im Orig. V. 5178. Das ir mir sorglichen last
Ringet vnd widerkomet, ...
scheint mir gar keinen Sinn zu geben.

Komm, mein lieber Sohn, der Herr,
Sich freuet des Landes Vernunft
Deiner werthen Wiederkunft."

Der Bote nahm ein gutes Fahrzeug und kam zur rechten Zeit nach Jerusalem, wo er den Wigand fröhlich mit den Seinen fand. Als er dem Fürsten der Mutter Gruss und Brief brachte, wurde dieser sehr erfreuet und besprach sich mit den Seinigen, dass sie nicht säumen wollten, heimzukehren. Sie nahmen Abschied und wurden mit grossen Ehren entlassen; man gedachte ihrer in Liedern. Der Fürst zog mit seinen Mannen nach Ackers (Accon), schiffte sich dort ein, und Gott gab ihnen so sanften Wind, dass sie nach sechs Wochen bei Bari an das Land stiegen. Er opferte auf dem Grabe des heiligen Nicolaus und versah sich zu seiner Reise mit guten Pferden. Da starben ihm seine Plattfüsse, was ihm sehr leid that. Nun wandte sich der Held nach dem Frankenlande und kehrte nach Babenberg, wo seine Ankunft der edeln Königin und mancher andern Frau grosse Freude machte. Ernst hatte vernommen, dass der Kaiser nach Babenberg kommen und dort einen Hof halten wollte.

Als sie Babenberg so nahe gekommen, dass sie es sahen, legten sie sich nicht fern davon in einen Wald. Es war am Christus-Abende und die Königin war den Tag über in süssem Mute, was man auch vornahm und that, sie hatte nur ihren Sohn im Sinn und sah ihn mit den Augen ihres Herzens; sie sagte auch ihren Frauen, wie sie ihre Sorgen verloren und sehr froh geworden. Der Held sandte ihr einen Boten, der war vernünftig und klug, er wartete, bis er die Königin heimlich sprechen konnte, brachte ihr die liebe Märe, dass ihr Sohn gekommen wäre, und bat um ihren Rath, wie er sich betragen sollte. Da lobte die Frau Gott und sprach: „Dir soll ein reiches Botenbrot werden, denn du hast mein sehnendes Leben erfreuet." Sie sagte nun dem Boten, er solle in der Stadt heimlich eine gute Herberge

nehmen und in der Nacht den Herzog dahin kommen lassen, dass es das Hofgesinde nicht merke; dort solle man ihrer reichlich pflegen, und wenn zur Mette geläutet würde und die Leute zur Metten gingen, sollten sie auch hervorkommen, dann wolle sie ihrer wahrnehmen. Darnuf sprach die Frau zu den Fürsten besonders, dass sie Nachricht hätte, ihr Sohn werde bald kommen, und sie möchten ihm dann Beistand leisten und des Kaisers Zorn abwenden, dafür wolle sie ihnen stets dankbar sein. Die Fürsten gelobten ihr das und sprachen: „Wollte Gott, er wäre schon hier.“ Da freuete sich Frau Adelheid und die Zeit wurde ihr lang, bis die Metten-Zeit kam. Als sie die Glocken vernahm, eilte sie in das Münster, und obschon es düster war, wollte sie doch nicht, dass man Licht vor ihr anzündete. Ernst ging auch dahin und die Königin ersah ihn; da sprach sie zu ihren Frauen: „Ich sehe dort Pilgrime stehen von über Meer, ich will hingehen und fragen, ob sie nichts von meinem Sohne wissen.“

Hin eilte die Wohlgemute, sie führte den Sohn an der Hand beiseit; durch die Augen wand er sich in ihr Herz, woraus er doch niemals verstossen war, sie küsste ihn heimlich, und würde es öfter gethan haben, wenn es niemand bemerkt hätte. Sie mocht' es auch wohl mit Ehren thun, denn es war ein wohlgerathner Sohn, und gegen die Liebe, die man an Kindern sieht, ist jede andere Freude nichts. Sie kosete mit ihm und sprach, was er zu thun hätte: „Mein allerliebster Sohn, sagte sie, wenn der Bischof von dem Altar geht und auf dem Predigtstule steht und das Volk einen Theil von seiner Lehre und von Gottes Wort gehört hat, dann sollst du demütiglich zu meinem Herren schleichen und ihm zu Fuss fallen, dann muss er dir vergeben. Gedenke daran, dass du ihm einen lieben Oheim erschlagen hast, und dass er damals selbst kaum der Noth entrann. Wer dir, mein Sohn, einen Knecht schlüge, hätte er wohl ein Recht zu ihm, wenn du seine Besserung wolltest. So

hätte es auch zu Gute gebracht werden können, wenn sich Heinrich an dir vergangen hatte.“ Ernst hörte das Strafen gern und versprach seiner Mutter, dass er alles nach ihrem Willen thun wollte. Da trat sie wieder an ihren Stul und bat die höchste Kaiserin mit wässrigen Augen, dass sie ihrem armen Kinde hülfe.

In dem Münster war grosses Gedränge. Der Bischof sang die Messe, dann trat er auf den Lector und sagte das Evangelium: „*Exiit edictum a Cæsare Augusto,*“ zu deutsch also: „Augustus, der das Reich gewaltiglich hielt, hiess sie Briefe schreiben und liess über alle Welt gebieten, dass er gemeinen Zins haben wollte; des sollte sich niemand verziehen.“ Wie nach Bethlehem die Magd kam und wie Gott die Menschheit annahm und Christus dort geboren wurde, darüber predigte der Bischof lieblich und entledigte manches Herz von Sünden, liess aus manchen Augen Thränen fliessen über den Anfang der Sünden, und hatte auch den Kaiser zu grosser Andacht gebracht. Da drang Ernst, nach seiner Mutter Lehre, dahin, wo der Kaiser sass, fiel ihm zu Fusse und sprach mit Demut: „Herr, ich habe wider euch gethan, das vergebet durch Gott mir armen Mann.“ Der Kaiser sprach: „Dir sei vergeben, Gott bessere dein Leben.“ Er hub ihn auf an der Hand und erkannte ihn nun erst recht. Jetzt traten die Fürsten hinzu und sprachen: „Ihr habt Ernsten wegen seiner Schuld euere Huld gegeben, und was ihr versprochen habt, das hieltet ihr stets wahr.“ „So sei er der Schuld ledig, da Allen es gut dünket.“ Da ward alles Volk erfreuet, und die Königin spendete reichlich; auch die Freude der Fürsten war gross, Tanz, Buhurt und Ritterschaft übten sie kräftig. Mancher Reigen ward mit den minniglichen Frauen getanzt und Freude ohne Maass konnte man schauen. Die Pilgrime in ihren Kleidern traten auch nach dem Klange der Fiedeln an weisser Hand zum Tanze, als ihre Freunde sie darum baten. Ernst's fremde Wunder beschauete man viel; dem Kaiser gab er zwei, den

den Oehrichten und den von Picmey; seinen jungen grossen Knaben wollte er selber behalten, er liess ihn taufen und lehrte ihm christliches Leben.

Der Kaiser hielt ein prächtiges Fest und mancher Frauen rother Mund bat Ernsten, die Kutte abzuthun und den Bart zu scheren. Er sagte, dass er dies in dem Münster thun müsse, wo er das Kreuz genommen. Als der Kaiser von Babenberg abzog, nahm Ernst sein Land wieder und der Graf Wetzel hielt sich zu seiner Herrschaft. Die Mannen, welche Ernst wieder zurück gebracht hatte, wurden wohl bedacht. Dem Reiche gab Ernst den Stein, der da heute noch in lichter Farbe scheinet in des Reiches Krone. Das ist ihm nicht unvergolten; sein Name hat des Ehre nun und immer.

Ernst warb nach Gottes Hulden und bat, ehe er starb, dass man ihn zu Rossfelt begrübe. Da liegt noch der Held nach Fürstenrecht begraben. Da liegt auch seine Gattin, Irmegart, zu ihren Gnaden ist grosse Fahrt, Gott viel Zeichen durch sie thut: Der gebe uns auch ein Ende gut. Amen.

VIII.

Herzog Ernst.

Nach Kasper's von der Rön Heldenbuche.

Das Gedicht „Herzog Ernst in Kasper's von der Rön Heldenbuche“ ist etwas abweichend von dem so eben erzählten, weshalb eine kurze Angabe des Inhaltes nicht unangemessen scheint. Die Quellen sind nicht wohl anzugeben. Die Darstellung ist ziemlich roh und unbeholfen und ächt bänkelsängerisch. Das Gedicht ist in einer künstlichen, zwölfzeiligen Strophe gedichtet, welche davon den Namen Herzog Ernst's Ton erhalten, und in welcher Ecken Ausfahrt, Riese Sigenot, Dietrich und seine Gesellen und das Meerwunder gedichtet sind. Versmaas und Reimverschlingungen sollten sein:

∪ – ∪ – ∪ – ∪ – a
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – a
∪ – ∪ – ∪ – ∪ b
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – c
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – c
∪ – ∪ – ∪ – ∪ b
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – d
∪ – ∪ – ∪ – ∪ e
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – d
∪ – ∪ – ∪ – ∪ e
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – f
∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – ∪ – f.

Aber die Verse sind nicht immer genau, noch ist das Reimgesetz richtig; mitunter hat der letzte Vers einen Mittelreim auf den vorletzten oder drittletzten Vers. Die Reime sind vielfältig sehr unrein *). Die Anzahl der Strophen ist 54.

*) Als Probe von der bänkelsängerischen Manier wird die erste Strophe vollkommen hinreichen.

Hie vor ein kaiser tugentleich,
gehaissen kaiser Fridereich,
als wir das horen sagen,

Kaiser Friedrich war tugendreich und sein Ableben wurde von all' den Seinigen sehr beklagt, denn er hielt auf das Recht, und niemand, der gegen das Reich gesündigt hatte, konnte, ohne schwere Busse gethan zu haben, bei ihm zu Hulden kommen. Er vermälte sich mit dem schönsten Weibe, das je ein Mann erwarb. Sie hatte einen Sohn von vierundzwanzig Jahren, Herzog Ernst genannt, welcher dem Kaiser nach dem Leben trachtete; dieser jedoch wurde gewarnt und würde ihn am Leben gestraft haben, wenn ihn nicht die Mutter ausser Land geschickt hätte. Sie gab ihm viel Gold und Silber und ihren Segen auf den Weg, nahm unter häufigen Zähren und Klagen von ihm Abschied und liess ihn mit vielen Gefährten ziehen. Ernst entliess, um die Kosten zu sparen, sehr bald die Begleiter, und behielt nur einen Grafen bei sich, dessen Treue und Tüchtigkeit ihm bekannt war, und so fuhren sie die Donau hinab, durch Ungarn nach Griechenland. Sie fuhren immer stromab viele Meilen ohne Zahl, und kamen zu einem grossen Berge, durch den die Donau floss. Sie fragten einen alten Mann, wie sie hindurch kommen sollten; der aber antwortete ihnen: „da sei, wie er vernommen, noch niemand hinein gekommen; sie möchten, da sie nicht wüssten, wohin das Wasser ginge, lieber draussen bleiben.“ Ernst bedachte, wie ihn der Kaiser im Zorn in die Acht gethan, berieth sich mit seinem Gefährten, der jedes Spiel mit ihm wagen zu wollen bereit sich erklärte, kaufte darauf ein gutes Schiff, welches sie mit Eisen und Stahl vest beschlugen, versahen sich auf ein Jahr mit Speise, da sie ihrer Fahrt Ziel nicht wussten; trugen an einem Morgen Speise, Trank, Gerät, Harnisch,

---

vnd es erging in kurtzer frist,
vnd das er leider hie nit ist,
hortt man die seynen clagen,
ach, peide, riter vnde knecht,
lant, leut, pawer, purgere,
das nie kein recht da ward so slecht,
als pey dem keysser here:
wer wider das recht het gethan,
Der mocht zu hulte komen nicht, er musst in swere puss vorstan.

Gewänder, Schilde und Schwerter hinein, verkauften ihre Pferde, setzten sich in das Schiff und fuhren in den Berg hinein. Das Schiff ging schnell; sie hatten Licht angezündet, der Berg war sehr enge, und die Fahrt dauerte so lange, dass Ernst zu seinem Genossen sagte: „wir dürften uns nicht geschämt haben, dem Rath des alten Mannes zu folgen.“ Sein Geselle antwortete ihm, dass, wenn Gott wolle, er wohl dazu helfen könnte, dass sie den Tag wieder sähen; an Speise hätten sie ja Vorrath. So fuhren sie in den Berg hinein und das Dunkel ward von einem Karfunkelstein erhellt. Ernst schlug mit seinem scharfen Schwerte zwei Stücke ab, womit er zufrieden war; nun gebrach es ihnen nicht mehr an Licht. Endlich schifften sie aus dem Berg und kamen in eine unbekannte Gegend, wo ein Fürstenhaus vor ihnen lag. Sie gingen zu der Burg, deren Pforten sie offen fanden, hörten niemanden darin, fanden Speise vollauf, assen und tranken, und wollten Tag und Nacht bleiben, bis die Leute kämen. Als sie sich so bedachten, sahen sie ein grosses Heer auf die Burg loskommen. Ernst sprach zu seinem Gesellen, er möge ihm nun helfen und die Pforten verschliessen; aber der Graf rieth das nicht, sondern schlug vor, in einen Winkel zu treten. Als sie das thaten, sahen sie manchen schnäbelichten Mann herankommen. Sie führten den König in den Saal, welcher eine goldene Krone und schöne Edelsteine trug. Die Jungfrau *) klagte ihren Kummer und schalt den König, dass er sie fälschlich gestohlen habe dem werthen Könige von India. Der König verstand nicht, was sie sprach, er drückte ihr die weissen Hände, umfing die Klagende mit minniglicher Lust und stiess ihr seinen Schnabel in den Mund. Die Jungfrau schrie jämmerlich darüber, und der König meinte, es wäre ihr bester Gesang. Die Schnäbler trieben ihr Freudenspiel, und als die Nacht finster war, führte man den König mit

*) Es wird vorher gar nicht gesagt, dass eine Jungfrau mitgebracht sei. Dergleichen Spuren nachlässigen Auszuges finden sich verschiedene.

der Jungfrau dahin, wo das Bett bereitet war. Die Jungfrau sprach: Ach, wenn doch ein Mann hier wäre, der mich befreite, ich wollte ihm ewiglich unterthan sein. Da Herzog Ernst das ersah, besprach er sich mit dem Grafen*), dass man der Jungfrau helfen müsse. Der König konnte der Jungfrau nicht Herr werden; Ernst stiess die Thür auf, und als der König erschreckt den Hals hervor streckte, hieb ihm Ernst den Kopf ab und sprach: „Wohlauf gen India, zart minnigliche Magedein!“ Als der Schlag erging, umfing die Jungfrau den Herrn mit weissen Armen, sagte, ihr Vater sei ein König und die Mutter eine Königin, welche ihm danken würden, wenn er sie heimbrächte. Ernst ging in den Stall, wo Rosse standen, weiss, roth, schwarz und fahl; darauf ritten alle drei davon. Des Morgens sah man manchen schnäbelichten Mann todt liegen. Man beklagte den König sehr, und über die verschwundene Magd geriethen sie aneinander und schlugen sich tiefe Wunden, so dass man manchen todt liegen sah. Der Kämmerer ward gescholten, dass er nicht besser gehütet, und ward deshalb todt geschlagen. Die Flüchtigen ritten durch Wälder und Haiden ohne Strassen, bis sie einem Zwerg jenseits eines Berges begegneten, der ihnen sagte, sie hätten gefrevelt, dass sie daher geritten, sie müssten ihm das Mägdlein geben oder mit ihm streiten. Ernst kämpfte mit ihm, weil der Kleine sagte, er habe heute früh drei Riesen erschlagen; doch entrann er kaum aus dem Streite. Sie ritten nun fürbass; allein der Zwerg brachte ein grosses Heer, welches einen Wald verhauen hatte und dem Fürsten die Strasse versperrte. Ernst und die Seinigen schlugen sie aber und kämpften so heftig, dass der Wald sich entzündete und mancher Zwerg verbrannte. Sie kamen darauf in eine breite Ebene, durch welche ein grosses Wasser floss, und fragten einen Schiffer, was das für ein Fluss sei? Der antwortete:

*) Der Graf wird nie mit Namen genannt.

der Indus. Da freuete sich die Jungfrau und sagte, dass sie nun in ihres Vaters Lande seien. Der Schiffer wollte sie aber nicht übersetzen, weil sein Nachen zu klein sei, darum machte Ernst ein Floss, auf welchem sie nun viele Meilen das Wasser zu Thal fuhren, bis sie an eine Stadt kamen, welche die Jungfrau als ihres Vaters Stadt erkannte. Ein Bote brachte dem Könige die Nachricht von der Ankunft seiner Tochter, worüber dieser höchlich erfreuet war. Die Tochter sagte, dass sie durch Herzog Ernst befreiet wäre, deshalb müsste der König mit den Seinigen ihm unterthan werden. Der König sagte, das thue er nicht, was auch geschehe; er gebe sie keinem Manne, von dem er nicht wisse, ob er Biedermann und vom Adel sei. Die Tochter versetzte, seine Mutter sei eine Kaiserin und er selbst ein kühner Mann, ohne ihn wäre sie verloren gewesen. Ernst ward zornig und sagte, dass er von der Tochter nicht lassen wollte. Da beruhigte ihn der König, gab ihm die Tochter zur Frau und machte ihm Land und Leute unterthan. Die Hochzeit dauerte in Freuden vierzehn Tage. Darnach wollte Ernst Urlaub nehmen, aber der König wollte ihn noch nicht weglassen; darum blieb er noch länger, ritt turnieren durch das Land, um die Tafelrunde zu sehen, und jagte mit Habicht und Hunden, und wenn man bei Hofe gegessen hatte, dann sass Herzog Ernst lieblich mit seiner Frau zu Tische. Eines Nachts fiel ihm ein, wie er in Acht und der Kaiser zornig auf ihn sei, und er wurde mit sich einig, ihm den kostbaren Stein zu schicken. Er schrieb daher seiner Mutter, wie es ihm ergangen wäre. Die Mutter war froh über die Nachricht; der Kaiser sprach alsbald, dass er ihn aus der Acht nehmen, wie seinen eigenen Sohn halten und ihm nach seinem Tode das Kaiserthum hinterlassen wollte. Dieser Brief wurde geschrieben, gevestigt und besiegelt. Der Kaiser starb und Ernst mehrte das Reich gewaltiglich. Deutschland gefiel ihm besser als alle heidnischen Länder. Ich will euch nun noch kürzlich wissen lassen,

wie es ihm darnach ging. Der Schwäher starb auch, und Ernst erbte das indische Reich, wo er mit mannigfaltigen Tugenden herrschte. Das römische Reich war unter ihm in Ehren und Frieden, wer es beraubte, musste den Kopf verlieren, Bauer, Kaufmann und Handwerksmann brauchten nicht in Sorgen zu sein. Ernst vergass den nicht, der in Treue bei ihm gewesen war, er machte ihn zu einem mächtigen Könige in Indien. Mehr kann ich nicht sagen, wie er grosse Mannheit zeigte, wie mancher starke Mann vor dem Kaiser ein Ende gewann; darnach strebte er nach Ehren und hohem Stamm, bis der edele Kaiser ein Ende nahm.

Das Gedicht hat Ende sonder Hass,
Schenk ein und lass uns trinken hier: wer sein mehr kann,
der sing fürbass etc.

IX.

Der heilige Georg.

Von Reinbot von Dorn.

Reinbot von Dorn ist nur als Verfasser des Gedichtes vom heiligen Georg bekannt und aus diesem Gedichte gehen auch alle Nachrichten über ihn hervor. Er lebte am Hofe Herzogs Otto von Baiern und dichtete das in Rede stehende Werk gegen die Mitte des XIII. Jahrh. Seiner Abstammung nach war Reinbot möglicher Weise ein Niedersachse, aus der Gegend von Bremen. Gedruckt ist das Gedicht mit einer Einleitung über die Quelle, woraus der Dichter zunächst schöpfte, und über die Geschichte der Legende in v. d. Hagen's und Büsching's deutschen Gedichten des Mittelalters.

Der Dichter gibt von V. 1—18 das Lob seines Herrn, des Herzogs von Baiern und Pfalzgrafen vom Rhein und dessen Gemalin; sagt V. 19—44, dass das fürstliche Paar ihn aufgefordert, ein Buch umzudichten, welches Herzog Otto ihm in französischer Sprache gegeben, wie einst Landgraf Hermann von Thüringen dem Wolfram von Eschenbach das Gedicht Wilhelm von Narbonne *); von 45—69 sagt er, dass er das Gedicht mit Lügen verzieren und floriren könne, aber die Herzogin habe es verboten, jedoch könne er es auch mit wahrhaftigen Sachen so machen, dass es leicht in allen deutschen Landen gelesen werde, von Tirol bis Bremen, und von Petersburg bis Metz, da es eine Blume aller Bücher sei. Von V. 70—102 Anrufung des heiligen Georg.

V. 103. Hie hebit sich die Büchlein an:

Es war ein Markgraf in Palästina, Georg, der alle Tugenden in vollem Maasse besass; er hatte drei werthe

*) Im Text steht Wilhelm von Maradon.

Söhne, Theodorus, Demetrius und Georg, der nachmals hohen Ruhm erwarb und manchen Ritter fällte, dass derselbe nicht wieder aufkam; das that er durch die Taufe und die göttliche Ehre.

Als der alte Markgraf starb, wurden sie zu Rittern und bezwangen die Lande, welche die Heiden besassen; sie stürzten sich unter die Saracenen, wie drei wilde Falken unter die kleinen Vögel. Gegen drei Tageweiten bezwangen sie die Heiden, nöthigten sie, sich taufen zu lassen, kehrten dann wieder heim nach Palästina und ruheten von ihrer Arbeit.

Eines Tages sprach Theodorus zu seinem Bruder Demetrius: „Merke recht, was ich sage; merkst du nicht, wie von Tage zu Tage der Ruhm unseres Bruders Georg steigt; er ist auf das Glücksrad gekommen, das muss ihm nie stille stehen. Er verdiente tausend Lande; er hat Mut genug und es fehlt ihm nur an Gut. Palästina ist ihm zu klein und wäre das römische Reich sein und Constantinopel in Grăcia, auch das Land des Königs von Marocco, es wäre ihm doch alles zu gering. Wir wollen ihm aber unser Land lassen und hinweg ziehen zu dem Spaniol, da mögen wir es wohl verdienen, dass er uns Gut und Ehre gibt, denn er ist vor Kurzem Christ geworden, der König von Munelet hat ihn in der Stadt zu Gruns belagert.“ Der Bruder antwortete, dass er gern thue, was der andere wolle, und wenn er dreissig Lande hätte, so würde er sie gern an Georg geben, und wenn sie zusammen mit ihm so viel Länder eroberten, wollte er sie auch, ohne Neid in seine Hand geben; das eine schmerze ihm, dass er sich von ihm trennen solle. Er sei der vollkommenste Mensch, den ein Weib geboren, und in der Stunde seiner Empfängniss habe sich die ganze Natur gefreuet, er selber könne den Bruder nicht genug loben. Da gingen die beiden hin, wo Georg schlief und Demetrius rief ihm zu: „Wohlauf, ihr Graf von Palästina, ihr sollt nicht mehr arm sein, ihr mögt fröhlich erwachen, denn wir wollen euch reich machen.“ Der

fragte sie, wie sie das meinten. Sie erwiederten, dass sie mit Schild und Speer gegen die Heiden kämpfen und ihm das Land lassen wollten. Da lachte Georg und sagte, dass er ihnen an Liebe und Güte nicht nachstehen wollte, auch er sehne sich von hinnen, um die Christen zu unterstützen und die Heiden zu schmälern; er wolle nach Cappadocia, möchten sie zu dem Spaniol ziehen. In vierzehn Tagen waren die Helden bereit. Was man auch singet und sagt, niemand auf Erden, wähne ich, litt so grosse Noth, wie diese drei, und sie hätten nicht genesen mögen, wenn ihr Engel nicht bei ihnen gewesen, so dass der böse Feind ihnen nichts anhaben konnte. Bis in das zehnte Jahr hatten sie so ritterlich gegen die Heiden gekämpft, wie es bis zum jüngsten Tage von Rittern nicht mehr geschieht. Mit bitterm Leide schieden sie von einander. Jene zwei fuhren nach Hispanien, Georg zog nach Cappadocien, und schwur bei dem höchsten Gotte, dass er nicht eher wieder weggehen wollte, als bis er Land und Heer bezwungen.

Im Jahre zweihundert und neunzig nach Christus Geburt bekämpfte der Markgraf Georg aus Palästina die Saracenen in Griechenland mit Schild und Speer, und schlug ihrer viel zu Tode. Der Papst hiess damals Marcellus; und es waren zu dieser Zeit zwei mächtige Könige, Diocletian und Maximian, denen die Reiche unterthan waren. Zu ihnen kam ein Bote, welcher die leidige Märe brachte, wie der Salnecker vernichtet wäre durch einen Ritter ohne Furcht. Dieser Held, sprach der Bote, unterscheidet sich von den andern wie der Adler von den übrigen Vögeln; er ist sanfter als ein Lämmlein, dagegen wie ein Eberschwein, wo man sein bedarf; Freunden linde, Feinden scharf. Die Heidenschaft liesse sie zum Beistande aufbieten. Die Fürsten hiessen den Boten schweigen und zur Herberge gehen, darauf beriefen sie einen grossen Hof und beriethen sich, wie sie dem Georg von Palästina Widerstand leisten möchten. König Diocletianus stand auf und sagte den

Fürsten, wie er die Nachricht von den feindlichen Angriffen Georgs erhalten, dem niemand widerstehen könne; er sprach: Er hat so manchen Saracenen mit seiner Hand erschlagen, er schlägt Löwen und Bären, grosse Drachen und Lindwürme, er bricht in die Kämpfe wie ein starker Wolkenbruch, seine Losung ist nur: Schlag die Heiden, schlage, schlag! Er ist der Christen Obdach, Schirm und Schild, für uns ist er ein Donnerschlag. Er darf nicht leben bleiben, sonst besiegt er die Welt. Wenn nicht bald Hilfe kommt, lässt der Salnecker sagen, so müsse er ihm das Land räumen und an seinen Gott glauben, der heisset Jesus von Nazareth, auch nennen sie ihn Christ. Nun sollen wir darauf denken, wie wir den Christen widerstehen. Mein Geselle, Maximian, der fahre hin gegen den Occident, und ich will gen Orient, was von Christen dazwischen ist, wollen wir so zusammen nehmen, dass ihre Gewalt ein Ende habe. Er sprach zu dem König Dacian: „Euch wollen wir alle Reiche und die Länder unterthan machen, die in unserer Hand sind, der sollt ihr sieben Jahre pflegen, und geloben euch, dass ihr der Höchste nach uns sein sollt. Nun sollt ihr nach Cappadocien fahren, wohin wir euch manchen hochgemuten König und viel Volks schicken wollen.“ Dacian sprach: Ich will euch unterthan sein und thun, was ihr mir gebietet. Wir wollen ihm nicht länger nachsehen, denn er nimmt mir Cappadocia, woher die Königin Alexandrina stammt. Ich bin mit Recht auf ihn erzürnt.

Nun wurde die Heerfahrt ausgeschrieben und ging von Munde zu Munde. In Spanien ward es bald bekannt und Georgs Brüder schieden alsbald von dem Spaniol, der sie königlich beschenkte, sie an das Meer geleitete, und in dem Hafen von Marseille schifften sie sich ein. Sie sagten dem Schiffer, dass ihre Kisten von Gold und Silber schwer seien, das solle er haben, wenn er sie nach Grăcia führe. Der Schiffer versicherte, den Weg wohl zu kennen. So wurden die Segel aufgezogen und

die zwei Gesunden-siechen fuhren gen Griechenland; gesund waren sie dem Leibe nach, krank machte sie der Kummer um ihren Bruder. Sie sprachen oft auf dem See: Ehe du unterliegst, lieber Bruder, soll mancher Ritter und werthes Volk zu Tode kommen und mancher Mutter Kind soll es beweinen. Da sah der Schiffer Land und schrie alsbald: „Ala terre, ala terre, ala terre! *) Wir sind nun nicht mehr fern von dem Lande zu Grâcia.“ Man sah eine Stadt und fragte den Schiffer, ob Christen oder Heiden darin wären, das wusste er aber nicht und sagte, er sähe eine Barke heran kommen zum Empfange, entweder im Guten oder Bösen. Die Barke bezeugte sich freundlich und fragte, wohin das Schiff wollte. Der Schiffer erwiederte, sie seien auf dem Meere in grosser Noth gewesen und fürchteten daher alle; man möchte sie also vorher bescheiden, ob in der Stadt Heiden oder Christen wären. Aus der Barke ward geantwortet, wenn man ihnen folgen wolle, so möchte man, wenn die Fremden Heiden wären, weiter segeln; wenn Christen aber anlegten, alsdann sollten sie gute Herberge finden. Nun warf man die Anker aus, führte Gold, Silber, Kleider und Rosse an das Land und wies sie zu einem Wirte. Die Fremden fragten den Wirt, wie der Herr des Landes heisse, und man sagte ihnen, Tschofreit, der wackerste Mann nach dem Markgrafen von Palästina, denn dieser zeichne sich durch Ritterschaft vor allen, ohne Vergleich, aus. Er habe noch zwei Brüder, Theodorus und Demetrius, die sich vor fünf Jahren von ihm getrennet hätten; seitdem habe Georg den König von Salnecke bezwungen. — Die Brüder fragten den Wirt darauf, ob er jemals die drei Brüder gesehen habe? Nein, antwortete er; aber man habe ihm von ihnen erzählt, und Georg halte sich jetzt zu Mella, drei Tagereisen von hier, auf, sie möchten zu ihm ziehen, er würde sie so wohl aufnehmen, wie es solche edele Herren verdienten.

*) Französische Wörter, und wie hier ein ganzer Vers, kommen öfter vor und bezeugen, dass Reinbot nach französischem Vorbilde dichtete.

Da wurden die Brüder erfreut, kauften sich gemhete Rosse, liessen die müden da, der Wirt zeigte ihnen den Weg, und sie ritten ohne Rast Tag und Nacht; am andern Tage früh kamen sie zu der Burg und sahen auf dem Anger davor manchen Helden und unter diesen auch ihren Bruder. Da vergassen sie ihr Leid, und es fand so freundliches Umfangen statt, dass fürwahr selbst Herr Heinrich von Veldeck und Herr Wolfram von Eschenbach und der von der Aue zu schwach wären, es recht zu sagen. Aber ihre Freude wurde bald in Trauer verkehrt, denn Georg erklärte, dass er zu dem Hofe hinwolle. Da antwortete ihm Demetrius:

„Verflucht sei des Sturmes Wetter,
Dass es uns nicht ertränkte,
Und uns zu Grunde senkte,
Das wär' meines Herzens Wille;
Oder dass ich vor Seville
In dreissig Stürmen wäre erschlagen,
Darum wollt' ich nimmer klagen;
Es wär' mein Will' und mein Gebet,
Dass wir beide vor Munlet
Zu Tode wären gestochen,
Wo doch ward zerbrochen
Manche starke grosse Glef' auf uns;
Oder dass beidesammt vor Gruns
Man uns erschoss oder zertrat,
Da in den Blute ward gewat't
Völlig bis über die Sporen;
Hätt' ich da das Leben verloren,
Das wäre mir lieber als deine Fahrt,
Die sticht mich mit des Todes Art.
Eya, Bule, bleib, um mein Gebet!
Denn so wenig als ein Schachzabelbrett
Jemand entzwei spielen mag,
Und einen wilden Donnerschlag
Sonder Schaden mag einfangen,
Und den Phönix mag erlangen,
Der da in den Lüften schwebet
Und ohn' and're Speise lebet,
Und aus der Erde Gruft
Triebe einen Thurm durch die Luft,

Dass er stiesse an den Aether,
Da sich das bitterliche Wetter
Mit Donnerschlägen hebet,
Damit dies alles dann entschwebet,
Und lasse zählend durch die Hand
Die Sterne und alle den Sand,
Der da liegt an des Meeres Trum,
Und hübe das Firmamentum,
Dass von der Stell' es nirgend geh':
Das geschähe zusammen wohl eh'
Als mein Jammer und meine Klage
Nach dir zerginge, bis auf die Tage
Dass ich nicht mehr leben soll."

Er versuchte noch durch die inständigsten Bitten*) ihn zu bewegen, von dem gefassten Entschlusse abzulassen; der Markgraf aber sprach, dass, so leid ihm sein Jammer sei und er wohl wisse, dass der Bruder weder so, noch so seiner Fahrt froh werden könnte, er doch, wenn er ein weiser Mann sei, bedenken solle, wie sie doch durch den Tod von einander geschieden würden. „Der Tod scheidet alle, die da sind, er scheidet Mutter und Kind, die Verwandten von den Verwandten, die mit einander in Freude und Wonne lebten, er scheidet alles Geschlecht, er scheidet auch geschwinde den Vater von dem Kinde, den Bruder von der Schwester." Darum solle er festern Mut haben, wir seien ja alle für das Grab bestimmt, und nur der sei weise, der nach des Himmels Saal strebe, denn da sei mehr Wonne, als man sagen könne; da solle man Gottes Antlitz klar schauen, und wer das erlange, dem seien tausend Jahr so viel, als hier ein halber Tag in Freuden. Da verstehe man der Engel Sang und höre den süssen Klang, der aus dem Paradiese dringe, wo alles Gott lobe, da sei Freude über alle Freude. Da ist der viel süsse Blick der viel klaren Maid, die mit dem Worte: Ave! entzündet ward, die nun im Himmel zur Rechten sitzet.

*) Die Rede des Demetrius geht noch bis V. 853.

„Solche Freud' ist nicht ander'wo;
Sie ist aller Freuden Frane;
Wie die Rose in dem Thaue
Sich entschliesset gen der Sonne,
Also freut sich gen der Wonne
Alles himmlisches Heer,
Da sie die Magd sonder Wehr
Sollen schauen und sehen
Und im Lobgesang sie erhöhen."

Georg fuhr noch fort, in einer begeisterten Schilderung die Jungfrau Maria in ihrer Herrlichkeit und Lieblichkeit dem Bruder darzustellen*) und sagte, dass, nur davon zu sprechen, ihm mehr denn wohl thue. Demetrius merkte sich all' diese Rede und stärkte sich daran, wie des süssen Maien Wetter den April hinlegt und manche lichte Blume erwecket, dass sie von ihm entspringen und in die Höhe streben, so wuchs auch sein Mut. Er sagte: Mich hat des heiligen Geistes Kraft und seine Botschaft durch dich so verkehret, dass seine Kraft und deine Zunge geehrt sein müssen, dass die Wandlung so schnell an mir geschehen ist. Dabei mag man auch sehen, dass Gott nichts unmöglich ist. Fürwahr, niemand ist reich, wenn ihn nicht der heilige Geist aussteuert; was helfen Burg, Leute, Wappen, Land, Ross und Gewand, Edelsteine, Silber und Gold, oder die hier sich einander lieb sind, liebe Kinder, Freunde, Verwandte? Alles müssen wir zurück lassen; wie wir uns auch sträuben, endlich müssen wir doch davon, wir gehen der Strafe mit jedem Tage entgegen. Wir wir uns auch schmücken und ritterlich thun und herrlich leben, auch werthe Weiber achten; zuletzt müssen wir Alles lassen, die Welt gibt uns schwachen Lohn, und der weise Salomo sagt schon, dass niemand auf der Erde vom Tode frei sei. Darum, lieber Bruder Georg, nimm in die Hand das Ruder, ich will mich zu dir halten und mich zu Gott richten.

*) Von V. 957 — 1017.

Georg sagte darauf, dass er zu der Versammlung wolle, welche der König Dacian ausgeschrieben, und dort wolle er für Christus zeugen, dem er sich geweihet habe; der König wolle ihn, das wisse er, wieder zum Heiden machen, aber eher solle man die Erde vom Centrum scheiden, als er sich von dem Heilande trenne. Sein Bruder Demetrius solle sein Land Palästina nehmen und sein lieber Bruder Theodorus Cappadocien und nach ihm Tribunus heissen. Ich habe, sagte er, die vielen Städte und Burgen, welche ich euch lasse, im ritterlichen Streite von den Heiden gewonnen*), wolltet ihr dies dem Könige Dacian nun gutwillig lassen, dazu wäret ihr doch zu wacker. Erwehret euch der Heiden und seid milde gegen die Christen, dann tragt ihr hier der Ehren Kranz und schauet dort den Himmel.

Demetrius fragte ihn darauf, wer sich gegen ihn im Streite wohl hätte vermessen können, da er doch so mächtig gekämpft habe. Georg sagte, das sei der Salnecker gewesen, der unerschrockene Gretzois, der manchen kühnen Ritter vor Cappadocien gebracht, wo die Königin Alexandrina, welche von der andern Seite eine Französin, geboren. Dort sei er mit seinem kleinen Heere**) belagert worden; aber ein Engel habe sich vom Himmel hernieder geschwungen und ein Banner ihm gebracht, weiss mit rothem Kreuze, damit sei er auf die Heiden losgegangen, habe geschrieen: Jesus von Nazareth! starker Gott Altissimus, Löwe, und dazu Lämmlein, wer mag dir heute zuwider sein! Da seien die Feinde entronnen, aber der Hauptmann sei Christ geworden und jetzt auf seiner Seite.

*) Die Schilderung des Kampfes und Schlachtgewirrs gibt er von V. 1170–1261

**) In Ansehung der Zahlen sind die deutschen Gedichte sehr grossartig, der Dichter lässt Georgen sagen:

Min cleynes here was benant
Hundert tusend tzu rechen,
Kuone vnd dartzu frechen
Dartzu knaben vnd schutztzen,
Die ich kunte nutztzen,
Funff hundert tusend vnd mere,
Das waz als der ein here
Wirfft in den breiten sc.

Demetrius sprach darauf: Ich will die Fahrt mit dir machen; Georg aber sagte, dass das nicht wohl angehe, da die Saracenen sonst das Land einnehmen würden. Ihm sei kund gethan worden, dass erst nach sieben Jahren die Könige kommen würden, die Christen mit ihrem Heere zu zwingen, derweilen müsse er gefangen sein und von dem Könige Dacian grosse Marter erleiden; daher wolle er allein ziehen. Die Brüder sagten alsdann, dass sie zufrieden seien, wie er es wolle, und der Markgraf liess nun die Saumthiere rüsten und mit Gold und Edelsteinen beladen, liess sechzig Ritter sich mit köstlichen Gewändern versehen und zu seinem Rosse noch ein Saumthier nehmen. Er selbst hatte sich ein prächtiges, scharlachrothes Kleid, mit Gold gestickt, verfertigen lassen. Als er Urlaub nahm, trauerte das Volk sehr; seine Brüder gaben ihm das Geleit zwei Tagereisen weit und schieden dann mit Thränen von ihm. Georg sprach zu seinen Leuten: Wer euch fraget, wer ich sei, so saget: Ihr werdet es innen, eh' dass wir scheiden von hinnen.

Nach vierzehn Tagen kam der wackere Held zu Hofe; viel Posaunen, Schirmellen, Hörner, Trommeln und mancherlei Saitenspiel erschallte vor ihm. Auf dem Felde war manches Gezelt aufgeschlagen, und er sagte zu seinen Leuten, dass sie zu zweien still durch die Gassen des Lagers hinziehen möchten. Der Zug erregte grosses Aufsehen, und es ward vielfältig gefragt, wer der König von hoher Art sei? Georg's Leute sagten aber dann sogleich: Das werdet ihr wohl inne, ehe dass wir scheiden von hinnen. Es ward nun ein prächtiges Zelt aufgeschlagen, welches über alle andern hinwegragte, und bei welchem der Lärmen und das Gedränge so gross war, dass der Markt zu Wien und zu Werden nie dergleichen hatte, auch war Gamurets Gezelt vor Zagamang *) nie so schön. Der König selber kam mit

*) In Wolfram von Eschenbachs Parzival; Gamuret ist Parzivals Vater.

manchem reichen Saracenen und begrüsste den Palästinäer in seinem Gezelte, wobei grosse Pracht gezeigt wurde; mancher goldene Pokal wurde zum Trinken gereicht; als aber der König nach Namen und Stand des Fremden fragte, bat dieser, ihm es für jetzt zu erlassen; was der König gewährte.

Der Markgraf hiess nun seinem Marschall bekannt machen, dass, wer allhier essen oder trinken wolle, gleichviel wer er sei, möge zu dem Gezelt kommen. Diese Bekanntmachung wurde auf dem Felde und in der Stadt ausgerufen und die Kommenden bis auf den achten Tag bewirtet. Darauf hiess Georg das Gezelt abbrechen und liess es durch seine Ritter seinen Brüdern bringen, behielt nur seinen Schreiber und einen Knappen und ein Ross. Die Leute glaubten, dass der Unbekannte heimlich abgezogen sei, dieser aber begab sich gerüstet am folgenden Morgen zu Hofe und trat an des Kaisers Ring (Versammlung), da hörte er laut ausrufen: „Wer an Maria und ihrem Sohne Jesus vesthalten will, der trete an diesen Ring und bekenne es öffentlich vor dem Reiche und schaue dabei, welche Marter am Hofe sei, die er allesammt dulden muss; man beginnet ihn auf Kohlen zu rösten.“ Da trat Georg heran und sprach: Herr König, das sei! Ich begehre keinen Frieden, aber gewährt ihn meinem Schreiber und meinem Knecht.

Nun trat er in den Ring, liess Mantel und Rock fallen und nahm seinen Schild in die Hand, welcher weiss war und geperlt und von zweihundert Rubinen, jeder wie ein halbes Ei, ein rothes Kreuz darauf. Er sprach:

„Wer Jesus und Maria zuvor genannt
Ihnen zum Spott oder zum Schaden.
Der sei in diesen Ring geladen,
Weil ich mit ihm streiten muss.
Will er zu Rosse, will er zu Fuss,
Will er gewappnet oder bloss,
Darum ist nicht meine Sorge gross;
Wagt mich jemand hier zu bestehn —

Als Ritter bin ich und Christ zu sehn;
Bring ich den Schild von hinnen ganz,
So verliert der Hof seiner Ehren Kranz."

Da sprach der König Dacian: Und hätte diese Rede der Markis Georg von Palästina gethan, sie könnte nicht hochmüthiger sein. Darauf versetzte der Held: Der Markgraf Georg, das bin ich, ihr sollt mich hier finden sonder Wank. So wie Dacian das hörte, sprang er auf, umfing ihn freundlich, hiess ihn willkommen und sagte, dass er selber sein Schildknappe sein wollte. Er suchte ihn durch Reden, Versprechungen und Geschenke zu bewegen, von Christus zu lassen und dem Gott Apollo zu opfern; aber da Georg vest bei seinem Glauben blieb und Machmets und Apollos spottete, liess ihn der König greifen und in den Kerker führen, wo man ihn mit starken Riemen band, dass er das Gesicht niederkehren musste. Alsbald kam aber der süsse Jesus zu ihm, begrüsste ihn mit den Worten: „*Pax tibi*, mein lieber Freund Georg," und ermahnte ihn, vest zu bleiben und nicht von ihm zu lassen. Zugleich ward der Kerker von einem Glanze erfüllt, dass die Leute, welche es sahen, meinten, der Thurm sei in Brand gerathen. Als dem Kaiser die Märe angesagt wurde, befahl er, Sanct Georg sogleich vor ihn zu bringen, da dieser so mit zauberlichen Dingen mit ihm umgehe, er wolle seinen Jesus verunehren und ihm neue Marter lehren.

Vier starke Knechte sprangen hin, des Kaisers Begehr zu erfüllen. Der höhnte ihn und sagte, er habe Charaktere gelesen und den Teufel um den Glanz beschworen; Georg erwiederte, dass ein anderer Gast bei ihm gewesen, welcher den fudermässigen Baum von ihm genommen und ihn erquickt habe. „Er heisst Hilfe und Trost, er ist eine Wonne über alle Wonne, sein Schein ist bei der Sonne, wie die Sonne ist bei dem Monde. Keines Heiden Auge mag den Glanz ertragen, der von ihm leuchtet." Der Kaiser wurde zornig und sagte, er sei gut gepflegt und gemästet worden, jetzt solle er mit

Stöcken gelabt werden, dann werde Jesus den Strauss gegen Apollo und das hochfärtige Reden lassen. Mit zwei Stecken wurde er nun heftig geschlagen, er fiel in Kreuzweise zu Boden und rief Jesus an, ihn zu stärken, dass ihn in siebenthalb Jahren keine Marter gereue. Die Stimme Gottes sprach zu ihm: „Georg, lieber Freund, thu nach deines Herzens Begehr, halte an mir vest und achte keine Marter, getröste dich dessen, was nachher geschieht, der ewigen Freude bist du gewiss.“ *Gloria in excelsis Deo et in terra*, so dankte er Gott. Der Kaiser liess nun durch zwölf Mann den Tribun in ein so armes Haus führen, dass die Katze und die Maus sich nimmer darin ernähren mochten, und verbot, dass ihm irgend jemand Speise reichen sollte. „Ihr seid unweise, Herr, sprach Georg; der, welcher ein ganzes Heer mit fünf Broten speisete, dass davon reichlich überblieb, der auch Danieln Speise sandte, der wird auch für mich sorgen; ihr mögt mich nicht Hungers sterben lassen.“

Nach dem Willen des Kaisers führten ihn die Knechte in die Stadt. Nun war kürzlich ein Mann gestorben, dessen Weib hatte weder Fleisch, Milch noch Brot, da führten sie den Fürsten hin; alter Meth und klarer Wein, Fische und auch Wildpret und sonst gutes Geräth dem Hause alles zusammen gebrach; Alocholz ward da selten verbrannt. Die Wirtin des Hauses entschuldigte sich mit ihrer grossen Armut, dass sie ihm nichts geben könne und sagte, dass sie sich vor ihm fürchte, da sein Leib einen Glanz habe, wie es nicht bei andern Menschen. Er fragte die Frau, an wen sie glaube. Sie sagte, sie habe zwei Götter, den Hercules und Apollo. Georg sagte, es sei billig, dass sie arm sei, da sie nicht den rechten habe, denn diese beiden könnten ihr nichts geben. Die Frau entfernte sich darauf, und ein Engel kam zu dem Helden, tröstete ihn durch Hinweisung auf die himmlische Seligkeit und sagte, dass er ihm bessern Aufenthalt schaffen wolle. Er solle mit seiner Hand die Säule fas-

sen, welche das Dach trage, und sie werde grünen, auch solle seine Speise bereit sein.

Als Georg nach dem Gebot des Engels that und die Säule mit seinen Armen umfasste, breitete sie sich wohl zwölf Ellen weit zu einem blühenden Baum aus, den der Mai nirgends schöner hatte. Da dankte er dem süssen Jesus, dass er ihn durch sein Wunder vor so Vielen auszeichne, da jetzt draussen der Wald falb werde und das Laub verliere, hier eine dürre Säule zum schönsten Blütenbaume um seinetwillen werden müsse. Unter dem Baume fand er einen Tisch bereitet, mit einem weissen Tuche gedeckt und allerlei Speisen darauf. Da kam die Frau des Hauses herbei und sprach ihre Verwunderung über diese Begebenheit aus, dass im Hause Mai sei, während auf dem Dache hoher Schnee liege, meinend, Georg müsse wohl ein mächtiger Gott sein. Der belehrte sie aber, dass er nur ein Knecht seines Gottes sei, und forderte sie auf, an den Tisch zu kommen und zu speisen. Da kamen von dem Baume herab bald Fasanen, bald Fisch und Wein und Meth, und als sie gegessen hatten, trug die Frau noch mehr hinweg, als zuvor auf dem Tische gewesen war.

Die Frau sagte, dass sie sehr erfreuet sei, dass er zu ihr gekommen, denn sie habe viele Leiden; sie habe ein kleines Kind, welches blind und lahm sei, weil sie ihre Götter vernachlässigt. Georg liess sich das Kind bringen, nahm es auf den Schooss und sprach: „Um dessentwillen der Stern erschien und den heiligen drei Königen den Weg zeigte, der Gott befreie dich, mein Kind, von deiner Plage.“ Alsbald ward das Kind gesund, küsste ihn spielend auf den Mund und die erfreute Mutter riss es ihm vom Schooss, lief durch die Stadt und rief: Lobt und ehret alle den Gott, dessen Gnade, Stärke und Weisheit alles Herzeleid enden kann. Sehet mein Kind an, dem meine Götter nicht helfen konnten.“ Da eilte das Volk hin zu dem Hause und sahen die Blumen blühen und hörten die Vögel singen. Das sah der

Königg, welcher mit seiner Frau auf dem Saal war, und sprach: Sehet ihr das Volk und höret ihr den Lärm, da ist ein grosses Wunder, sehet ihr den blühenden Baum? Es hat ein Gott sich dort niedergelassen, es ist fürwahr Terviand. Er nahm die Königin bei der Hand und ging mit ihr hin; sieben Könige, jeder mit besonderer Sprache, begleiteten ihn, so dass um den Stul zu Aachen nie solch Gedränge ward, als hier um Sanct Georgen. Dacian befragte ihn, durch wen er dieses Wunder gewirkt und als Georg sagte, durch den, der Lazarus auferstehen hiess, sprach er: Wenn Georg sagen wolle, dass das Wunder von seinen Göttern geschehen sei, so wolle er und die sieben Könige ihm reiche Geschenke geben, ihn mit Land belohnen, und bei seinen Frauen solle er ehrenvolle Auszeichnung finden. Georg erwiederte, er könnte nur sagen, dass der das Wunder gewirkt, welcher ein Eselein einem hispanischen Rosse vorgezogen, und der Kaiser werde es inne werden, wenn er aus dem Hause hinausgehe.

Als Georg das sprach, verstummten die Vögel, vertrocknete das Laub. Dacian sprach: „Ein hübscher Zauberer ist der Jesus, er wundert auf Erden viel.“ Darauf forderte er Georgen auf, dem Sonnengott Apollo zu opfern. Georg erklärte sich bereit, sobald die Sonne da sein würde, und Dacian war darüber sehr erfreuet und machte dem Markgrafen grosse Lobeserhebungen. Er befahl ihn seiner Frau, der Kaiserin, und liess in der Stadt bekannt machen, dass am andern Tage Georg dem Apollo opfern würde, die andern sollten auch mit Opfern kommen. Das hörte die arme Frau, deren Kind durch Georgs Gebet gesund geworden war; die lief in den Palast und ermahnte den Fürsten, dass er nicht von dem wahren Gotte lassen sollte. Darüber wollte man sie mit Stecken schlagen, aber Georg und die Kaiserin halfen ihr davon. Die Kaiserin nahm Herrn Georg nun an ihrer weissen Hand mit in ihr Gemach, wo schöne Frauen waren; eine sang zur welschen Fiedel dem Apollo ein

Danklied, dass er den Ritter bekehrt habe; eine andere brachte ihm Wasser zum Waschen, und darnach kam der Königin Schwester, liess sich auf das Knie nieder und bot ihm zu trinken in einem rubinen Pokale. Der Kaiser kam auch herbei und ermahnte zum Essen und sprach: Ihr möget euch wohl freuen, dass ihr meiner Frau so nahe sitzet, sie ehret euch dadurch, dass ist der Franzosen Sitte, von denen sie stammt.

Als der Kaiser sich entfernt hatte, befragte die Kaiserin den Helden über Juden, Christen und Heiden. Er erwiederte, die Frage sei gross, doch wolle er sehen, ob er sie bewältigen könne. Gott habe mancherlei Namen. Zuerst sei er Schöpfer, Alpha und O, dann nenne man ihn „hoher König Altissimus“ *). Darauf sagte er ihm, wie vier Wunder seien: Es gebar eine Magd einen Mann, da gebar der Mann hinwieder sie; dann gebiert die Frau vom Manne der Natur nach, und eine Magd hat ohne einen Mann ein Kind geboren, welches in die Schar der Engel gekommen ist. Die Auflösung dazu ist: Die Erde war zu Anfang eine Magd, denn sie war unberührt vom Pflug und Haue und trug doch mancherlei Samen und gebar Adam. Adams Leib trug eine Rippe, daraus ward ein Weib, die musste Adam's Tochter sein ohne Mutter. Sie war seine Tochter und wurde seine Frau und beide gewannen viele Kinder. Die vierte Geburt ist zur Sühnung von Eva's Schuld, es ist das Christuskind, über dessen Verdienste und Gewalt er sich weiter ausspricht (V. 2586—2660). Am folgenden Tage wolle er, sagte Georg, der Kaiserin die weitere Auskunft geben.

Nun schlug man ihm ein Bette im Saal auf, welches so herrlich war, wie nicht Amfortas des Graals Herr es hatte. Georg entliess die Kämmerer und Jungherrlein, legte sich aber nicht auf das Bette, sondern sperrte den

*) V. 2526. Du bist vater und kint,
In dir dry nature sint,
Sterke, wisheit vnd gude,
Darvene die gotheit blude.

Palas zu, fiel auf seine Knie und sprach: „Ich hörte stets sagen, wer einen guten Boten sende, bringe sein Gewerbe bald zu Ende; einen Boten habe ich mir erkoren, der von der höchsten Tugend ist, er hat vierundzwanzig Namen *), um deswillen gewähre mir meine Bitte, es ist die reine Magd, die ich zu dir sende, o Gott.“

Indess kam die Kaiserin zu ihm hinein, zu welcher er sagte, dass er daran denke, wie er dem Apollo nun opfern solle. Die Kaiserin versetzte, dass er zu achtbar sei, um einem Abgott zu opfern, und dass sie von den verfluchten Götzen nichts mehr wissen wolle, sondern an den süssen Jesus halte, und darum von ihm die Taufe begehre. Als sie das Wort sprach, erschien über ihrem Haupte ein Nebel und darin ein Licht, ihr Herz wurde wunderbar gerührt. Sie sprach zu Georg: „Was ist das? Ich fürchte mich.“ Er sagte: Mit des heiligen Geistes Thau will dich Gott heute begiessen, weil du ihn erkannt hast und in seiner Partei stehen willst.

Da zerging der Nebel und die Fürstin empfing durch Gott selbst die Taufe im Geiste. Georg sprach nun zu ihr: Edele Königin, gehet nun hin auf den Saal zum Kaiser und sagt ihm, dass er ausrufen lasse, dass ich nun bereit sei, zu thun, was er verlangt. Das that die Kaiserin, und die Fürsten und Herren kamen in den Saal und der Kaiser forderte den Markgrafen auf, zu erfüllen, was er versprochen. Georg erwiederte, er wolle es thun, nur solle man den Apollo erst herbei kommen lassen, denn er verdiene geehrt zu werden, da er über die Sonne Gewalt habe. Der Kaiser sagte, ja, er habe Gewalt über die Sonne und ihr Ziel ihr gesetzt, sprach auch von den Planeten u. s. w. Der Ritter wiederholte, dass man den Gott nur herbei kommen lassen möchte. Inzwischen kam die arme Frau, bei welcher Georg ge-

*) Es folgen hier von V. 2705—70 diese auch in andern Lobliedern auf die Maria (z. B. bei Gottfried von Strassburg, Bruder Eberhard von Sax, Konrad von Würzburg u. a.) vorkommenden ausschweifenden Benennungen, worin aber viel Poesie.

wesen, herbei und klagte, dass er dem Götzen opfern wolle, da doch der allmächtige Gott so grosse Wunder an ihm gethan habe*).

Der Kaiser wollte die Frau ergreifen lassen, weil sie eine Christin sei, doch der Markgraf bat für sie, dass sie in Frieden gelassen wurde. Darauf sagte er zu ihr, noch niemand habe so sehr wie sie an seine männliche Ehre gesprochen, aber sie solle hingehen und ihren Sohn aufstehen und zu ihm hergehen heissen. Das that sie mit Freuden und ging zu der Wiege und rief: „Wohlauf, mein lieber Sohn, der Markgraf von Palästina entbeut dich zu sich.“ Das Kind sprach: Hat er gesagt, dass du mich zu ihm tragen sollst? Nein, sagte die Mutter, er hiess dich selber gehen. Das sei gethan, sprach das Kind, hätte er entboten, dass ich fliegen sollte, ich würde es auch gethan haben, obschon mir die Federn fehlen. — Nun machte sich das Kind auf, die Mutter machte ihm ein Hemde aus dem Bettlaken, so gut sie konnte; das Hemd verwandelte sich aber alsbald in lichten Sammet. Als das Kind auf den Saal kam, sagte ihm Georg, dass es in den Tempel gehen und zu Apollo sagen sollte, dass er herkäme; wenn er nicht wollte, so sollte es ihm mit der Ruthe einen Schlag geben, dann dürfte er es nicht unterlassen. Das Kind ging hin und forderte den Gott auf im Namen des Markis Tribun von Cappadocia, welcher mit Opfer warte, und als Apollo still schwieg, beschwor er ihn im Namen des Kindes, welches sonder Natur ward, über dem Esel und Rind beide ihr Futter assen, als es von der Mutter geboren war. Da geschah ein Donnerschlag, die Säule bewegte sich, alle Leute flohen, nur Richard nicht, Sanct Georg's Schreiber, welcher uns diese Märe aufgeschrieben hat. Das Kind trieb nun den Abgott mit der Ruthe auf den Saal. Der Kaiser fiel nieder, da er die Säule kommen sah und verehrte Apollo's Macht, zugleich er den Markgrafen aufforderte, zu opfern.

*) Sie spricht sehr weitläuftig von 2979—3079.

Georg zwang aber durch seine Frage den Apollo, Auskunft über seine Natur zu geben, und der Abgott gestand mit Geschrei, dass er zuvor zu den guten Engeln gehört, aber wegen des Hochmuts verflucht und in die Hölle gestossen sei. Darauf opferte ihm der Markgraf einen güldenen Pfennig unter so schweren Verwünschungen, dass die Bildsäule in Stücke zerbrach. Der Kaiser Dacian ward schamroth und wollte die Zauberei des Markis bestrafen, verlangte auch, dass die anwesenden Fürsten bei ihren königlichen Ehren schwören sollten, sich nicht bekehren zu lassen. Darauf stand die Kaiserin Alexandrina auf und bekannte Christum als den einzigen wahren Gott, worüber der Kaiser ergrimmte und den Verführer Georg auf ein Rad zu flechten befahl, zwischen sieben scharfe Schwerter.

Als man bei dem Rade ankam, fiel Georg nieder und rief Gott um seinen Beistand an, erinnerte sich an die Thaten, die er im Felde gethan und gelobte, den wahren Gott nicht zu verleugnen. Nun nahmen ihn die Knechte, stiessen Rücken, Arme und Beine ein, höhnten, was ihm nun die Taufe helfe und flochten ihn zwischen die sieben Schwerter. Das Rad war aber so gemacht, dass es sich im Winde drehete. Georg schrie mit sanftem Laute zu Gott: „Vater, Herr, Eli, Eli! so riefst du deinen Vater an, mit demselben Rufe ruf ich zu dir! Ich mahne dich daran, wie du zwischen den zwei Dieben hingest und dich des einen erbarmtest, da er die Worte sprach, dass du ihm dein Reich geben möchtest; also hilf auch mir, dass ich erlös't werde.“ Als er so sprach, kam ein Engel, tröstete ihn, sagte, dass ihn die Engel krönen würden und dass Gott einem jeden, der ihn bei seiner Marter anrufe, gewähren wolle, was er bitte. Da dankte der Held Gott, und obschon das Rad umlief, schlummerte er ein. Als der Kaiser nach ihm sehen liess, kam die Nachricht, dass er entschlafen wäre.

Am Morgen kamen der Kaiser und die Königin, und man liess den Markgrafen nieder, um ihn nach Fürsten-

sitte zu bestatten. Da wachte Georg auf und dankte dem höchsten Gotte, dass er dem Apollo obgesiegt habe, zugleich, dass er, obschon von sieben Schwertern verwundet, völlig geheilet und gesund sei. Die Kaiserin Alexandrina kam auch und liess ihren Stul herbeitragen, sie begrüsste die Fürsten und den Markis, und fragte diesen, ob er je höheren Preis gewonnen habe. Er sprach: Es ist zu klein, was ich um Gott leide, muss ich auch hier auf dem Rade liegen, so getraue ich doch zuletzt wohl zu siegen. Der Kaiser fragte ihn darauf, wem er das Wunder zuschreiben wollte, dass an ihm jetzt geschehen, und der Markgraf erwiederte alsbald, dass den, der ihm geholfen, kein Weib geboren, und begann eine begeisterte Rede von der Gewalt und Allmacht Gottes, woran er schliesslich das Lob der Maria fügte. Er sagte, seine Gewalt ist so gross, dass, wenn der Sand im Wasser gezählt wäre, die Zahl zu klein, wenn alle Sterne Schreiber wären, sie seine Macht nicht darstellen könnten.

Dacian erwiederte, dass er diese wilde Märe nicht wohl verstehen könne; er wisse wohl, dass der Zauberer Jesus in Galiäa habe eine Dornenkrone tragen müssen und sodann den Pfahl, an welchem er zwischen zwei Dieben gehenkt sei. Wenn er den für einen Gott annehmen sollte, das müsste ihm doch zum Schimpf gereichen. Durch ein Wunder sei er zwar von einer reinen Magd geboren.

Der Markgraf sprach darauf, dass von dem Feuer des heiligen Geistes, von welchem die Magd entzündet ward, alle Länder könnten verbrannt werden. Alsdann sprach er in gläubigen (mystisch und allegorischen) Worten über die Empfängniss der Maria und die Natur des Christuskindes, und wie von ihm geweissaget; zugleich forderte er die, welche sich taufen lassen wollten, auf, dass sie die Hände empor recken möchten, sie sollten die Taufe vom Himmel empfangen. Da fanden sich zwölf Tausend, welche mit dem Thau des Himmels

getauft wurden. Sie mussten aber grosse Pein leiden, denn der Kaiser gebot, dass man sie wie Schweine mit Aexten todtschlüge.

Der Markis sprang vom Rade und sprach: „Ich lade alle die zum Himmel, die hier todt liegen, ich mache sie frei von aller Noth.“ Die Mannschlacht war so gross, dass Blut genug floss, um ein Mülrad zu treiben. Die Kaiserin jammerte laut über das Leid, dass man die Leute wie Vieh todtschlage, erklärte, dass sie nimmermehr an des Kaisers Bette kommen wollte, machte auf das Wunder aufmerksam, wie der Markis vom Rade gesprungen und alle seine Wunden heil seien; aber, sagte sie zum Kaiser:

„Da kerit ir uch lutzel an,
Ir wütender hundistzan,
Ir ungetouffter mordisgufft,
von uch entwendit fich der lufft.
Das he tzu der erden nicht en gat,
Vnd die widderkere hat;
Ir fenfforicher bitterolff,
Ir tut fam der wolff...

indem sie ihn noch mit einer Menge Schmähungen überhäufte. Da sprang der Kaiser schnell auf, riss ihr die Krone herab und wollte sie tödten. Er klagte, dass er nun durch den Zauberer seine Ehre und seine Frau verloren habe, und befahl, die heilige Frau zu ergreifen und bei den Brüsten aufzuhängen. Das geschah, und die Kaiserin flehete zu Gott, als sie so hing, befahl ihm ihre Seele und bekannte, dass man nur durch die Taufe errettet werden könnte. Darum ermahnte sie die Heiden, sich taufen zu lassen, sie wolle, da sie bis morgen früh scheiden müsse, ihnen Wohnung bereiten. Da liessen sich alsbald sechstausend und zweihundert taufen; es fiel ein Nebel auf sie, und der Palästinäer sprach die Worte, welche zur Taufe gehörten.

Der Kaiser liess sie aber alle durch verschiedene Martern umbringen und schrie laut: „O wehe, o wehe, Alexandrina, dass du je geboren wurdest, denn deine

Falschheit ist grösser als die der griechischen Königin Helena, die Ehre und Minne ihrem werthen Manne entführte, da du Apollo um Jesus verlassen willst.“ Die Kaiserin sprach: „Nun sage mir, Kaiser, ohne Spott, lebt jemand, der ohne Gott drei Dinge geben mag, Leib, Seele und Leben?“ Der Kaiser sprach: „Mir ist von der Schrift bekannt, dass sieben Götter sind, jeglicher pfleget eines der sieben Planeten, die geben den Menschen das Leben, welches nach ihrer Art sein muss.“ Die Kaiserin sprach: „Wenn jemand heute sagte, was über dreissig Jahre geschehen wird, würde man dem glauben?“ Als es der Kaiser bejahete, sagte sie, wie von Christus durch die Propheten vorher verkündigt wäre und sie habe darum jetzt den wahren Heiland gefunden; die Marter solle sie nicht zähmen.

Da liess der Kaiser die Frau herunter nehmen und ihr die Brüste abschneiden. Der Markgraf nahm die Kaiserin und drückte sie an sich, rief ihr Trost- und Ermutigungsworte zu, und sprach über den Brüsten, dass sie nicht mehr bluten, sondern heil werden sollten. Da wuchsen der Frau neue Brüste, wie bei einem Mägdlein. Alle, die zugegen waren, sprachen: „Es ist ein Zauber geschehen.“ Der Kaiser sagte alsbald: „Wehe, Alexandrina, soll ich dich nun verlieren um Jesus von Nazareth; blos weil er steht in dem Gestirne, der Jungfrau Kind, sollen nun alle, die da sind, dir unterthan sein? Ich habe die Bücher nicht gelesen, dass er ein Prophet aus Israel sei, und Leib und Seele mag er nicht schaffen, das thun die, welche der Planeten pflegen.“ Worauf er über die Beschaffenheit der Planeten sprach. Die Kaiserin erwiederte, sie kenne zwei Götter; sie habe den Apollo auf der Säule gesehen, den sie für einen Affen gehalten haben würde, wenn er einen Schwanz gehabt hätte. Georg habe ihn verjagt; sie habe auch den wahren Gott gesehen, als der Markis sie getauft, ein Lamm, welches ein Kreuz trug, und zugleich wie ein Löwe stark. Sie fügte Schmähungen auf Apollo hinzu,

den sie einen bösen Wicht nannte und sprach zum Kaiser: „Herr Kaiser, euch sei abgesagt und glaubt es auf meinen Eid, dass wir uns scheiden müssen. Christen und Heiden mögen nicht bei einander sein. Herr Kaiser, nehmt den Ring hin, das war unser Malschatz, nehmt die Krone hin und euer Land, dazu Städte und Burgen, ich will sie nicht mehr haben.“

Als der Kaiser hörte, dass sie den Krieg so vest hielt, wurden ihm die Augen nass und er sagte zu den Fürsten, sie möchten ihm rathen, was zu thun sei, denn es gebe eine Zweiung, welche für die Niedern ein böses Beispiel sein würde. Da stimmten sie alle dafür, dass sie getödtet würde. Da hies er die Frau wegführen und wütete vor Leide. „Hütet sie sehr, sprach er, dass sie mit Zaubers-Sinne nicht mit dem Markis entrinne, wie von Troja Paris mit Helena von Griechenland that.“ Da sprangen Ritter und Knechte herbei und nahmen der Kaiserin wahr. Der Kaiser hiess ihr Haupt wieder bringen. Die Kaiserin rief Gott an und bat, dass er es fügen möge, dass sie am Tage des Gerichts lebe und bestehe, wenn sein Antlitz wie ein feuriges Schwert geformt sei. Eine Stimme vom Himmel tröstete sie und forderte sie auf, dem Markis zu danken, durch den sie zum Christenthum gekommen. Sie fiel ihm zu Fuss und verkündigt ihm zugleich, dass er siebenthalb Jahr hindurch mit keiner Noth würde getödtet werden können. Darauf ward ihr das Haupt abgeschlagen und zwei Engel kamen und führten ihre Seele in den Himmel. Dem Kaiser wurde angezeigt, was sich zugetragen hätte; er fragte den Boten, ob dieser es mit angesehen, und der Bote sprach: Ich sah nie einen Bogenschuss so schnell fahren, als ich zwei feurige Aare zur Kaiserin fahren sah, welche sie hinweg führten. Sie sagte auch dem Palästinäer, dass siebenthalb Jahre hingehen müssten, ehe man ihm das Leben nehmen könne.

Da hiess der Kaiser ihn alsbald mit einer starken Hornsäge in Stücke sägen, und als man diese dem Kai-

ser brachte, befahl er, sie in eine Pfütze zu werfen. Das geschah, als man den Tisch mit Speisen besetzte. Der Engel Michael aber brachte die Seele wieder zu dem Leibe und erweckte ihn und in grösserer Schönheit, denn er zuvor hatte, so dass er einem Engel an Gestalt glich.

Der Kaiser wollte, da der Markgraf nun todt wäre, dessen Brüder angreifen und ihnen ihr Land nehmen; das hörte Georg noch, welcher zu dem Kaiser in den Saal getreten war, als dieser sich solches in seiner Rede vermaass. Da Georg erschien, ward grosses Gedränge, alle, die ihn todt gesehen hatten, erkannten das Wunder, und es begehrten viele die Taufe. Zwölftausend waren es, welche durch den heiligen Geist getauft wurden, und der Kaiser hiess sie alle tödten. Darauf sprach er zum Markgrafen: So mag es doch wahr sein, was Alexandrina gesagt hat. Wollt ihr bei mir bleiben, bis Diocletian und sein Geselle, Maximian, kommen, denen ich unterthan bin; sie kommen in das Land und ich habe euch schon ohne Band, das glaubet mir auf ritterlichen Eid. Auch werdet ihr, wie Luna sich wandelt, gemartert, das darf ich nicht unterlassen.

Georg sagte, dass das sein möchte, da der Kaiser Gott nicht erkenne; aber es sollten ihm nur die Thore aufstehen, damit er seinen Brüdern in Palästina helfen könne. „Ich kann noch, sagte er, den alten Schlag, den ich früher geschlagen habe, und ich komme in siebenthalb Jahren nicht von euch, gebet mir Schild und Speer und mein lichtes Schwert, welches ihr unritterlich mit Gewalt mir genommen habt.“ Darauf setzte er hinzu, dass es dem Kaiser nicht so leicht werden sollte, die Brüder zu vertreiben, es sollte manchem Heiden das Leben kosten, dass seine Amye laut „Wehe“ schrie. Der Kaiser fragte, wen sie zu ihrem Beistande hätten, und der Wackere sprach: „Von Salnecke Tschofreit und von Antioch mein Oheim; sie haben hundert tausend Mann, die ganze Waffen führen, etc.; auf Streit steht ihr Wille, das zeigt sich wohl vor Schille an Acheryn

von Marroch, den schlugen sie zu tode; die bei den Harnischen hielten, die sagten mir die Märe,

Das der ſtrit were
So bitter vnd ſo herte
An der durchferte
Geyn deme konige von Münalet;
Manch ſchilt gemalet bret
Wart turckil da gehauwen,
E man mochte ſchauwen
Des richen koniges banyr,
Da vil manig degen tzyr
Mit richer kost getzieret,
Da ſich sameliret
Min bruder vnd der konig her:
Wera, wera, herre, wer,
Wie ſich die helde werten!
Des libes enander herten,
Mit wer ſie da rungen,
Das ſchilt, helm clungen,
Als glocken keſselere
Czuſamen gelaſsen were.
Der strit wart ſo fuer vnd ſo heis,
Das ich das von warheit weis,
Sollte ich ſagen, wie es da geſchach,
Als mir der ſait, der es ſach,
Es mochte eyn tzage vorterben
Und von den meren ſterben;
Wanne ich tzitter hynnen dar
Wie die milebreite ſchar
Myne bruder beide
Dorchbrachen uff der heide etc. —
Herre keiser, ir ſolt ſie miden;
Ir ſwerte konnen ſnyden,
Das davon wirt der bitter tot;
Lat ſie, herre, ſunder not."

Da sprach der Kaiser Dacian: Ich will die Reise unterlassen, bis meine Meister wieder fahren; aber Zins sollen sie geben von Leib und Land. Ihr mögt durch euere Gefälligkeit uns ein Ding thun, das ich von euch bitte; machet diesen Herren damit eine Kurzweil. Hier ist ein schöner Sarg, daran ist von aussen geschrieben,

dass weder Weib noch Mann ihn anrühren soll; wagt ihr den zu zerbrechen, so will ich wohl sagen, dass ihr ein kühner Mann seid. Darauf gingen sie hin zum Sarge, der Markis las die Schrift und sah zu Gott auf, indem er sprach: „Ich beschwöre dich bei dem Kinde oben, das die Engel müssen loben und Alles, das im Himmel ist, dass du Sarg in dieser Frist balde von einander gehst und dich innen sehen lässt.“ Als er diese Worte sprach, ging der Sarg aus einander und war voll todter Gebeine, grosser und kleiner. Da sprach der Kaiser: Heisst sie lebend aufstehen. Das geschah auf Georg's Gebet, worin er die heilige Dreieinigkeit anrief. Die Gebeine belebten sich und es standen die gesund da, welche vor dreihundert und dreissig Jahren gestorben waren. Das geschah an einem Morgen früh; der Markis dankte dem Könige des Himmels und fragte den Jüngsten, wie sein Name wäre. Der Knabe sprach rasch und schnell: „Ich heisse Johel. Ein König mit uns wundert, dreissig und zweihundert liess er unser legen her. Nun gewähre mich, Herr, das ich begehr, dass uns werde die reine Taufe, welche der Magd Kind annahm.“ Das baten sie alle zusammen, und er machte ein Kreuz auf der Erde, daraus entsprang ein klarer Brunnen, worin er sie taufte. Darauf fragte er sie, wer ihr Gott gewesen wäre, als sie auf Erden gelebt. Johel antwortete: Unser Gott hiess Apollo, wir kannten keinen andern, mag er ewig geschändet sein, der hässliche Drache, dreihundert und dreissig Jahre sind wir in dem heissen Feuer gewesen, das kam von ihm, dem Höllenhund. Lass uns, Herr, bis zum Tage des Gerichts immer in der Hölle sein, aber sich dann unsere Pein endigen. Da sprach der süsse Palästinäer: Euch thut fürwahr kein höllisches Feuer mehr weh, ihr seid geläutert wie Gold, und Gott hat sich eurer erbarmet. Geht wieder in euren Sarg und legt euch in Gottes Namen nieder, fahret in das Paradies, gedenket meiner da, grüsset Alexandrina, die Cherubim, den himmlischen Kaiser und

Maria. — Darauf legten sie sich in den Sarg, welcher sich schloss und war wie zuvor.

Georg ermahnte den Kaiser Dacian bei diesem Wunder, sich taufen zu lassen, aber der erwiederte, dass er es nicht thun würde und wenn die grössten Wunder geschähen. Da sprach der Markis: Es steht mit euch, wie mit Belsazar *), da er bei Tische sass und sich vermaass, sein Leben sei ganz nach Wunsch, voller Freuden, und als er diese Worte sprach, erschien an der Mauer die Schrift: Er ist getheilet, gewogen und gezählt. Da wurde seine Noth gross. So seid auch ihr der Hölle zugezählt, da ihr nicht den erkennen wollt, der die Wunder thut.

Da zürnte der Kaiser, hiess die Könige in ihre Wohnungen gehen bis zum Wechsel des Mondes, wo dann Georg auf das Neue gemartert werden sollte.

Am andern Morgen wurden die Könige einig, dass man den Markgrafen ohne Schaden zu einer Unterhaltung auf den Saal kommen lassen wollte, um eine Kurzweil dort zu haben. Sie zogen in glänzender Schar dahin, man empfing den Markis mit Freuden, und er leuchtete schön, wie der Morgenstern, so, dass wenn eine Nonne von Gisilfeld ihn also vor sich gesehen, sie der Metten vergessen hätte. Die Könige setzten sich auf ihre Stüle; Posaunen, Rotten und Fiedeln ertönten und man war fröhlich. Danach fragten die Könige, wie es gekommen, dass der Salnecker Christ geworden. Georg erzählte, wie er einen heissen Kampf mit den Heiden gehabt und der Salnecker wohl hundert Mann auf jeden einzelnen seiner Leute gehabt, dass er hätte unterliegen müssen, wenn Jesus, der ihn noch nie verlassen, sich seiner nicht angenommen. Der habe ihm sein lichtes Banner mit dem rothen Kreuze gereicht, und wohin man das geneigt, da wären die Feinde geflohen und der Salnecker habe, besiegt, sich zur Christuslehre bekannt. Der König von

*) Im Gedicht steht Balthasar, nach dem lateinischen Texte, der Balsasar hat (auch findet sich der Name Beltsazer geschrieben). Vergl. Daniel, Cap. 5.

Meydon nahm nun das Wort und erzählte ausführlicher die Heldenthaten, welche Georg in diesem Kampfe verrichtet (V. 5384—5537), worauf die Könige sprachen: „Es ist uns bekannt, Herr Markis, was ihr für grosse Wunder thut, nun bitten wir euch, thut hier vor uns ein Wunder. Wir haben hier vierzehn Stüle, worauf wir sitzen, macht, dass sie mit Laub vor uns stehen, recht als sie thaten, da sie Wurzeln und Laub hatten.“ Der König von Meydon setzte hinzu, dass, wenn Georg dieses Wunder verrichte, er sich taufen lassen wollte. Da rief Georg Gott und dessen Mutter an und bat, dass sie es geschehen lassen möchten, wie sie einst Aarons Ruthe ohne Saft und Wurzeln blühen lassen. Da fingen die Stüle an zu grünen und gewannen Laub und Blüten, wie ihre Art gewesen war; als man es gesehen hatte, gebot er, dass sie wieder zu Stülen würden. Der König von Meydon sagte darauf, dass er nun zu Christus halten wolle, der die Bäume grünen, die Todten aufstehen hiese, den Markis geheilt habe, da der geviertheilt war, ein Kind von zwölf Wochen habe gehen und sprechen lassen und dürre Stüle grünen. Der Markis taufte darauf ihn und achttaussend und fünfunddreissig Mann.

Als dem Kaiser die Nachricht kam, liess er ein chernes Bild eines grossen Ochsen machen und inwendig voll scharfer Pfeile, darin wurde der Markis gelegt und von einem hohen Berge nach dem Wasser zu herab gerollt; aber das Bild ging auseinander und Georg trat heraus, wie der heilige Bastian, ganz mit Pfeilen bestossen, welche er herausbrach, ohne dass er Wunden bekam. Da rieth ein Herr, Athanasius, dem Kaiser, um die Zauberkraft zu vernichten, dem Markgrafen die Nägel abschlagen und Dornen hinein stossen zu lassen. Stürbe er aber dann nicht, so würde er, wie der König von Meydon, sich taufen lassen. Die Marter fand statt, aber Georg empfand keine Schmerzen, die Dornen fielen heraus und die Nägel wuchsen wieder. Der Markgraf fragte nun: „Weisst du jetzt, Athanasius, wer der

wahre Gott ist? so taufe dich.“ Worauf er die Taufe empfing.

Dacian klagte sehr über das Leid, welches die sieben Planeten zuliessen, da er sie doch sehr geehret, und fragte den Herrn von Meydon, wer denn der Markgraf sei, da er durch ihn frei werden wollte an Leib und Land. Der König erwiederte: der Markis ist mir wohl bekannt; man hat ihn seiner Tugenden wegen in Grăcia zum König wählen wollen, als er sich aber, Gott zu Ehren, dessen geweigert, sei er König einer Wunderburg geworden*), worin manche herrliche Kammer, welche die Selde (Glückseligkeit) gemalet; der Pinsel hiess Ehre. Die erste Kammer hiess Stete (Stetigkeit), die andere Treue, die dritte Milde (Freigebigkeit), die vierte Masse (Maass), die fünfte Zucht, die sechste Keuschheit, die siebente Erbarmung und die achte Endehaft (Vollendung).

Der Kaiser Dacian sagte darauf, dass der König von Meydon und Herr Athanasius ihm das Leid büssen sollten, welches ihm die Christen gethan, und er befahl sie hinzurichten. Sie freueten sich ihres Märtyrerthums, der heilige Geist war mit ihnen und die Engel führten ihre Seelen in das Paradies.

Georg sprach zu Dacian: Ich sehe, das Urteil ist über euch gefällt, ihr mögt nicht zurückkommen. Ihr glaubet an den Sonnengott, das ist ein gänzlicher Spott, Apollo ist ein Bösewicht; als in dem alten Bunde (Ehe) der Juden König Josua mit den Saracenen stritt, wisst ihr, dass er da, ohne Apollos Dank, die Sonne von Abend an einen Tag lang stehen liess? Da konnten sich die Heiden nicht erretten, es blieben dreissig Könige und ihre Hauptleute**). Ist es wahr, was ich gesagt habe?

Dacian bejahete, dass er es selber gelesen habe; allein die Könige hätten nicht den Glauben an seine Götter gehabt, darum habe Apollo aus Zorn, um sie zu vernichten, die Sonne still stehen lassen.

---

*) Die allegorische Beschreibung der Wunderburg geht von V. 5716—5863.

**) Hier folgt die namentliche Aufzählung von V. 5902—5965.

Opferte denn aber Josua der Sonne, fragte Georg, als die Juden gesiegt hatten? Nein, sagte Dacian, denn er hatte keine Kunde von dem Gotte und die Götter muten keinem zu, das zu thun, was er nicht weiss.

Da sprach der Markgraf: Ich weiss das in Wahrheit, sprechet soviel ihr wollt, ihr seid zur Hölle bestimmt; ihr seid Pharao's Bruder und der Hölle Luder und Gaukelspiel, ich will nicht mehr mit euch reden.

Was soll ich noch lange sagen, seit Christus geboren ist, war kein Märtyrer so gross. Sieben Jahr hindurch ist er gemartert, wie das Buch sagt und die Kaiserin Alexandrina. Dann liess ihm der Kaiser das Haupt abschlagen. Georg bat noch für seinen Henker um Verzeihung, damit dieser zur Seligkeit komme und Dacian allein gerichtet würde. Eine Stimme von Himmel verhiess ihm das. Ein starkes Feuer kam und verbrannte Dacian. Georg's Seele empfing der Engelfürst Michael, und mit Gesang ward sie in das Himmelreich geführt.

Hie sal das buch ein ende han:
Er ist selig, der es kan verstan;
Wer es lieb hat, wisset das,
Im gelinget desto bas.
Des hertzougen vnd der hertzougin,
Der beider tichter ich hie bin,
Ich von Dorn Reynbot:
Von hymmel richer herre got,
Du falt ir beidersampt plegen,
Vnd gieb en Abrahammes segen.
Amen.

X.

Friedrich von Schwaben.

Dieser Ritterroman, dessen Verfasser nicht bekannt ist, gehört der vorliegenden Gestalt nach in das Ende des XIV. oder in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrh. Der Inhalt des Gedichts mit Originalstellen und erläuternden Bemerkungen wurde nach der zu Wolfenbüttel befindlichen Handschrift, deren Schreiber sich am Schlusse Jerge von elrbach nennt („Vsgeschrieben an sant vrbanstag durch mich jergen von elrbach"), in Gräters Bragur durch Langer mitgetheilt, Band VI, Abth. 1 (Lpz. 1798), von S. 181—189; Bd. VI, 2 Abth. (Lpz. 1800) von S. 189—205, und Bd. VII, Abth. 2 (Lpz. 1802) von S. 209—235. Die letzten acht Seiten beschäftigen sich mit Wörtern, Redensarten und Idiotismen, welche dem Reimer am geläufigsten sind. — Da das Gedicht noch nicht weiter bekannt gemacht ist, so sind jene angeführten Mittheilungen hier benutzt.

Got her in deinm beginen
So beacht mein sinen
daſz ich volpringen mūg
ain lob daz da gedūg
von aim fürſten wol erkant
Hainrich was er genant.
Er was zu ſchwaben geſeſſen
gee got recht vermeſsen
vnd dient im fruh vnd ſpat
ân falsch in rechter tatt
nur kumernif der armen
lieſz er ſich erbarmen.
Er tet niemant vnrecht
ſein ſach ſtund fridlich vnd ſchleecht.
Er war gutes reich
vnd het dry ſūn herlich
die ler er in der jugent

geflifsen vf all tugent
zu fchuel waren sie gewefen
vnd kunden fchriben vnd lefen
Turniern vnd ftechen
fper ritterlich prechen
Hatzen baifen vnd fchieffen
kainer gutet nit verdrieffen.
Nun lept der edel fürst zwar
hundert vnd fechs jar
da erging im fün kraft
vnd feines leibes macht.
Sein fterben er wol erkant
nach feinen fünen er fant
da fy daz wurden gewâr
Sy kamen bald dar.
Er fprach lieben fün mein
gefällig folt jr mir fein
Hand lieb vor allen dingen got
Daz ist mein gepot
Ir fült euch erbarmen
Yber die armen
Auch wittwen vnd waifen
folt ir nit verechticlich naifen
fprechent rechte vrteil
Ewr zung trag nit fail
dafz ir dem vnrechten standet by
wie lieb euch der freund fy
wer daz recht zu vnrecht macht
der ist vor gefchwacht.
mer ich euch rauten fol
Ain ander folt ir haben wol.
Damit fend got ergeben.
Ich wil enden mein leben.
fie fprachen vater und herr
wir volgen gern ewr ler.
darnach behende
Nam ihr vater fein ende
Vnd ward begråben nach eren
von dem grab fy tetten keren
vnd waren frumm und gerecht.
Ir land ftand in frid fchlecht.

Friedrich, der jüngste Sohn Herzog Heinrich's, geht auf die Jagd, verirret sich und geräth in ein unbewohntes

Schloss, dessen Thore offen stehen und wo eine gut besetzte Tafel und ein schönes Bett sich findet, ohne dass Bewohner sichtbar werden. Der Prinz speiset und trinkt nach Gefallen und legt sich in das Bette. Er vernimmt im Dunkel der Nacht bei seinem Bette ein Geräusch, dies bestimmt ihn, sich gegen Morgen noch schlafend zu stellen, aber die Hände ausser dem Bette zu lassen. Dadurch gelingt es ihm, den Geist zu fangen, der ihn bewirtet hatte und der ihm nun seine Geschichte erzählt. Es war eine Königstochter, Namens Angelburg, welche ihre Mutter sehr frühzeitig verloren hatte und deren Vater, König zu Monpelier, sich, um männliche Erben zu bekommen, zum zweitenmale vermälte, als die Tochter funfzehn Jahr alt war. Die zweite Gemalin, Flanca, war eine böse Stiefmutter und ein unkeusches Weib dazu, welche mit einem Zauberer Bulschaft trieb und mit dessen Hilfe den König blind machte, die Schuld davon aber auf die gehasste Stieftochter zu schieben wusste. Angelburg musste zur Strafe in einen dicken Wald ziehen, wo sie mit ihren beiden Hoffräulein verschiedene Abenteuer und Verwandlungen zu bestehen hatte, bis sich ein Fürstensohn finden würde, der eine Reihe von Nächten und in langen Zwischenräumen das Lager mit ihr theile, ihrer Ehre dergestalt unbeschadet, dass der Mitschläfer sich nicht einmal einfallen lassen darf, einen Blick auf die Reize der Jungfrau zu werfen.

Friedrich, welcher zu ihrer Erlösung bereit ist, besteht diese schwierige Aufgabe eine Zeitlang mit ziemlichem Mut; aber durch Liebeskrankheit zur grössten Ungeduld getrieben und von dem hinterlistigen Zauberer angereizt, kann er der Versuchung nicht widerstehen, nimmt in einer Nacht Feuerzeug, schlägt Licht und betrachtet die Schläferin. Die Prinzessin erwacht alsbald und kündigt ihm an, dass wenn er nur noch acht Tage Geduld gehabt hätte, die Prüfung bestanden gewesen. Jetzt wäre zu ihrer Erlösung nur Hoffnung, wenn er zu dem Verluste eines seiner Augen sich entschlösse

und drei schwere Kämpfe für ihre und ihrer Jungfrauen Ehre siegreich bestände. Zum Trost schenkt ihm jede der drei Damen einen kostbaren Ring, deren Steine im Fall der Noth ihm von grossen Nutzen sein würden. Friedrich geht einäugig nach Haus und nimmt von seinen Brüdern Abschied, um in die Welt hinaus zu ziehen. Er nimmt den berühmten Namen Wieland an, und der König von Norwegen, Arnold, wird der erste Gegenstand seines Mutes. Dieser Wütrich hatte einen benachbarten Fürsten und dessen Gemalin todtgeschlagen und die Vasallen schützten die hinterbliebene Tochter und wollten sie nicht herausgeben, obgleich der König drohet, dass er im Weigerungsfall sie in seinen Marstall schleppen und in seiner Gegenwart durch Knechts-Knechte nothzüchtigen zu lassen. Friedrich rettet diese schöne Prinzessin, welche Osan von Provanz heisst, durch einen Zweikampf, worin König Arnold sich ergeben muss.

Die Reize des Fräuleins halten den Ritter aber nicht zurück, sondern er scheidet mit einem Zehrpfennige, welchen sie ihm gibt, auf das Eiligste. Bei seinem weitern Fortziehen geräth er aber bald in die äusserste Armut und kommt zu einem Zwergvölklein, welche auf einem wilden Gebirge hausen und ihn mit Speise und Trank erquicken. Die Zwergkönigin, Jerome, bietet alle ihre Kunst auf, die Liebe des Ritters zu gewinnen, doch widersteht Friedrich ihrem Ansinnen lange Zeit und gibt nur nach, da er nicht weiss, wie er aus dem Gebirge heraus kommen soll. Er erzeugt mit der Königin eine Tochter, welche Ziprion genannt wird, bleibt aber, trotz aller Bemühungen Jerome's, des Eides eingedenk, welchen er der Prinzessin Angelburg geleistet hatte. Endlich gelang es ihm durch die Bekanntschaft mit einer andern Zwergin, welche in Haft gehalten wird, weil auch sie Gefallen an Friedrich gefunden, in den Besitz des Zaubersteines zu kommen, auf dessen Berührung das gewaltige Bergthor sich von selbst öffnet. So erfreut er darüber ist, so schmerzt ihn doch die Trennung von der

Königin und seiner Tochter, dass er sagt: „O weh! Lieb, ein lindes Wort, du trägst scharfes Ort (Spitze) Wie süss sei der Liebe Anfang, in Bitterkeit ist ihr Ausgang. Ich kann nicht mehr Freud' haben, alle Freud' ist mir begraben." Ehe er scheidet, schreibt er seine Abenteuer auf und lässt sie für Weib und Kind zurück; Jerome wird durch die Lesung derselben sehr betrübt und bricht in bittere Klagen aus, dass ihre Frauen grosses Mitgefühl bei ihrem Jammer äussern.

Wieland zieht indessen in die weite Welt, wird bald wieder so arm, wie er gewesen, und muss sich aus Noth entschliessen, einem Fürsten, Turneas, seine Dienste anzubieten, der ihn willig aufnimmt. Zehn Jahr lang macht er sich um den Fürsten durch ritterliche Thaten höchlich verdient, erfährt aber doch Undank, da Turneas sich nicht anders zu einer Belohnung verstehen will, als wenn der Ritter sich auf acht folgende Jahre zum Dienst verpflichtet. Da Wieland durchaus weiter ziehen will, so macht ihm der König spöttischer Weise einen Hirsch zum Geschenk, der schon sechszig Jahre in einem benachbarten Walde sich aufhält, ohne dass man ihn hat fangen können. Voll Unwillen macht sich der Held auf den Weg; aber da stellt sich ihm jener Hirsch freiwillig im Gebüsch dar, kann sprechen und ist eine, wie sich bald ergibt, durch stiefmütterliche Bosheit in Hirschgestalt verwandelte Prinzessin, Prangnet von Persolor, hat schon von seiner Liebe zu Angelburg gehört, gibt ihm Hoffnung, dieselbe in der Nähe zu finden, ersetzt ihm sein verlornes Auge und beschenkt ihn mit einer Wurzel, welche auf dem Kopfe getragen, unsichtbar macht. Mit diesen Hilfsmitteln steigt der Ritter auf den angewiesenen Berg und stösst da auf eine silberhelle Quelle, zu der drei weisse Tauben geflogen kommen, um sich darin zu baden. Sobald sie die Erde berühren, werden sie wieder zu Menschen und sind Angelburg mit ihren beiden Gespielen. Sie werfen das Gewand ab und springen in das Wasser. Wieland nimmt ihnen unsicht-

bar ihre Kleider weg; als die drei Jungfrauen diesen Verlust gewahr werden, stimmen sie die bittersten Klagen an, aber Wieland hat von dem Hirsch die Weisung erhalten, sich dadurch nicht rühren zu lassen, sondern, wenn es ihm gut scheinen würde, die Wurzel vom Haupte zu nehmen und ihnen zu erklären, dass sie ihre Gewänder nur wieder erhalten könnten, wenn eine sich entschlösse, ihn zum Manne zu nehmen. Die Jungfrauen erheben neue Klagen, und weil keine freiwillig sich erklären will, so lassen sie dem Ritter die Wahl. Wieland nennt sogleich Angelburg, welche in ihrer Bestürzung den Helden noch nicht erkannt hat und bei seiner Wahl laut aufschreiet, hauptsächlich darüber jammernd, dass sie am Ende doch ihrem geliebten Friedrich von Schwaben untreu werden müsse. Dieser gibt sich nun zu erkennen und dadurch verwandelt sich die bisherige Betrübniss in Frohlocken, nachdem die beiden Liebenden aus ihrer Ohnmacht, worin sie die Freude gestürzt, wieder zu sich gekommen.

Angelburg sehnt sich nach zwanzigjähriger Abwesenheit in ihr Heimat zurück, wo ihre Lehnsleute sie freudig empfangen und ihr allen Beistand zusagen. Herzog Friedrich, welcher nun seinen Namen wieder angenommen hat, will die Hochzeit mit der Geliebten nicht eher feiern, als bis er Angelburgs Feinde völlig vernichtet hat. In dieser Absicht beschickt er seine beiden Brüder, welche in der Stadt Gudamme sitzen und froh, von ihrem schon verloren gegebenen Bruder etwas zu hören, sogleich eine auserlesene Schar Ritter zusammenbringen. Die Prinzessinnen Osan von Provanz und Prangnet von Persolor, denen Friedrich so erhebliche Dienste geleistet, ziehen selber an der Spitze von versuchten Kriegern ihm zu Hilfe. Flanea ist bei der Nachricht von Angelburgs Rückkehr nicht müssig, sie weiss ihren Gemal*) mehr als je an sich zu fesseln, so dass dieser

*) An dieser Stelle wird erst gesagt, dass er König von Monpelier ist.

erst den Weg der Güte versucht und zwei Grafen an Friedrich abschickt, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Da dies nicht gelingt und des Königs Räthe die Sache bedenklich finden, so wendet sich Flanea an ihren Zauberer, der seinen Beistand zusagt und von ihrem Oheim Turneas um so mehr Hilfe verspricht, da Friedrich sich in Unfrieden von ihm getrennt hatte. Er erscheint auch, da er aufgefordert wird, mit achtzehntausend Mann, obschon sein oberster Rath seine Missbilligung ausspricht. Da Vorstellungen der verständigen Männer nichts fruchten, so kommt es zur offnen Feldschlacht; Friedrich ist oberster Feldherr und seine Leute wollen den Vortrab bilden, allein die Schwaben nach einem alten Rechte diesen Ehrenposten nicht aufgeben:

„Da wolten Friedrichs man
gern vorgefochten han
do antwurt hainrich vnd ruprecht
mit lutrem geprecht
das recht hab wir vom hailgen rich
ſagen wir euch sicherlich
von ſchwaben gerolt hats erworben
an ere was er vnverdorben
vm das haupt der kriſtenheit
zu runtzifal im tal prait
er für kaiser Karl gieng
ſeine wort er anvieng
vnd lieſz ſich für in vf die knie
Kaiser des richs ich bin hie
ich pit vnd erman ew des rechten
ir laust mir hüt das vorfechten
wan ich hie ain
vnder den fürsten der elſt pin
Karel der tugentrich
ſprach zu im gütlich
wes du haust begert
des piſtu gewert
vnd git dir got die kraft
daſz du an den haidnen wirst ſighaft
die ſchwaben ſöllen gefrit ſein immer
daſz vor in kain fechten nimmer
nit ſoll geſchehen“ — —

Anfänglich wird mit gleichem Glück gefochten; werden die Schwaben für einen Augenblick zum Weichen gebracht, so dringen sie desto wütender wieder vor. Im Gefecht stösst Friedrich auf den König von Monpelier, dem er artig genug, dieser aber ihm um so trotziger begegnet. Turneas, im Kampfe hart bedrängt, muss sich an Friedrich ergeben und der König von Monpelier wird von Friedrich's Bruder aus dem Sattel gehoben und zum Gefangenen gemacht. Angelburg, der ihr Vater vorgestellt wird, nimmt sich seiner treulich an. Flanea, welche mit Schrecken den schlimmen Ausgang des Kampfes vernommen, flüchtet zu ihrem Zauberer, welcher den Herzog Friedrich zu einem dreimal wiederholten Zweikampf heraus fordert. Am dritten Tage ist Friedrich in grosser Gefahr, denn der Zauberer greift ihn mit Gift, Feuer und der Kraft dreier Männer an. Die Steine in den Ringen, welche der Herzog von den drei Jungfrauen erhalten und welche er selbst in der grössten Noth nicht verkauft hatte, schützten ihn aber. Endlich gelingt es dem Zauberer, einen gewaltigen Hieb nach dem Ritter zu thun, welcher diesen unzweifelhaft getödtet haben würde, wenn er nicht zu rechter Zeit noch die Zauberwurzel in sein Haupthaar gesteckt und den Zauberer dadurch in den Wind hätte hauen lassen. Der Herzog nimmt nun alle Kraft zusammen, fast den Zauberer so gewaltig, dass dieser sich ergeben muss, und, um sein Leben zu retten, erzählt, was er und Flanea gethan haben, um Angelburg in das Verderben zu bringen. Dem reuigen König von Monpelier wird das Leben geschenkt, die Stiefmutter aber lebendig verbrannt. Turneas muss Land und Leute hergeben und bekommt, da sein heimlicher Rath sich bei Friedrich, dessen Freund er war, als dieser unter dem Namen Wieland bei Turneas weilte, für ihn verwendet, eine kleine Grafschaft.

Nachdem Friedrich so seine und Angelburgs Feinde überwunden, feiert er seine Vermälung auf das Prächtigste; Angelburg's Jungfrauen, welche beide von hohem

Stande sind, heiraten seinen Bruder Heinrich und einen noch unvermälten Neffen. Seinem zweiten Bruderssohn gibt die Prinzessin Pragnet von Persolor ihre Hand, dem dritten vermält sich Osan von Provanz.

Ziprion, die Tochter Friedrich's und der Zwergkönigin Jerome, erfährt endlich, wer ihr Vater sei, und voll Verlangen, denselben kennen zu lernen, bestürmt sie ihre Mutter so lange mit Bitten, bis diese es ihr erlaubt, den Vater aufzusuchen und sie dazu königlich ausstattet. Es gelingt ihr, den Herzog zu finden, welcher, ebenso wie Angelburg, sie so freundlich aufnimmt, dass sie in die Zwergkluft nicht zurück kehren will, sondern sich mit einer Auswahl ihres Gefolges am Hofe der Stiefmutter niederlässt, welche so mütterlich an ihr handelt, dass sie sie nicht allein sorgfältig erzieht, sondern ihr auch ihr Erbkönigreich vermacht. Nach einer zehnjährigen, glücklichen Ehe, während welcher sie einen Sohn, Heinrich, geboren, erkrankt sie und stirbt. Auf dem Sterbelager fällt ihr ein, dass Ziprion blos ihretwegen ein uneheliches Kind geblieben und sie lässt es sich von ihrem Gemal versprechen, niemand anders zu heiraten, als die Zwergkönigin Jerome. Nur mit Mühe entschliesst sich Friedrich hiezu, durch die beiden Kinder bewogen. Diese werden auch die Mittelspersonen bei der aus Schwermut ganz hinfällig gewordenen, tief beleidigten Jerome, welche nur nach langem Widerstreben einwilligt; den Sohn Angelburg's aber eben so zärtlich behandelt, wie Ziprion zuvor war behandelt worden. Die Zwergin, Sirodame, welche Friedrichen aus der Zwergkluft half, und deren Haft darnach noch strenger geworden war, erhält die Verzeihung ihrer Königin, welche sie unbeschädigt zu ihren Aeltern, dem Grafen Sinosel und ihrer Mutter Delofin, zurück kehren lässt.

Hainrich ward geben ains küngs dochter
Ziprion ward geben ain man
von küncklichen ſtam geborn.
Jedem sein küngreich vfzerkorn

wart geantwürt gar ſchön
in früntlichem ton.
Da daz wert kindelin
Daz da was ain zwerglin
zu ſeinen jaren kam
ain Küngin von zwergiſchen stam
ward im geben
ſeiner muter land eben
jeder belaib in ſeinem land
vnd lepten ân ſchand
hie vff diſer erden
got dienten die werden
mit ernst vnd mit fliſz
vntz sich ir lebtag trais
da beſaſſen sie das ewig leben
daz wol vnſ got allen geben.
Amen got daz wer war
beſchirm vns dein gothait klar
zu ſehen in des himels tron
Dein muter vnd die engel ſchon
als himlisch hör zu ern
daz tu vnſ armen sündern gewêrn.
Amen.

XI.

Die Kinder von Limburg.

Der Verfasser dieses Gedichts ist Johannes Sust oder *de Susato*, von Soest in Westphalen, welcher Singemeister des Pfalzgrafen Philipp des Aufrichtigen war. Nach seiner eigenen Angabe hat er das Werk aus „flämischer Sprache, die halb jütisch„ d. h. dänisch ist, übersetzt im Jahre 1470 und dasselbe 1480 dem Pfalzgrafen überreicht. Es umfasst über 25,000 Verse, welche in eilf Bücher, jedes mit einer Vorrede versehen, getheilt sind. Die hochdeutsche Sprache ist sehr gemischt mit niederländischen Ausdrücken; die Uebersetzung machte ihrem Verfasser viel Mühe, da er sich verschiedentlich darüber beklagt. Die Lebensumstände des Johannes Sust sind sonst nicht weiter bekannt. — Diese Bemerkung wie der nachfolgende Auszug stützen sich auf Mone's Mittheilung im „Anzeige für Kunde der teutschen Vorzeit. Unter freier Mitwirkung herausgegeben von F. J. Mone. IV. Jahrg. 1835, gr. 4. 2. Heft, Sp. 164 bis 180.“

Buch I. Herzog Otto von Limburg hatte zwei Kinder, Heinrich und Margareta. Er nahm sie einmal mit auf die Jagd, die Tochter verirrte sich, ein Bär frass ihr Pferd und es gesellte sich ein armer Kaufmann zu ihr, dem Räuber alles genommen hatten. Sie kamen in Gefahr unter Mörder zu fallen, entrannen aber und wurden von des Teufels Mutter in ein Zauberschloss gebracht, welches man der Margareta als das Ihrige vorspiegelte. Durch ihr Tischgebet verschwand die ganze Täuschung. Sie kam mit dem Kaufmann an das Meer, und während er sich erkundigte, beredete ein Steuermann die Jungfrau mit dem Versprechen, sie nach Aachen zu führen. Sie ging auf das Schiff und wurde nach

Athen gebracht, wo sie der Graf als Zoll begehrte und seiner Familie beigesellte, in welcher sie, gut aufgenommen, zwei Jahre verweilte.

Buch II. Des Grafen Sohn, Echites, verliebte sich in Margareta, welche aber seine Liebe nicht erwiederte. Seine Mutter Michea wurde über dieses Verhältniss so erbittert, dass sie durch List den Sohn zu ihrem Bruder einladen liess, um alsdann Margareten als Zauberin zu verbrennen. Echites, welcher für die Geliebte fürchtete, bestellte, obschon die Aeltern heilig versprachen, die Jungfrau gut zu halten, einen treuen Diener, Evax, der ihn sogleich von allem benachrichtigen sollte; auch verweilte er deshalb in der Stadt Raphay. Hier erfährt er, dass man die Geliebte verbrennen will, kommt zu rechter Zeit, um sie zu retten und erschlägt beinahe seine Aeltern. Margaretens Dankbarkeit wird allmählig Liebe. Michea ruhet nicht, sie zu verderben. Als sie zum Kaiser nach Constantinopel eingeladen werden, weiss sie es dahin zu bringen, dass der Kaiser die Jungfrau als Gespielin für seine Tochter begehrt und Echites sich auf diese Weise von ihr getrennt sieht. Der arme Kaufmann war indess in die Stadt Averry gekommen, wo ihn ein Bürger von Köln antraf, der ihn mit nach Hause nahm. Von da begab er sich nach Limburg und erzählte den trauernden Aeltern der Tochter Schicksal. Der Herzog prüfte ihn dadurch, dass er ihn seinen Karren mit den Waaren, den man den Räubern wieder abgenommen hatte, unter vielen andern heraus suchen liess. Darauf gab er ihm Alles zurück und entliess ihn, reich beschenkt, in seine Heimat.

Buch III. Der Herzog berief nun viele Ritter zu einem grossen Feste und legte ihnen die Aufgabe vor, seine Tochter aufzusuchen und wieder zu bringen. Sein Sohn, Heinrich, erbietet sich auch dazu und lässt sich nicht abbringen. Der Vater schlägt ihn zum Ritter. Heinrich besteht die erste Nacht den Kampf mit einem Bären im Walde und befreiet den andern Tag einen ge-

fangenen Ritter mit seinen Knappen von Räubern. Einem der Räuber gaben sie Gnade, der ihnen dafür den Schlupfwinkel der Uebrigen anzeigen musste. Sie erschlugen sie alle, bis auf einen, der, um sein Leben zu retten, die in der Höhle aufgehäuften Schätze anzeigte. Heinrich schenkte diese dem Ritter. In der Nacht wollte der Räuber Heinrichen umbringen, musste aber dafür mit dem Verlust der Hände büssen. Der Ritter war Arnolt von Ardennen aus Brabant und zog denen von Trier zu Hilfe, die mit Unrecht vom Herzog von Lorene bedrängt wurden. Heinrich zog mit ihm. Arnolt fand in Trier keine Aufnahme und musste bei dem feindlichen Heere Dienste nehmen. In dieses ritt Heinrich mitten hinein bis vor das Zelt, wo die Herren assen, schlug kräftig um sich, nahm den Grafen von Luxemburg auf das Ross und führte ihn gefangen nach Trier. Man liess ihn sogleich wieder frei, unter der Bedingung, dass er den Frieden vermitteln sollte. Heinrich und zwei Andere gingen als Zeugen mit. Der Herzog Diepolt von Lothringen war aber so ergrimmt, dass er den Frieden verweigerte und Heinrichen gefangen nehmen wollte. Entrüstet zog der Graf von Luxemburg mit seinem Freunde, dem Grafen von Bar davon, und Heinrich hieb dem Herzoge von Oesterreich die Lanze sammt dem Arme ab, nahm sein Ross und jagte gen Trier, indem er noch von seinen Verfolgern den Herzog von Beyerland erschlug und den König von Beym gefangen nahm. Diepolt, sein Bruder Abaron und der Herzog von Oesterreich rückten nahe an die Stadt, um bei einem Ausfalle Heinrichen zu fangen. Während der Nacht beredete der König von Beym (Böhmen) die Bürger von Trier, sich nicht länger der Gefahr auszusetzen, und versprach ihnen Frieden, wenn sie Heinrichen ausliefern wollten. Der Bischof konnte die Verrätherei nicht abwenden, und am andern Morgen, als Heinrich vor der Stadt war, schloss man hinter ihm die Thore. Er wehrte sich tapfer, erschlug den Herzog Diepolt, erlag aber vor

Müdigkeit der Uebermacht und ward gefangen. Abaron berieth sich mit den Fürsten, wie man Heinrich martern sollte und nahm keine Sühne an. Der Herzog von Oesterreich rieth, dass man ihn viertheilen und die Stücke zu Wene, Metz, in Baiern und Trier aufbewahren sollte. Nach dem Essen wollte man es ausführen. Inzwischen befreiete Arnolt seinen Freund durch List. Heinrich ritt vor die Herren, erschlug Abaron und den verrätherischen König von Beym und den Herzog von Oesterreich, und ritt aus dem Heere hinweg, bis er an den Rhein kam. Arnolt ging nach Limburg und erzählte dort den Verrath der Trierer. Herzog Otto berief erbittert seine Freunde, eroberte und verbrannte Trier und nahm den Bischof gefangen, der sich theuer lösen musste.

Buch IV. Heinrich kam den Rhein hinauf, bis in das Gebirge, wo ihm die trauernde Herzogin, Europa von Meilan begegnete, welche einen Kämpfer suchte gegen ihren Oheim, Fromont, der sie von ihres Vaters Erbe verdrängen wollte. Heinrich kämpfte und siegte für sie, wollte aber nicht, wegen seines Vorhabens, auf den Antrag der Ehe eingehen. Die Herzogin, darüber untröstlich, kam des Nachts zu ihm, und empfing ein Kind, welches bei seiner Geburt ein goldenes Kreuz auf der Schulter hatte, Olyvier genannt, und später ein König wurde. Heinrich ritt nach Calabern und erfuhr, dass man eine Königin verbrennen wollte, weil ihr Graf sie fälschlich des Ehebruchs mit einem Knechte angeklagt hatte. Heinrich befreite sie; der Graf nahm aber den Kampf erst in zwei Jahren an, weil er nicht fechten konnte, und der König liess Heinrichen mit dem Versprechen ziehen, dass er um die bestimmte Zeit erscheinen wollte. Heinrich kam an ein Kreuz, dessen Inschrift ihm verbot, bei Strafe des Todes oder der Gefangenschaft, weiter zu ziehen. Dennoch ritt er in die verbotene Landschaft, welche sehr schön war und wo er von Frau Venus empfangen wurde, welche ihm erklärte, dass er so lange ihr Gefangener sei, bis ein anderer Ritter käme,

ihn zu suchen, ohne welchen er seine Schwester weder finden noch befreien könnte. So blieb er da.

Buch V. Echites, über seine Mutter sehr aufgebracht, schlug unterwegs den Fuhrmann todt und brachte die Aeltern in die grösste Gefahr. Zu Hause war er ein Wütrich und von den grössten Schandthaten hielt ihn nur Evax zurück. Dadurch sah sich die Mutter genöthigt, an Margareta einen Boten zu senden, mit der Bitte, ihren Sohn auf bessern Weg zu bringen. Die Jungfrau liess ihn nach Constantinopel kommen und machte ihm Hoffnung zur Erhörung, wenn er sich durch ritterliche Thaten auszeichne. Nun liess er sich mit Evax und vielen andern zu Rittern schlagen, trug im Turnier den Preis davon, kehrte heim und erklärte den Aeltern, dass er auf Ritterschaft nach Frankreich ziehen wolle. Auf seinem Wege begegneten ihm viele klagende Leute, welche in der Gewalt des Riesen Morant waren. Echites ritt gegen diesen, erschlug ihn und nahm sein gutes Ross, Ferant, und die Waffen. Morants Bruder, Brodas, welcher zu spät zu Hilfe kam, ward überwunden. Er musste für Leben und Freiheit versprechen, mit den gefangenen Leuten nach Athen und Constantinopel zu ziehen und die That zu erzählen. Echites kam nun auf eine Wiese, zu einem Brunnen und Lindenbaum, wo er einschlief. Drei fahrende Frauen kamen herzu, erkannten ihn und sprachen von der Abkunft seiner Geliebten. Das hörte er, sie entflohen, als er aufstand, bestätigten ihm aber die Herkunft Margareta's, weissagten ihm, ein Bote der Herzogin von Meilan würde ihm begegnen, und er solle Heinrich's Kind vom Feuertode retten, wozu der jetzige Gemal Europa's es verurtheilt habe. Echites ritt fort und begegnete zwei Rittern, die eine Frau schlugen, deren Vater sie ermordet und der sie selbst Gewalt anthun wollten. Er erschlug den einen und gab dem andern, unter gleicher Bedingung wie Brodas, Gnade. In Mailand rettete er das Kind, welches Margareten vollkommen gleich sah, besiegte den Herzog

und erschlug viele seiner Leute. Die Herzogin wusste nicht, wo Heinrich hingekommen. Echites ging nun nach Frankreich und that sich in allen Ritterspielen hervor. Als die Nachricht seiner Thaten nach Athen kam, liess Evax sich nicht mehr halten, er machte sich auf, seinen Herrn zu suchen und mit ihm Gefahren zu bestehen.

Buch VI. Evax kam nach Orliens, da hörte er, dass König Ludwig mit dem Grafen Herbrecht von Sassoen Krieg führe und sich indessen bei Stamps eine furchtbare Horde von Raubrittern niedergelassen habe. Evax erschlug sie grösstentheils, der Rest musste sich mit der Stadt vertragen. In Paris hielt er sich nicht auf und ritt nach Sassoen, welches der König belagerte, wo er die Nachricht bekam, dass Echites in der Stadt gefangen war. Das trieb Evax zur Rache; er nahm Herbrecht's Bruder gefangen, für welchen Echites ausgewechselt ward. Durch Evax Rath wurde die Stadt erobert, Echites erschlug Herbrechten und Evax bekam wieder dessen Bruder gefangen. Der König kehrte nach Louen (Laon) zurück. Dorthin kam die Nachricht von einem Turnier, welches der Herzog von Limburg ausrufen liess. Echites und Evax zogen nach Limburg, brachten und erhielten hier Nachricht von Margareta und Heinrich, und zogen, da das Turnier des Krieges wegen unterblieb, nach Frankreich zurück. Bald darauf suchte der König von Aragon in Frankreich Hilfe gegen die Saracenen, Ludwig aber erlaubte nur einzelnen Rittern dahin zu ziehen, unter denen Echites und Evax die ersten waren. Der alte Teres (Corus) von Aragon hatte nämlich die junge Sybilla von Cecilien geheiratet, welche der König von Arabien haben wollte, ihm darum in das Land fiel und die Hauptstadt, Vanserur, belagerte, wozu noch die Könige von Persy und Damaskus kamen. Teres nahm beide Ritter nicht in Sold, wohl aber die Königin, in welche sich Evax verliebte. Er und Echites, welche sich sehr auszeichneten, wurden Hauptleute des Krieges, weil Teres krank war. Evax schlug den König

von Antiochien, fing den von Blando und brachte ihn der Königin. So ging es auch den Königen von Dames und Persy; den von Arabien erschlug Echites. So wurde Teres erlös't, machte Echites zum Landtruchsess und Evax zum Hofmeister. Da träumte Echites, wie eine Frau ihn ermahnte, nach Calabrien zu gehen und für Heinrich den vor zwei Jahren verabredeten Kampf gegen den Grafen von Pryant zu Thabor anzunehmen, und dann, nach der Inschrift des Kreuzes, in das Land zu reiten, wo Heinrich auf ihn warte. Echites zog allein, denn Evax blieb wegen seiner Liebschaft zurück. Der Graf von Pryant nahm den Kampf nicht an, gestand seinen Verrath, die Königin ward ledig und Echites kam in die Burg der Frau Venus, wo er Heinrich antraf. Venus eröffnete beiden, dass sie eilig dem Kaiser zu Hilfe ziehen müssten, da ihn der König von Babylon belagere, weil er diesem seine Tochter abgeschlagen. Mit dem Könige von Babylon waren noch viele andere Fürsten gekommen. Die beiden Helden lernten sich erst unterwegs kennen.

Buch VII. Evax litt wegen seiner Liebe viel Herzensnoth. Sibylla hatte eine Dienerin aus Griechenland, Coleta, welcher er sein Leiden entdeckte; doch ehe diese ihrer Frau eine Mittheilung davon machen konnte, gestand er ihr selbst seine Liebe und wurde schnöde abgewiesen. Darüber wurde er unsinnig und rasend, musste als gemütskrank in Fesseln gelegt werden und wurde ein ganzes Jahr bewacht. Als er ruhiger geworden war, leistete er der Königin wieder Hofdienste. Unterdessen erfuhr Pyrus, der Sohn des erschlagenen Königs von Arabien, dass Evax von Sinnen gekommen, und benutzte die Gelegenheit, seinen Vater zu rächen. Niemand konnte ihm in Aragon widerstehen. Coleta stellte der Königin das Unglück vor, und rieth ihr, dem Evax Hoffnung zu geben, damit er gesund würde und ihr Beistand leisten könne. Das geschah und Pyrus ward im Zweikampf von Evax erschlagen. Sibylla belohnte ihn aber nur mit

Worten, ohne weitere Hoffnung. Endlich gab sie ihm den Rath, er solle heimlich nach Sanct Jakob entweichen und durch seinen Diener sich für todt ausgeben lassen, der eine Kiste voll Steine an seiner Statt begraben möchte. Innerhalb eines Jahres würde sie zu ihm nach St. Jakob kommen und ihm zu Willen sein. Evax führte die List aus, und sie gab eine Wallfahrt vor bei Corus, der sie glänzend begleiten liess. Als sie nicht weit von St. Jakob an einen Fluss kamen, ging Sibylla mit Coleta das Wasser hinauf, gestand derselben ihr Vorhaben, gab ihr Pferd und Hut, um nach einiger Zeit, wenn sie im Walde verschwunden sei, Lärm zu machen, als sei sie ertrunken. Coleta führte den Auftrag aus, das Gefolge ging zum alten Corus zurück, der vor Leid starb. Sibylla kam zu einer Bauersfrau, mit welcher sie die Kleider wechselte und vor St. Jakob mit Evax zusammentraf. Beide waren selig, aber ganz arm. Sie bettelten ihr Brot und trieben sich so einige Zeit umher. Da fühlte zuerst Evax Gewissensbisse, dass er durch seine Liebe die Königin zur Bettlerin gemacht; aber aus Mitleiden verliess ihn diese nicht. Später hatte Sibylla dieselben Gedanken, dass sie Evax so von seinem Ritterthum erniedrigt, aber sie verliess ihn, als er schlief, um ihn zu zwingen, wieder die Ritterschaft zu ergreifen. Evax war untröstlich, als er beim Erwachen Sibyllen vermisste. Er begegnete einem Ritter, der eine Frau schlug, glaubte, es sei Sibylla, und erlegte den Ritter mit einem Baumast. Als er sah, dass sie es nicht war, nahm er des Ritters Ross und Waffen und ritt nach Aragon, in der Hoffnung, sie dort zu finden. Das Land war in Noth, herrenlos, von den Saracenen angefallen, weil der Sohn des Königs, Pyrus von Arabien, seinen Vater rächen wollte und Evax todt geglaubt wurde. Er gab sich zu erkennen, wurde zum König gewählt, und als der arabische König erfuhr, Evax sei noch am Leben, wollte er den Krieg nicht wagen, ward aber von Evax gefangen und musste ewigen Frieden schwören. Sibylla war zu Kaufleuten ge-

kommen, die sie auf ihre Bitte mit nach Venedig nahmen. wo sie sich mit Stickereien ernährte, und darin durch ihre kunstreiche Arbeit einen solchen Ruf erlangte, dass zwei Kaufleute aus Aragon bei ihr ein reichgesticktes Tuch bestellten, das sie ihrem Könige verehren wollten. Durch sie erfuhr die Königin Evax Schicksal und stickte all' ihre Geschichten in das Tuch, mit beigefügten Sprüchen. Evax erkannte sie sogleich aus der Arbeit und fuhr nach Venedig, um sie abzuholen. Unterdessen hatte ihr ein Kaufmann Anträge gemacht, war abgewiesen worden und kam zurück, um ihr Gewalt anzuthun. In diesem Augenblicke erschien Evax, rettete Sibyllen und liess den Kaufmann henken. Er vermälte sich mit ihr und fuhr in sein Reich zurück.

Buch VIII. Der Sultan Karodos lag vor Constantinopel und hatte den Kaiser im Zweikampf schwer verwundet, dass er sich in seine Mauern einschloss. Heinrich und Echites erfuhren auf ihrer Fahrt diese Noth und eilten ihm zu Hilfe. Der König Caspus von Libien wollte die Stadt stürmen, wie sehr auch Demophon von Cappadocien dagegen war. Während des Sturmes kamen Heinrich und Echites an, jener schlug den Caspus und Faustus todt, die andern entflohen und die beiden Ritter hatten beim Kaiser ein frohes Wiedersehen, wovon der Ruf in die ganze Stadt überging. Die Freude tödtete den verwundeten Kaiser. Er hinterliess eine Tochter, Eusebia, welcher die Landherren riethen, den Echites als Reichsvogt anzustellen, um in der bedenklichen Lage das Reich zu schirmen. Echites schlug die Ehre für sich aus, weil Heinrich durch Abkunft und Thaten dazu würdiger sei, als er. Heinrich übernahm das Reich nach vielen Bitten und ordnete die Vertheidigung der Stadt. Er machte zwei Hauptleute, den König von Salenten und den Grafen von Cyffdoren, welche mit ihren Scharen den beiden Freunden zu Hilfe kommen sollten, wenn es Noth wäre. Demophon war ihr härtester Feind; der König von Cicie ward erschlagen, dafür aber kamen

die Könige von Kantisen, von der grossen See, vom wüsten Sande und von Macubisien; aber der Kampf dieses Tages endigte günstiger für die Griechen. Des andern Tages wurde die Stadt durch Demophon und seinen Bruder von zwei Seiten angegriffen; gegen jenen zog Echites, gegen diesen Heinrich. Demophon hatte sieben Könige bei sich, von Masur, Ollefur, Yndie, Orobant, Persy, Synay, Mesopotanie, von der rothen See; Karodos hatte dreizehn Könige bei sich, von Julo, Tarbo, Schocie, Mahil, Jelbo, Schorida, Merobos, Schyrofa, Assurien, Alexandrien. Es wurden ihrer viel erschlagen, wobei sich der Graf von Salenten hervorthat. Echites wurde hart von Demophon gedrängt, bis ihm sein Vater von Athen zu Hilfe kam, der des Kaisers Noth erfahren hatte und zu seinem Beistande heranzog. Da der Sultan durch Heinrich einen Arm verloren, so schickte er am andern Tage Demophon in die Stadt und begehrte auf vier Wochen Waffenruhe. Zu gleicher Zeit kamen Boten aus Ermenye, welche Echites den Tod seines mütterlichen Oheims anzeigten und ihn baten, das Reich sogleich anzunehmen, weil es von Feinden bedrohet werde, denn die Könige von Monbrant und Barbarien hatten Krieg angesagt. Dies bewirkte, dass man Demophon auf sechs Monate Frieden bewilligte, während welcher Zeit aller Verkehr ungehindert sein sollte. Der Sultan war damit wohl zufrieden. Demophon wurde in der Stadt sehr geehrt und verliebte sich in Esyon, des Königs von Salenten Tochter, die aber an seinem Heidenthum Anstoss nahm. Er zog sammt Heinrich mit Echites, um diesem in der Zwischenzeit das Reich zu schirmen. Die Grafen von Athen und Salenten blieben zum Schutze Constantinopels zurück. Echites kam nach Arnepont, der ersten Stadt, welche ihm gehörte; hier erfuhr er die Gräuel der Feinde, welche die Stadt Coratinos belagerten. Echites wollte seine Freunde nach Constantinopel entlassen, sie blieben aber zu seiner Hilfe bei ihm. Der König von Barbarien, Polifemus, war ein gräulicher Riese, ein

wahres Ungeheuer an Leib und Seele. Man zog vor die Stadt, und Demophon welcher den Vorkampf haben wollte, schickte zu den Feinden, dass sie ihn zuerst angreifen sollten. Ein christlicher Ritter hielt diese Botschaft für Verrath und meldete es Heinrichen, der aber dem Edelmute Demophons traute und ihm nichts davon sagte. Es entstand ein furchtbarer Kampf, der einen Monat währte und den immer nur die Nacht endigte; dann gab man einen Monat Frieden und fing in derselben Weise an. Zuletzt ward der König von Monbrant erschlagen, und Polifemus forderte von den Feinden einen aus königlichen Stamme zum Zweikampf, um den langen Streit mit der Bedingung zu endigen, dass der Ueberwundene sein Land vom Sieger zu Lehen nehmen müsste. Demophon erbat sich den Kampf, erschlug den Polifemus und schenkte dessen Dromedar an Heinrich, der ihm sein Ross dafür gab. Nun wurde das ganze Land von den Heiden gesäubert. Zu seinem Lohne erbat sich Demophon nur die Fürsprache der beiden Freunde bei Esyon, welche sie ihm auch zusagten, wenn sie nach Constantinopel zurückkehrten. Zu Raphay kam ihnen Botschaft, dass die Hauptstadt von einem zahllosen Heer der Feinde umlagert sei; Demophon versprach dennoch, den Herren getreu zu bleiben. Der Sultan hatte fast die ganze Heidenschaft aufgeboten. Es kam der König von India, dessen Krieger ihre Weiber bei sich hatten, damit diese, wenn ihre Männer erschlagen würden, die Leiber verbrennen und die Asche mit sich heimführen könnten. Bacchus war ihr Gott. Ferner kamen Colosus vom Ganghes mit Elephanten und Thürmen darauf, Prasius, auch mit Elephanten, die Königin Pascha von Paura mit gewaffneten Frauen, wie es ihre Sitte war. Auch mussten bei ihnen die Männer, wenn die Frauen Kinder gebaren, ihnen zu Ehren sechs Wochen im Bett liegen; auch werden die Männer dort so werth gehalten, dass man sie mit keiner Arbeit beschwert. Der König von Arabien kam mit Kamelen, Krysus von Kaldeyen, Ryol von As-

surla, Mynus von Naboche, Medius von Cyres, Cydrus von Bittrye, Coryng von Geten, Primidus, dessen Leute die Menschen frassen, der von Yrtanien, der seine Aeltern frass, der von Albanien, Ybodal von Ykoria, alle diese aus Grossasien; aus Kleinasien folgende: Byttyn von Bytunia, König Fretus, die von Glacia, Sydia und Frigia, Allorn von Tarsen, wo Sanct Paulus geboren ward, Cilus von Cilicia, von Cassalie, König Assalus, Marttam von Affricam und Cyrensis, Alphot von Karthaghen, Naboth von Yndia, König Maurus Morion, Gramatis, König Ysis und Tylus, König Eber, der von Orcades, sie hatten Löwen und Drachen, die das Heer bewachten, der König von der Insel Caphone, von Asa-Kreten, von Anass, Ossis, Sardis, Abidas, Sus-Clos von Massa, der wunderliche Leute hatte, denn sie pflegten ihre Aeltern, wenn sie alt wurden, zu tödten und ihre Freunde dann zur Wurst einzuladen, wie wir es machen, wenn wir einen feisten Ochsen schlachten; sie sagten aber, es sei besser, dass sie die Aeltern ässen, als dass die Würmer in der Erde dies thäten. Ferner kam der König Kuse, dessen Leute aus den Schädeln ihrer verstorbenen Aeltern das Blut ihrer Feinde trinken. So hatte der Sultan über 400,000 Krieger beisammen.

Zu Eusebiens Beistande waren da: die Könige von Tracie, Dalmacie, Ypirus, Eladyss, der Fürst von Achia, Corus von Machodonien, von dem Alexander abstammte, der Fürst von Athacie, Morthia, von Messia, der Kaiser von Rome, mit Tutschen und Lombarden, von Kalabren, Frankreich, Polen, Spanien, Germanien, Cypren, Schotland, Yrlant, Rycados und England. Eusebia versammelte auch viele Jungfrauen an ihren Hof; nämlich Ysion, die sehr schön war, obschon sie beim Reden lispelte; ferner Salymyn, welche Pallas, Cura, Alys und Puta mitbrachte; Celidon von Dalmacien, sehr schön, aber ein wenig hinkend; Elicena von Omporus, sehr klug, aber ein wenig schielend, was ihr jedoch nicht übel stand; Eliane, sehr fröhlich, nur etwas einseitig, doch nicht missgestaltet;

Meliandra von Achacia, Pallidia von Machadonia, Capentis von Achica. Aber keine kam Margareten gleich. Elianette von Amason kam mit zweitausend geharnischten Jungfrauen.

Buch IX. Die drei Freunde waren aus Armenien zurück und Esyon liess für Demophon nur Erhörung hoffen, wenn er seinen Bruder, den Sultan, zum Frieden bewegen wollte. Das versprach er und erfüllte es redlich, aber der Sultan verweigerte den Frieden, weil er zu grossen Schaden gelitten. Da gaben sich Demophon, Heinrich und Echites das Versprechen, nicht gegen einander zu streiten, und die vier Wochen, welche der Waffenstillstand noch währte, wurden von Demophon, Maurus und Colosus benutzt, täglich in die Stadt zu kommen und bei ihren Geliebten, Esyon, Aliandre und Aeliane zu sein. Der Kaiser liebte Saliminen, der König von Frankreich Celidonen, der König von Behem die Königin Pascha. Demophon liess die Waffenruhe noch um einen Tag verlängern, um Frieden zu stiften; aber vergeblich. Der Kampf, welcher nun begann, war für den Sultan nachtheilig; er verlor viele Könige, und besonders schmerzte ihn der Verlust einer grossen Anzahl von Elephanten. Jonas, ehemals Evax Knappe, zeichnete sich so sehr aus, dass er es mit Demophon aufnahm und dafür zum Ritter geschlagen wurde. Der Sultan beklagte seinen Verlust, als gerade seine zwei jungen Neffen, Pelias, seiner Schwester Kind, und der Sohn des Königs von Indien, ihm zu Hilfe kamen und Ritter werden wollten. Dazu waren sie noch unerfahren, daher schlug Demophon einen Waffenstillstand von zwei Monaten vor, unterdess sie Ritterschaft lernen könnten. Das ward angenommen, und Maurus mit Colosus in die Stadt gesandt, die in ihrem Interesse die Waffenruhe auf vier Monate ausdehnten. Da Heinrich und Echites nicht gegen Demophon kämpften, er aber ihrem Heere so grossen Schaden that, denn er hatte den König von Cypern erschlagen, weil durch diesen der König von Messagyssen ge-

fallen war, so wünschte Heinrich einen Kämpfer gegen Demophon. Echites lobte Jonas sehr und wünschte Evax zurück. Der König Ryon von Spanien gab Auskunft über ihn, und Jonas ward beauftragt, ihn abzuholen. Unterdessen liess Heinrich von dem Meister Tubal Werkzeuge gegen die Elephanten machen.

Buch X. Jonas ritt hinweg und kam in das Schloss der Frau Aventüre, wo ihm sinnbildlich eine ausführliche Lehre für sein Leben vorgestellt wurde. Von da kam er in eine Haide, wo er eine jammernde Jungfrau antraf, welche ihm erzählte, dass in einem nahen Loche ein Drache sei, der jeden Tag einen Menschen haben müsse. Ihr Vater, der König, habe deshalb befohlen, dass jeder, den das Loos treffe, dem Drachen müsse überliefert werden, damit das Land verschont bliebe; das Loos habe sie getroffen, und ihr Vater habe sie selbst und das Reich zum Preise ausgesetzt, aber niemand habe sich gemeldet, sie zu retten. Jonas kämpfte mit dem Drachen und erlegte ihn, obschon das Ungeheuer so Gift und Feuer von sich blies, dass der Ritter ganz in Flammen stand. Der König und die Leute kamen aus der Stadt und wollten ihm Tochter und Land geben, er hielt sich aber dieser Ehre nicht werth und versprach, nur mit König Evax zurückzukehren und mit dessen Willen die Heirat einzugehen. So ritt er fort, fand Evax zu grosser gegenseitiger Freude, und erzählte ihm seine Geschichte und seine Botschaft. Evax rüstete sogleich ein Heer, rieth Jonas zur Heirath, denn der König sei sein Schwiegervater, das Land heisse Civile und sei sehr gut. Als sie dahin kamen, war der alte König schon gestorben; Jonas vermälte sich mit der Tochter, ordnete die Angelegenheiten seines Landes, und zog mit vielen Leuten und mit Evax und seinem Heergesinde nach Griechenland.

Buch XI. (Im Eingang dieses Buches wird weitläuftig erzählt, wie am letzten Tage des Stillstandes alle Herren und Frauen im Garten der Kaiserin Eusebia sich versammelt

und auf Margarete's Antrag ein Liebesspiel vorgenommen, welches darin bestand, dass eine Frau zur Königin gewählt wurde, die bildlich jedes anwesende Paar um seine Liebe befragte und Antwort erhielt. Es waren auch dabei Demophon und die andern Heiden, welche ihre Geliebten zu Constantinopel hatten)*).

Nachdem der Waffenstillstand abgelaufen, beginnt der Kampf aufs Neue und dauert neun Tage nacheinander, so dass nur die Nacht die Streiter trennt. Es blieben zahllose Heiden, auch die Christen verloren viel, denn Demophon kämpfte gewaltig. Aber vor allen zeichnete sich die kriegerische Jungfrau Elionette aus; sie erschlug den Pelias, den jungen Neffen des Sultans, der erst Ritter geworden und zum erstenmal in den Kampf gegangen. Hoch und theuer hatte ihn der Sultan seinem Bruder und allen Heiden zum Schutz empfohlen, aber Demophon war gerade im Schlachtgewühl, als Elionette den Jüngling besiegte. Deshalb ergrimmte Demophon, zweimal griff er die Amazone an, sie ward aber von Ryon und Heinrich gerettet. Ihr Zweikampf mit Demophon war furchtbar, ein anderer Mensch wäre nicht genesen. Die Elephanten wurden meistens durch Maschinen getödtet und machten grosse Verwirrung. Es war ein so gewaltiger Streit, dass der Tausendste nicht davon kam und das Blut auf dem Felde bis zur halben Wade stand. Heinrich sah wohl ein, dass der Streit nur ein Ende nehmen würde, wenn der Sultan erschlagen wäre, er konnte aber nicht an ihn kommen, weil der Sultan sich bei der Nachhut aufhielt. Da erschienen, nachdem der Kampf acht Tage gedauert, am neunten Tage ihre Retter, Evax und Jonas, im Rücken der Feinde und griffen heftig an; Evax erschlug den Sultan und drang in den Kern des Heidenheeres, wo er den Demophon niederwarf, dass er betäubt und nur durch Echites' Fürsprache gerettet wurde. Man führte ihn gefangen in die

*) Die Zwischenerzählung füllt in der Handschrift 28 Blätter.

Stadt, wo er zu sich kam und sehr über seine Gefangenschaft, wie über den Tod seines Bruders, des Sultans, den er hier erst erfuhr, jammerte, und den Christen viele Schätze um seine Befreiung anbot. Die Christen wollten das nicht und entliessen ihn, mit dem Versprechen der Zurückkunft zu seinem Heere, welches völlig in Unordnung war. Seine Fürsten riethen nun zum Frieden, er auch, und so wurden Prasys, Maurus und Colossus nach der Stadt geschickt um den Frieden zu erhalten. Der Friede wurde zwischen den Streitenden geschlossen und die Heiden zogen ab, Demophon aber und die genannten Fürsten blieben in der Stadt, weil sie dort ihre Geliebten hatten, derentwegen, sie nun Christen werden wollten. Das geschah, und darauf wurde Demophon mit Esyon, der Kaiser mit Salymyn, der König von Frankreich mit Celidone vermält. Nur Heinrich hatte gegen die Heirat seiner Schwester mit Echites den Einwand, dass er erfahren habe, seine beiden Aeltern seien auf dem Wege nach Constantinopel, um ihre Kinder wieder zu sehen, und würden sterben, wenn sie Margareten nicht antreffen sollten. Auf Echites' Vorschlag wählten die Fürsten Heinrich zum Kaiser, und riethen Eusebien, sich mit ihm zu vermälen. Sie war dazu bereit und die Vermälung wurde sogleich vollzogen. Prasys und Colossus erhielten auch ihre Geliebten zur Ehe.

Der alte Otto von Limburg war mit seiner Frau in Athen angelangt, wo sie von Echites' Mutter wohl aufgenommen wurden und von ihr hörten, dass wegen der Hochzeiten ein grosses Fest nach Constantinopel ausgeschrieben. Sie war auch dazu geladen und alle drei machten sich nun zusammen auf den Weg. Sie kamen gerade zu Constantinopel an, als Margareta zu ihrer Trauung in die Kirche gehen wollte. Heinrichs Aeltern blieben bis zu ihrem Tode bei ihm und wurden in der Sophienkirche begraben. Margareta zog als Königin nach Armenien.

XII. XIII. XIV.

Rudolf von Ems,

Dienstmann zu Montfort.

Rudolf von Ems (auch: Hohen-Ems), ein Dienstmann der Grafen von Montfort, dichtete ungefähr zwischen d. J. 1220 und 1254 (Vergl. Docen, im altd. Museum I, 200 und 45) und hat folgende bekannte Werke hinterlassen. 1. Barlaam und Josâphat (herausgeg. v. K. Köpke, Königsb. 1818), eine Legende, welche er in späteren Jahren nach einer lateinischen Quelle, die sich wieder auf eine griechische bezieht, dichtete, und welche ein durchaus christliches Epos ist und 16,060 Verse zählt. Dieses Gedicht scheint früher viel gelesen zu sein, da sich eine ziemliche Anzahl von Handschriften davon erhalten hat. 2. Weltchronik, deren Vollendung durch seinen Tod verhindert wurde (s. das Osterprog. des Gymnas. zu Marburg 1839, worin A. F. C. Vilmar Abhandlung darüber und Auszüge geliefert hat). 3. Der gute Gerhard (herausgeg. von Moritz Haupt, Leipzig 1840). Dieses Gedicht zählt 6928 Verse und ist, wie der Verfasser sagt, von ihm ebenfalls in das Deutsche umgedichtet worden, wahrscheinlich nach einer lateinischen Quelle, auf Bitte eines Rudolf von Steinach. Die Zeit der Abfassung fällt nach d. J. 1229, wie aus einem Spruche aus Sirach erhellt, der in dieser Fassung dem Freidank (den Rudolf auch im Wilhelm von Orleans und Alexander anführt) eigenthümlich ist. Ueber die Sage vom guten Gerhard ist noch nichts bekannt (vergl. Haupt's Vorrede). Das Gedicht, welches zwar nicht das erste, aber doch ein frühes Werk des Rudolf ist, dienet ganz vortrefflich dazu, die ungünstigen Urtheile zu widerlegen, welche Hr. Gervinus über den Dichter in seiner Gesch. der deut. Nationalpoesie ausgesprochen hat. 4. Wilhelm von Orlens (gewöhnlich W. von Orleans genannt, bis jetzt noch nicht gedruckt), nach einem französischen Gedichte bearbeitet, wel-

ches Rudolf durch die Vermittelung eines Johann von Ravensberg erhalten. Dieser Roman, welcher mit zu Rudolfs frühesten dichterischen Erzeugnissen gehört, behandelt ganz der Zeit angehörige Sitte, Erbfolge, Lehensverhältnisse und modernes Ritterthum. Hr. Gervinus urteilt namentlich über dieses Werk sehr streng (Th. I. S. 465—67.), verfällt aber seinerseits in den Fehler der Uebertreibung, die er an andern rügt. — Eine lange Stelle aus dem Roman: Wilhelm von Orlens, welche literarisch wichtig ist, steht abgedruckt in Docen's Miscell. Th. II. S. 150—156, und darnach in Wackernagel's Lesebuche, Sp. 601—607.

Docen urteilt im Mus. für altdeut. Litt. u. Kunst von Büsching u. v. d. Hagen sehr richtig über Rudolf von Ems: „Was bleibend uns entzückt ist, hauptsächlich wenigstens, immer der Sinn, und diesen verehre ich vorzüglich in den Gedichten des Rudolf v. Montfort. Mehr wie in einem seiner Zeitgenossen lebt in seinen Werken ein heiliges, inniges Gefühl, welches in religiösen Dingen, wie in der Liebe, in der Schönheit der Natur, in Thaten und Handlungen, mit gleicher Wärme den Gegenstand umfasst."

1. Der gute Gerhard.

Eine Erzählung.

Swaz ein man durch guoten muot
ze guote in guotem muote tuot,
des sol man im ze guote jehen,
wan ez in guote mac geschehen.
swen sîn gemüete lêret
daz er ze guote kêret
herze, sinne vnde muot,
daz er daz beste gerne tuot,
der hüete an dem guoten sich,
sô ist ez guot und lobelich.
swer durch guot iht guotes tuot,
durch guotes herzen guoten muot,
wil er sich selben rüemen vil,
sô jagt er ûf des ruomes zil
den zuom unz an ein ende,
mit solher missewende
daz mit des ruomes missetât
des guôtem ruom an im zergât.
von swem guotes iht geschiht,

20. des ruom ist gên der welde ein niht:
wan der welde spehender muot
kan wol übel unde guot
bescheiden unde erkennen gar
dar nâch er beider wirt gewar.
25. durch daz sô lâze ein wîser man
der guotes sich versinnen kan
die guoten und die wîsen
sîn lôp ze rehte prîsen;
sô wirt er wîten maere,
30. sîn getât wirt lobebaere
swenne er die ze guote jehent
die guot nâch rehter güete spehent.
er sol daz rüemen lâzen sîn:
wan dem guoten wirt wol schîn
35. ob er durch guotes herzen rât
guotes iht geprüevet hat.

Die Weisen sagen, wer sich selber lobe ohne Beistimmung anderer, sei unsinnig; das lehrte mich auch recht mit Wahrheit eine Erzählung von einem reichen Kaiser, wie sehr ein Mann missfährt und durch Selbstruhm macht, dass man ihn nicht mehr preiset. Er vergass die Lehre und däuchte sich so klug, so recht und gut, dass er wähnte, er allein habe ein Lob, dass vor aller Welt die Krone der Trefflichkeit mit grossem Preise zur Schau trüge. Er rühmte sich in einfältiger Weise selber so viel, dass er damit das Lob und den Preis, den er wirklich vor der Welt hatte, vernichtete.

Wer hören will, wie das geschah, dem will ich es nicht vorenthalten. Wie ich erzählen hörte, war vordem ein reicher grosser Kaiser, den besten gleich an Würde, Mannheit und Freigebigkeit, er war Otto genannt, und man hiess ihn den rothen Kaiser*). Er befliss sich mit Ernst aller kaiserlichen Pflichten, hielt auf Frieden, Zucht, gute Gerichtspflege und war von der Jugend bis in das

*) Diese Verwechselung Otto des Grossen mit seinem Sohne findet sich auch in Heinrich's von Veldeck „Herzog Ernst." Z. B. v. 1337 u. 1368, wo er ebenfalls der rothe Kaiser genannt wird. Desgleichen in Konrad's von Würzburg Erzählung: Otto mit dem Barte. Das Gedicht vom guten Gerhard ist auch früher unter dem Titel: Otto der Rothe, aufgeführt.

Alter zu einem so löblichen Namen gekommen, dass, wenn man von dem besten sprach, er noch vor diesem genannt wurde. Auf das von Karl's Weisheit angeordnete Recht hielt er eifrig und sein Name zierte kaiserlich das römische Reich.

Zum Weibe hatte er eine Frau, die ihm und der Krone geziemte, welche Ottegebe*) hiess und in keuscher Zucht sich Gott geweihet, und nie verlor sie Gottes Huld und ihres Mannes Freundschaft, denn ihr Sinn, Herz und Mut war so mit tugendreicher Kraft in Gottes Huld behütet, dass sie jetzt nach Würdigkeit im Himmelreiche die Krone trägt. Die reine Sanct Ottegebe rieth in ihrem frommen Sinn ihrem Mann, dass er daran denken möchte, dass, wie reich auch ein Mann sei, sein Gut keine Beständigkeit habe, wenn er die Armen verlasse; denn es werde ihm des Lohnes nur gedacht nach den Werken, die er gethan habe.

Das nahm der Herr zu Herzen und bedachte, ob er sein Gut theilte und damit die Wunden seiner Sünden heilte. Davon fand er eine gewisse Versicherung in der Schrift der Wahrheit, welche von dem Almosen sagt, dass es allezeit für den, welcher es mit gutem Mute gebe, die Sünde lösche, wie das Wasser das Feuer löscht. Das war ihm ein lieber Trost, der ihn vom Zweifel erlös'te.

Der Kaiser und die Kaiserin beriethen sich unter einander, dass sie mit der Minne der höchsten Kaiserin (Jungfrau Maria) Gott, ihren Schöpfer, ehren wollten und seinen Dienst durch ihre Ehre in seinem Namen mehren. Da stifteten sie ein reiches Erzbisthum und gaben Dienstmannen, Städte, Burgen und Land dazu; das ist noch Magdeburg genannt und liegt zu Sachsen in dem Lande, und der Kaiser stiftete es bei der Zeit mit solchen Kräften, dass es von Reichthum immer Achtung in hohem Namen fortan trägt. Zu Chorherrn nahm er

*) So wird sie auch einmal im Herzog Ernst genannt.

nur der Fürsten Söhne, und zum Erzbischof ward ein Fürst, wohlgeboren, erwählt, dem der edele, reiche Kaiser das gewaltige Recht verlich, an der kaiserlichen Kur zu sitzen als Vogt, der feindlichem Zorn und Unrecht steuern soll. Diese reiche Begabung genügte aber dem Kaiser noch nicht, er wollte auch des Stiftes Mann genannt sein, und empfing Lehen von des Bischofs Hand; bewog auch die Fürsten, dass sie ihr Eigenthum hingaben und es als Lehen wieder empfingen. Da ward das Stift überaus mächtig, und des freuete sich die edele Kaiserin und auch der Kaiser, als solche Zierde und so grosser Reichthum an das Gotteshaus gelegt ward, und alle Welt sagte, dass von ihm ein kaiserliches Werk geschehen sei; da fing er aber auch an, noch mehr nach dem Preise der Welt zu trachten und dachte in seinem Mut: „Seit ich mit meinem Gute der Welt Preis erhalten habe, soll auch recht, das ist mein Sinnen, mein Lohn bei Gott gross werden; ich habe mit meinem Gute die ewige Seligkeit im Himmel erkauft, und es lebt Niemand, der so reich ist, dass er Gott um das ewige Leben so viel gegeben habe.“

Niemand mag aber, weder in Freuden, noch in Sorgen, lange einen Sinn verborgen tragen, denn die Zunge spricht endlich doch in Worten aus, was im Herzen beschlossen ist. So ging es auch dem mächtigen Kaiser, als er an einem Tage in den Münster ging und vor dem heiligen Altar auf die blossen Kniee fiel und mit Herzenssenfzen zu Gott sprach:*) „Herr Gott, Alpha und O, ich glaube an dich in deiner heiligen Dreieinigkeit und wie du uns durch deinen Sohn von der Sünde erlöset hast, darum, und weil ich dir so wohl gedient habe, dass alle Welt meine grosse Gutthat rühmet, so zeige mir auch den Lohn, den du mir im Himmel dafür bereitet hast.“ Der Kaiser betete absichtlich so mit Vorrücken seiner

*) Hier folgt in 146 Versen (von 300—446) eine lange Erklärung über die Dreiheit in der Gottheit und Charakteristik der Personen, sodann die Erzählung des Sündenfalls, der Erlösung und Ausgiessung des heiligen Geistes.

Verdienste, und dachte nicht anders, als dass Gott ihm gleich seine Bitte erfüllen sollte; auch erhörte ihn der, der in alle Herzen sieht, und sandte einen wahrhaftigen Boten, das war eine lichte, helle Stimme, die er dicht bei sich hörte, welche ihm etwas zornig antwortete: „Viel werther, reicher Kaiser, dir hatte Gott sehr grosses Ansehen in dieser Welt bereitet; er gab dir Leib, Ehre und Gut. Nun hat dir dein Herz einen guten Rath gegeben, dass du das getheilt hast in Gottes Namen. Dafür ist die Welt deines Preises voll geworden, auch war dir im Himmel an der höchsten Stelle, nahe dem Höchsten, ein Stul bereitet; den hat deine Ruhmredigkeit herunter gerückt und deine Gutthat ist vergessen, weil du unlautern Herzens sie Gott vorgerückt hast. Darum, weil du es um des Ruhmes willen gethan, sollst du nur der Welt löblichen Preis dafür haben. Du hättest es wohl machen können, wenn du wie jener gute Kaufmann gehandelt hättest, dessen Almosen ihm einen Namen im Buche der Lebenden erworben hat. Du musst es mit guten Werken büssen, sonst kannst du den Lohn, der dir zuvor bestimmt war, nicht erlangen.“

Der Kaiser erschrak gewaltig und sprach: „Wie sollte es so kommen, dass ein Kaufmann besser gedienet hätte als ich, der ich dir, lieber Herr Gott, und deiner süssen Mutter so manchen tapfern Ritter unterthan gemacht habe. Wenn es aber geschehen könnte, möchte ich gern wissen, wie er heisst.“

Die Stimme erwiederte: „Ich will ihn dir nach deinem Verlangen nennen; es ist der gute Gerhard zu Köln, der ohne alle Falschheit ist, und dessen mildes Herz dazu antreibt, dass man ihn den Guten heisset, und das ganze Land, darin er wohnet, ihn in Ehren hält.“ „Ja, Herr, sprach da der Kaiser, was hat er gethan, dass er so grossen Dank haben soll?“ „Wenn du es wissen willst, so fahre zu ihm in diesen Tagen und bitte ihn, dass er dir die Wahrheit sage.“ „Es erfährt es auch wohl ein Bote, sagte der Kaiser, den ich ihm deshalb sende.“

Da antwortete ihm die Stimme: „Du möchtest wohl darob froh werden, wenn er dir die Wahrheit sagte, so du selber kämest, denn erführest du, sonder Lug, wie er Gott gedienet, so würdest du ihm, ohne Hass, zugestehen, dass er Gott besser gedienet habe denn du, wie sehr du dich auch rühmest.“

Als der Ton der Stimme verschwunden war, ging der Kaiser aus dem Münster und wunderte sich sehr über diese Rede, dass der Kaufmann so grosses Lobes würdig geworden. Am andern Morgen, als er die Messe vernommen, bestieg er sein Ross, liess sein Ingesinde zurück und ritt mit wenigen Getreuen aus Magdeburg und sandte Boten nach Köln, dass er dorthin kommen wollte, aber nur in der Stille, mit einer kleinen Schar. Der Bischof freuete sich sehr darüber, zog mit Rittern und auch mit Bürgern, unter Geläut und Vortragung des Heiligthumes, wie es dem Kaiser zukommt, ihm entgegen und fragte mit Züchten, warum er so in der Stille, mit einer so kleinen Schar gekommen wäre.

Da sprach der Kaiser: mich hat in heimlichem Verlangen eine heimliche Noth hergejaget, ich muss hier dafür Rath finden und mag dabei der Bürger nicht entbehren, die hier versammelt sind, darum entbietet sie zu morgen auf den Ring. Die Bürger erschienen, wie ihnen geboten war, in ihren besten Kleidern als die Glocke zum Rath geläutet wurde, und der Kaiser begrüsste sie lieblich. Nun achtete er darauf, ob sie Einem besondere Achtung erwiesen, und da fand er einen alten Mann mit weissem Bart und Haar, vor dem sie aufstanden und dem sie überall Platz machten, wenn er wohin gehen wollte. Er trug reiche Kleider, Rock und Mantel von blutrothem Scharlach mit Zobel wohl besetzt und gefuttert, dazu Ringe und Spangen mit edlen Steinen, einen kostbaren Gürtel, und Haar und Bart geordnet und geschoren. Das war der gute Gerhard, den der Kaiser suchte. Und der Bischof sagte es ihm, als er danach fragte. Darauf sagte der Kaiser, dem Gerhards Aeus-

seres sehr gefiel, zu den Bürgern, dass er gekommen sei, sich ihres Raths zu bedienen, und sie möchten den unter sich auswählen, dem sie allgemeines Vertrauen schenkten, damit er mit diesem reden könnte. Da wurde der gute Gerhard einstimmig genannt, und der Kaiser nahm ihn mit sich in sein Gemach, schob den Riegel vor, liess Gerhard, so sehr dieser auch sich solcher Ehre unwürdig erklärte, neben sich auf seinem Stule sitzen und erklärte ihm, dass er nur seinetwegen daher geritten sei und begehrte, dass er ihm mit Treue und Aufrichtigkeit seine Frage beantworten sollte. Gerhard versprach es, wenn er könnte, und der Kaiser verlangte nun zu wissen, was er so Grosses vor Gott gethan habe, dass man ihn stets den guten Gerhard nenne. „Mein Herr, sprach dieser, die Leute sind es so gewohnt, denen, die sie stets sehen, Zunamen zu geben; das ist eine arge Sitte! Ich habe nichts gethan, wesshalb ich gut heissen möchte; zwar hab' ich oft guten Mut dazu gehabt, aber aus Schwachheit ist es immer unterblieben und ich habe den Armen nun mit geringer Gabe in seiner Noth erfreuet. Saueres Bier und Roggenbrot war das Almosen vor meiner Thür, und ich gab selten, so reiches Gut ich auch von meinem Schöpfer empfing; dachte ich aber einmal an Gott, so gab ich etwa ein altes Gewand, aber leider selten; auch sprach ich dazu sehr kurze Gebete, und that ich das etwa zu einer Zeit, so dauchte es mir für ein Jahr genug. Fürwahr, Herr, ich habe so hohen Namen nicht verdient." Der Kaiser aber sprach: „Du musst mir nach meinem Willen antworten, denn ich weiss, du hast etwas Grösseres gethan und ich lasse dich nicht los." Da rief der gute Mann aus; „O weh, Herr Gott! soll ich auf dieses Gebot dir vorrechnen, was ich etwa Gutes gethan habe? Lass dich erbarmen, Herr, und gedenke daran, dass ich es gezwungen thue; das ist hier ein strenger Mann, dem ich es aus Furcht sagen muss. Du weisst, süsser Gott, ob ich etwas Gutes gethan habe." Damit fiel er vor

dem Kaiser auf die Knie und bat ihn, das Gebot zu erlassen; die Hände erhob er zum Kaiser, das Herz zu Gott. Als der gute Gerhard an dem Kaiser inne ward, dass seine Bitte vergeblich wäre, so bot er ihm tausend Mark für die Erlassung der Bitte. Darüber verwunderte sich der Kaiser sehr, dass der Mann das Gut so gering achte; aber jener antwortete: „Mein Herr, hätte ich irgend Gutes gethan durch meinen Schöpfer, das würde mir unlohnbar werden, wenn ich mit Absicht es Gott zur Schau stellen wollte; er weiss wohl, was ich gethan habe durch ihn, und er kann es mir lohnen, aber ich soll mich dessen nicht rühmen."

Da ward der Kaiser betrübt und dachte in seinem Sinn: „ach, Herr Gott, steht es so, dass ein Kaufmann weiser handelt, als ich, der römische Kaiser? Ich bitte dich, dass du mir meine Missethat vergebest und ich will, um deine Güte wieder zu erlangen, Busse thun." Gerhard aber bat den Kaiser nochmals, ihm die Erzählung zu erlassen, und sprach, da Otto nicht abliess, nun wohlan, so höret, aber Gott weiss, dass ich es gezwungen und nicht um weltlichen Ruhm thue. Darauf setzte er sich auf das Gestül, wie ihm der Kaiser hiess und erzählte:

Als mein Vater starb, welcher bei seiner Genossenschaft in grossem Ansehen stand, erbte ich sein Vermögen, welches in solchem Maasse viel war, dass man es wohl genug heissen konnte, und befliss mich es zu vermehren für den Sohn, welchen mir Gott gegeben hatte und der nach meines Herzens Wunsche in mancher Tugend aufwuchs. Ich wollte ihm auch den Namen des reichen Gerhard, den mein Vater geführt hatte, erhalten, daher liess ich ihm einen Theil des Vermögens, um sich damit zu bemühen, ein weiser Mann zu werden, nahm 50,000 Mark Silbers und führte eine Menge von Gegenständen, woran man im Handel Gewinn machen konnte, mit mir in die heidnischen Länder. Ich versah

mein Schiff mit Lebensmitteln auf drei Jahre, hatte erfahrne Schiffsleute und auch einen Schreiber, der die Zehrung anschrieb und mir die sieben Tageszeiten *) angab. So vorbereitet fuhr ich nach Liefland, Preussen und Russland, wo ich manchen Zobel fand; von dort gen Sarant, Damaskus und Ninive, da machte ich reichen Kauf an Seidenzeugen, mehr denn anderswo, und bedachte wohl, dass ich daheim mehr denn zwiefältig mein Silber wieder gewinnen würde. Da ging ich wieder zur See, um heimzukehren, denn meine Absicht war besser erreicht, als ich es hätte denken können. Nun erhob sich aber ein Sturm, der uns zwölf Tage und zwölf Nächte umherjagte und am dreizehnten vor ein hohes Gebirge trieb, welches uns allen völlig unbekannt war. Das Wetter wurde gelinde, der Tag schön und klar, und wir vergassen die Noth, welche uns die Fluten gemacht hatten, doch waren wir wegen unserer Unkunde in grosser Furcht. Ich schickte einen Schiffer zum Spähen auf das Gebirge, welcher von dort ein schönes ebenes, angebauetes Land sah und eine Stadt mit wehrlichen Thürmen vor dem Gebirge am Meer, etwa so gross wie Köln und zum Theil vom Meere umflossen. Drei Handelsstrassen führten zu Lande Kaufwaaren herein, zum vierten Thore brachte das Meer Kaufschatz von der Heidenschaft. Der Schiffer sah eine Menge Leute von und nach der Stadt ziehen, die Strassen waren versperrt durch manchen Elephanten, durch Maulthiere, Rosse und Wagen, welche Waaren trugen, so dass er hoch und theuer schwur, anderswo nie so reichen Markt gesehen zu haben. Wir fuhren nun dahin und ich fand, dass er wahr geredet hatte. Als ich zur Veste kam, deren Bürger Heiden waren, ward mir durch ihre Bescheidenheit und ihr Grüssen die Furcht benommen, und ich sahe mich um, ob ich jemand haben möchte, an den ich mich um Geleit wegen meines Gutes wenden dürfte. Da sah ich

*) Darunter werden die Gebete verstanden, durch welche die Arbeit unterbrochen wurde: Metten, Prim, Terz, Sext, None, Vesper und Complet.

sehr bald einen Mann, der herrlich daher ging, mit vielen Rittern und Knappen hinter sich, und er grüsste mich auf Heidnisch. Ich neigte mich, wie man grüssen soll; aber er merkte, dass ich die Sprache nicht verstand. Da sprach der höfliche Fürst: sagt an, versteht ihr Französisch*)? Und als ich bejahet hatte, dass ich mit Sprache und Land wohl bekannt wäre, hiess er mich willkommen, fragte, was ich für ein Landsmann wäre und was mich in das Land verjaget. Ich sagte ihm zur Nachricht, dass ich ein Kaufmann wäre aus fernen deutschen Landen und ich hätte von dem jährlichen Markt gehöret und deshalb grossen Kaufschatz mitgebracht. Darauf fragte er mich, ob ich ein Christ wäre und die Taufe nach christlicher Weise erhalten hätte? Als ich dies bejahete, nahm er mich in seinen Schutz und sein Geleit, sagte, dass meine Waaren ohne Zoll sein sollten und fügte hinzu: weil ihr meinem Herrn zu Ehren in dieses Land gekommen seid, so will ich um der Fahrt willen euch noch mehr ehren und euretwillen der Christenheit einen Hafen frei machen, der nahebei liegt und den der edle reiche König von Marocco mir so, wie dieses Land, erblich gegeben hat. Jetzt nehmt Herberge, welche ihr ohne Zins und Pfand haben sollt, so lange der Jahrmarkt währt, und wenn ihr sonst etwas bedürft, so wendet euch an mich. Man führte, mich, als ich ihm dafür gedankt hatte, in die beste Herberge und ich erfuhr, auf meine Frage, dass er der Burg- und Landgraf Stranmûr wäre. Nun lobte ich Gott für die grosse Güte und Gnade, die er mir erzeigte. Der edele Herr erzeigte mir viel Ehre und gebot mir bei seiner Freundschaft, dass ich sagen sollte, was ich wollte. Da er mir nun

*) 1351 dô sprach der fürste kurteis
„sagent an, verstât ihr franzeis?“
„jâ herre, mir ist wol erkant
beidiu spräche und ouch daz lant“
„sô sint gesalüieret mir.“
ich sprach „gramarzi hêâ sir“ **)
von herzen vroeliche.

**) grand merci beau sir.

so grosse liebevolle Anhänglichkeit bewies, drang ich mit der Bitte in ihn, mich zu dutzen.

Eines Tages bat er mich, ihm meinen Kaufschatz zu zeigen, was ich sehr gern that. Er staunte darüber und sagte, dass man solchen Reichthum im heidnischen Lande noch nicht gesehen hätte. Gerhard, ich sage dir, setzte er hinzu, dass kann keiner in diesem Lande dir abkaufen, ausser mir. Willst du, so will ich dich meinen Kaufschatz schauen lassen, und wenn er dir behagt, wollen wir einen Tausch machen. Mir nutzt er hier nichts, du kannst aber grossen Gewinn in deinem Lande damit machen. Ich nahm das gern an und wähnte, dass ich einen Schatz von Gold und Silber sehen sollte. Nun führte er mich in eine Kammer, da lagen zwölf wackere Ritter, je zwei an einem Fussklotz geschmiedet, sie waren gegen dreissig Jahre alt und ihr Anblick dauerte mich sehr. Sonst war von Kostbarkeiten nichts zu sehen. Darnach führte er mich in eine zweite Kammer; ich sah da um mich, ob ich den grossen Kauf, den er mir bot, erspähen könnte, aber ich erblickte nur zwölf alte Herren, etwa in Alter von sechszig Jahren, die ebenfalls in Fussblöcken sassen. Ihr Anblick that mir von Herzen leid; da führte mich der Wirt in eine andere Kammer, da fand ich süssen Gewinn*); hier sassen funfzehn Frauen von auserlesener Schönheit, ohne allen Tadel, ihr Liebreiz und ihre Anmut waren gross und ihr Anblick machte mich zugleich traurig und verliebt. Als

*) 1628. dâ vant ich süezen gewin
der wol an mannes muote
an libe an vreude an guote
an wirden unde an saelden treit
manlicher vreuden saeleckeit,
der al der welde zaller zît
mit hôhem muote vreude gît.
1635. der koufschatz in dem lande was
an zuht an saelde ein spiegelglas,
an triuwe an güete ein adamas
wan daz im getrüebet was
sîn lihter schîn von swaere grôz,
1640. wan in vil dicke begôz
ein regen der ûz jâmer ran
von herzen daz in jâmer bran.

ich sie gesehen hatte, führte mich Stranmûr, der wackere Mann, wieder hinweg und fragte mich, ob ich den Tausch eingehen wollte. Ich fragte: womit? Nun hast du die Leute nicht gesehen? Die will ich dir geben. Was soll ich damit? versetzte ich. Ei, sagte er, ich lasse sie nicht billig hinweg, denn sie sind hunderttausend Mark werth, und läge mir ihr Land nicht so weit, so nähme ich wohl selbst den Preis. Da fragte ich ihn, wie es sich mit ihnen verhielte, und er antwortete: Kennst du Engelland? Von dort her stammen die Ritter, sie fuhren mit dem jungen König Willehalm von Engelland nach Norwegen, wo der König des Landes ihm seine Tochter zur Ehe gab, du hast sie mit ihren vierzehn Frauen gesehen; sie und ihre Ritter wurden in einen Hafen getrieben, der mir gehöret, und daher bekam ich sie mit Recht gefangen. Willst du sie von mir kaufen, so gebe ich sie dir und versichere dich, sie gelten zweimal so viel, als du dafür gibst; aber ich thue es nicht anders als für die Güter, welche ich bei dir gesehen habe. Denn bleibt der König am Leben, so zahlt er theuer für seine Gemalin, und ist er todt oder krank, so lässt König Reinmund seine Tochter nicht bei dir gefangen; ausserdem sind noch manche reiche Fürsten dabei. Willst du sie nicht kaufen, so will ich dennoch das Geleit dir halten und alles, was ich versprochen habe.

Das däuchte mich wunderlich und ich bat mir Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag. Ich schwankte her und hin und wandte mich in Gebet an Gott um Rath, was ich thun sollte. So lag ich bis Mitternacht im Zweifel, da kam ein Engel, weckte mich, so däuchte mich, und sprach: „Gerhard, wache! schläfst du? Gott zürnet sehr, dass, da du dich doch so klug däuchst, nicht weisst, was Gott genehm ist; hat nicht der süsse Christus gesagt; „was einem Armen wird gethan zu Gute, wenn es um meinetwillen geschieht, der thut mir gut, dem Armen nicht. Ich bin der Arme, was ihm irgend geschicht zu Gute, das geschieht mir.“ Es war ein

thörichter Wahn von dir, wenn du meintest, dein gutes Werk wäre umnütz. In welchem Namen du die Armen erlösest, so wird dir vergolten werden; thust du es ums Geld, sie vergelten es dir; thust du es der Ehre wegen, so wird man dich sehr loben; thust du es um Gottes willen, so wisse, dass dir Gott die ewige Krone dafür giebt."

Da wachte ich auf, dankte Gott für seine Güte, räumte meine Schlafstatt und bat meinen Schreiber, eine Messe zu singen, welche ich anhörte und Gott um seinen Segen bat, dass ich mit meinem Gute auf das beste handelte. Als das heilige Amt zu Ende war, ging ich aus meiner Herberge und Stranmûr von Castelgunt kam mir entgegen, grüsste mich mit Lachen und fragte, ob ich mich bedacht hätte? Ich antwortete, dass ich wohl bereit wäre, wenn ich sie vorher um ihren Willen befragen dürfte, ob sie mir mein Geld wiedergeben wollten. Da liess er mich die Ritter ohne Fesseln sehen, und jene, die seit mehr, als ein Jahr gefangen waren weinten vor Liebe und Leide, dass sie einander sehen und zu einander kommen konnten. Ich redete sie französisch an, aber das verstanden sie nicht; nun sprach ich englisch, da rief die freudenlose Schar aus: „Herr Vater Gott, sei gelobt, dass du uns jemand gesandt hast, der christliches Land und unsere Sprache kennt! Seid ihr ein Christ? „Als ich das bejahete, waren sie voller Freuden. Nach einer Weile brachte ich meine Rede an, wie ich sie lösen wollte, wenn sie mir daheim meinen Schaden ersetzen wollten. Da sprangen die Herren auf, alt und jung, fielen vor mir auf ihre Knie und baten mich um Christus willen, sie zu erretten; wir schwören dir, setzten sie hinzu, dein Gut doppelt zu ersetzen, ausser dem, was meine Frau und ihr Vater thut, der sie von dir nach deinem Wunsche löset. Ich hiess die Herren aufstehen und ging mit ihnen zu den Frauen, welche nicht wenig verwundert waren, die Ritter ohne Fesseln zu sehen. Ein alter Herr führte mich an der Hand zu der Prinzessin, welche ich französisch anredete und ihr

sagte, dass ich sie lösen und wohl nach Engelland bringen könnte. Da stand die Frau auf von ihrem Stul und wollte mir zu Füssen fallen, gelobte dass sie thun wollte, wie ich die Lösung verlangte, ihr Vater würde sie lösen, und auch der König von Engelland würde es sogleich thun, wie er Kunde von ihrem Leben erhielte; wären sie aber alle todt, die helfen könnten, so lebte Gott, der mir lohnen würde. Das Weinen der Frauen war gross und gerührt sprach ich: „Lasst euer Klagen sein, mit meiner Habe werde ich euch frei kaufen, und ich bitte Gott, dass er mich nicht streben lasse nach Mehrgewinn.“ Darauf suchte ich den Burggrafen auf und sagte ihm, dass ich den Handel eingehen wollte, wenn er den Gefangenen die ihnen abgenommene Habe zurückgäbe, ihr Schiff ausrüstete, wie es gewesen, und mir Zehrung auf den Weg mit beifügte. So geschah es. Mein Schiff wurde entladen und mir Sand und Steine als Last gegeben, damit mein Kiel wohl ohne Wanken auf dem Meere schweben möchte. Die Nacht blieben wir noch da; die Frauen hatten gebadet und ich hatte ihnen neue Kleider gegeben, ei! da sah man erst recht ihrer Schönheit lichten Schein! Am andern Morgen bereitete ich mich zur Fahrt, liess aber für die Frauen und Ritter, welche so lange ohne Gottes Wort zu hören gelebt hatten, erst eine Messe lesen; sodann kam der edle Stranmûr zu einem Abschiedsimbiss, liess den Becher allgemein herumgehen und sprach freundlich dazu. Als wir Urlaub nahmen zur Fahrt, befahl er mich in meines Gottes Pflege und empfahl mich auch seinen Göttern (Jupiter, Pallas, Juno, Machmet, Mercurius, Thetis, Neptunus und Aeolus), dann gab er mir ein Kleinod und versprach, dass er um meinetwillen die Christenheit stets ehren wollte. Wir weinten beide beim Abschied und hielten uns für unbetrogen beim Kaufe. Zwölf Tage und zwölf Nächte trieben uns günstige Winde auf die rechte Fahrt, so dass wir bald kenntliche Gebirge und Land sahen, welches der Schiffer wohl erkannte. Ich

fragte, wo sich die Wege nach Utrecht und Engelland schieden? und als mir das gesagt war, liess ich in einem Hafen landen und hier die Speise auf beide Schiffe in gleiche Theile vertheilen; dann sprach ich: nun ihr Herren, hier scheiden wir, wer ist von Engelland mit euch gefahren? mit denen will ich das Schiff heimschikken, das euch genommen ward. Man sagte es mir und ich nahm nun die Fürstin und ihre Frauen, um sie zu ihrem Vater zu bringen. Die andern schieden mit Weinen, denn sie wollten selber gern als Pfand bleiben, bis sie gelöset wären, aber ich begnügte mich mit ihrem Wort, und liess sie fahren unter vielen Danksagungen und Segenswünschen. Meine Strasse wiess mich vom Meere den Rhein hinauf nach der Stadt Köln, und ich liess meinem Weibe und meinen Freunden sagen, dass ich reicher als je käme, und keiner der Handelgenossen je so reichen Kaufschatz gebracht hätte. Da kamen mir mit Freuden etliche entgegen geritten und kamen auf das Schiff, aber sie fanden nur Sand und Steine, was sie für sehr gering hielten: ich aber führte alsbald meinen Kaufschatz an der Hand dahin, wo nur meine liebe Ehefrau war. Sie fragte nach meinen Schätzen, und ich zeigte ihr die Fürstin, da meinte sie, es wäre Spott, und verlangte, dass ich ihr erzählen sollte, wie ich zu der Dame gekommen wäre. Das sage ich dir wohl. (2851) — —

(Hier ist eine Lücke, welche die Erzählung Gerhard's und die Vorwürfe seiner Frau über sein Verfahren ausgefüllt haben; es geht dies aus den Anfangsversen hervor, in welchen Gerhard seiner Frau Vorstellungen macht.)

Mein Sohn freuete sich, dass ich gesund heimgekommen war und meinte, dass wir noch des Gutes genug hätten, und hiess die Fürstin und ihre Frauen willkommen. Ob jemand mein Handel lieb oder leid war, das kümmerte mich nicht, ich war sein froh und führte die edele Frau mit ihren zwei Jungfrauen in mein Haus heim, wo ich ihr gutes Gemach bereitete, sie mit Geräth und

ritterlicher Kleidung versah, welche sie mit Ehren tragen konnte. Ich achtete auf ihre Wünsche und nahm von meinen Freunden schöne Jungfräulein, die ihre Gespielen sein sollten. Da freuete sich die edele Fürstin, und begehrte von mir Gold und Seide, das gab ich ihr, und sie konnte köstliche Sachen davon wirken und lehrte diese Kunst die Fräulein, und sie machte mir mit Perlen und edlen Gesteinen viel Borten, Teppiche und Plialt*), die besten, welche man je trug, und ich gewann damit viel. Es war bei ihr so grosser Segen, dass alles mir nach Wunsche ging und nichts missglückte. Wenn mir ein Leid geschah, das mich bekümmerte, so ging ich zu ihr und sah sie an, dann schied ich mit Freuden, denn ihre Schönheit war so gross, dass jeder, der sie ansah, freudig werden musste. So war die Frau in der That über ein Jahr bei mir, denn mir wurde von ihrem Gemal keine Botschaft, auch nicht von Vater und Mutter, dazu kam auch aus Engelland, was mich sehr befremdete, keine Kunde. Ich konnte also nicht zweifeln, dass der König von Engelland und auch der König von Norwegen verstorben wären, denn sonst hätten sie die Fürstin doch nicht so lange bei mir gelassen, und es waren wohl drittehalb Jahr, dass sie von ihrem Lande gereiset. Die edele Frau trug ihren Schmerz recht weiblich, denn so froh sie auch war, wenn eines Freundes Namen genannt wurde, von dem sie doch keine Nachricht hatte, so weinte sie dagegen, wenn der Name dessen genannt wurde, den sie im Herzen liebte. Ich dachte vielfältig darüber nach, ob ich ihr nicht einen andern Mann geben möchte, und ob sie es nicht etwa vorzöge, eine reiche Kaufmannsfrau zu werden, statt in Armut zu leben; Darum ging ich eines Tages zu ihr und sprach: „Viel liebe Frau mein, möchtet ihr wohl geruhen, mich anzuhören?“ Ja mein Herr und Vater, sprich, was deinem Willen behaget, hör' und thue ich gern. Da stellte

*) Plialt = Amiantus, ein Stein, dessen Fäden sich spinnen lassen; hier das daraus Gefertigte damit gemeint. Zu welchem Zwecke es diente, ist nicht klar.

ich ihr vor, wie wahrscheinlich alle ihre Freunde todt wären, da gar keine Botschaft käme, und ob sie nicht daher einen andern Mann nehmen wollte, um nicht in Armut zu gerathen, und ob ihr mein Sohn gefiele, der unter den Kaufleuten sehr angesehen sei, denn ich wüsste nicht, wie sie die Herrschaft wieder erlangen sollte, welche sie mit König Willehalm verloren, der gewiss todt sei. Da sprach die edele Frau züchtig, sie sei froh, dass ich sie versucht hätte, und sie wollte gern alles thun, was ich wünschte; sie würde von mir den geringsten Diener zum Mann nehmen, geschweige meinen Sohn, da sie mir Leib und Leben verdanke, sie bäte aber, sie noch ein Jahr warten zu lassen, ob nicht noch etwa Kunde von ihrem Gemal käme. Das gewährte ich ihr gern; aber das Jahr verging ohne Nachricht, und als ich sie nun an ihr Versprechen erinnerte, erklärte sie sich bereit, und es freuete mich sehr, dass sie um meinetwillen ihren königlichen Namen aufgeben und eine Kaufmannsfrau werden wollte.

Da ritt ich zu meinem Herrn *) nach Hofe, erzählte ihm, wie ich die gefangenen Ritter und die Königin erlöset, wie nun, da keine Kunde von Engelland und Norwegen gekommen, die Fürstin, durch welche Segen und Seligkeit in mein Haus gekommen, nach meinem Wunsch meinen Sohn heiraten und Weib eines Kaufmanns werden wollte, worüber ich seinen Rath mir ausbat. Da sagte der Herr, dass er meinem Sohn Dienstmannes-Recht und Schwertleite geben wollte, damit der Mann der Fürstin ein Ritter sei. Ich war sehr froh darüber, und lud ihn und die angesehenen Herren des Landes zur Hochzeit auf Pfingsten; es waren mehr als dreihundert. Alles wurde prächtig zur Hochzeit bereitet, Turnierschranken aufgeschlagen und am heiligen Abend vor Pfingsten buhurdiert, dann empfing mein Sohn, nebst zwölf andern, das Schwert und ein Turnier wurde abgehalten; die Fürstin und mein Sohn waren köstlich ge-

*) Dem Erzbischof von Köln; V. 3470, wird er auch als solcher genannt.

kleidet, und ich sah darauf, dass für die Gäste gehörig gesorgt wurde. Als ich durch die Gemäle ritt, hielt ich bei der edlen Frau an und bot ihr zu trinken, ehe ich wegging. Da sah ich einen armen Mann an einer Säule ihr gegenüber stehen, der hatte einen groben Rock an, Hände, Gesicht und Beine waren geschwärzt, und der Bart verrieth, dass er noch jung war. Er blickte die Fürstin an und drückte die Thränen mit den Fingern aus den Augen. Da dachte ich, Herr Gott! was will das sagen, und redete den Pilgrim an, aber er wich meinen Fragen aus, doch führte ich ihn mit hinweg in eine Kemenate und drang auf's Neue in ihn, zu sagen, wer er sei. Da gestand er, er sei Willehalm und der rechte Erbe des Königreiches Engelland. Mit vierundzwanzig Rittern und zwölf Jungfrauen sei er nach Norwegen gefahren, um seine verlobte Braut abzuholen, und der König Reinmund habe ihm seine Tochter Irene gegeben; doch habe er schwören müssen, die Ehe nicht eher zu vollziehen, bis er Ritter geworden; daher habe er die Fürstin im Schiffe mit seinen Rittern fahren lassen und sei bei der andern Schar gewesen, nachdem sie unter Jammer und Thränen geschieden und zuvor Ringe gewechselt. Ein Sturm habe ihn verschlagen und an einem Felsen das Schiff scheitern lassen, er allein habe sich in einer Barke an das Land gerettet, viertehalbjahr die Braut in manchen Ländern gesucht und nun endlich sie gefunden. Dazu klagte er über sein Unglück, dass er das holde Weib doch nicht umfangen sollte. Ich tröstete ihn und sprach: „Herr ist es so, dann seid fröhlich, ihr sollt nicht unfroh werden, dass es Gott so gefügt hat.“ Ich hiess ihn darauf in der Kammer warten und schickte ihm Knappen mit Kleidern, die eines Königes werth waren, auch wurde er gekämmt und geschoren. Ich aber ging zu meinem Herrn, den Erzbischof, und sagte ihm das Wunder, wie König Willehalm von Engelland als Gast gekommen, und dass es der Pilgrim in der rauhen Kutte gewesen wäre, und mir in Wahrheit so die Sache er-

zählt, wie ich sie von der Fürstin wüsste, und bat ihn, dass er meinen Sohn bewegen möchte, gütlich die Frau ihrem verlobten Gemal zu überlassen. Da führte ich den Sohn zu dem Herrn Erzbischof und erzählte ihm in dessen Gegenwart, was sich zugetragen und wie er auf die Frau verzichten möchte, wegen der ältern Rechte des Königs Willehalm. Der Herr Erzbischof hielt ihm aber aus der heiligen Schrift vor, wie Gott die Ehe eingesetzt, und Mann und Weib, so lange sie lebten, nicht sollten getrennt werden. Da sprach mein Sohn: „Was mutet ihr mir zu? O weh! wie ist Gott so wunderlich, dass er dieses Recht an mir geltend macht, dass ich die Frau aufgeben soll; thue ich das, so muss ich mich aller Liebe begeben und in Leide leben.“ „Sohn, erwiederte ich, was thätest du denn auch Grosses um Christus willen, wenn dir die Frau nicht lieb wäre; je lieber sie dir ist, um so grösser wird dein Lohn sein.“ Da sagte mein Sohn, dass er auf mein Gebot, um des Erzbischofs und Gottes willen, dieses Ungemach ertragen wollte, des freuete sich mein Herz und wir suchten den König auf, der nun sehr wohl gekleidet war. Mein Sohn hiess ihn mit Züchten willkommen, dann stiegen wir alle drei zu Pferde und ritten nach den Schranken, wo Ritter und Frauen uns anstaunten, wer der fremde Ritter sein möchte. Ich sprach zum Herrn Bischof, dass er etwas hinaufrücken und den Gast bei der edeln Frau sitzen lassen möchte; der stolze Gast sprang aber über das Gestüle zu ihr auf die Bank. „Wer ist dieser Ritter, liebes Väterlein?“ fragte schamhaft die edle Frau, und ich sagte: „Ei, ist er euch denn unbekannt? Das ist der König von Engelland, euer herzlieber Mann.“ Da klagte sie, dass ich ihrer spotten wollte; aber der König gab sich durch den Fingerring zu erkennen, und als die Frau den erkannte, rief sie vor Freuden überlaut: „Ach, wie bin ich ein so selig Weib! herzensliebes süsses Lieb, sei willkommen tausendstund!“ darauf neigte sie sich auf ihres Mannes Schoss und fiel in Ohnmacht.

Der König nahm die liebe Freundin in den Arm und drückte sie an sich mit minniglichen süssen Küssen, ihr rother Mund lag lange an seinem Munde, und er küsste ihn bei süssem Umfangen wohl tausendmal. Da kamen ihre Sinne zurück und sie glaubte geträumt zu haben, und weinte und klagte, dass der Geliebte sie so lange verlassen, drückte ihn an ihre Brust und sie weinten beide. Einer schloss den andern immer näher in die Arme und man hörte nur: „küsse, küsse, küsse mich, küsse Lieb, ich küsse dich, o wohl mir, Herzenslieb, dass ich dich gefunden habe, du bist meines Herzens Lieb.“ Dann kamen bald die Ritter und Frauen mit Gruss und Glückwunsch, und die Ritterschaft war mit hohem Mute zum Buhurt bereit; der Tag ward mit Kurzweil verbracht und Ritter und Frauen waren voll Freude bei Buhurt und Tanz. Dann sprach ich zum Könige, dass er seines Schwures wegen bei mir bleiben sollte, bis er die Schwertleite erhalten, und der Erzbischof sagte, dass er ihm den Ritterschlag ertheilen wolle. Am andern Tage nach der Messe empfing der König Ritters Namen und Ritterschaft und dann ward buhurdiert, und ich bat den König zu bleiben, bis er seine Hochzeit gefeiert hätte.

5013. wer mohten disiu beidiu sîn
diu für den liehten sunnenschîn
die naht so gerne wolten hân?
waz hât in der tac getân
der al der welde freude gît
mit wünneclicher sumerzît?
dô jach mir des frou Minne
5020. daz ez diu künegînne
und ouch der künec wol mohten sîn.
ir klagendiu nôt ir sender pîn
wart an der kunft der naht gespart
dô ir klage verendet wart.

Am andern Morgen gab sich der König mit Leib, Hab und Gut der edlen Frau zur Morgengabe, darnach kleideten sie sich prächtig und gingen zur Messe. Nachdem das Hochamt gehalten war, beurlaubten sich die

Ritter und Herrn und boten ihm ihre Dienste an, dann kehrte jeder heim. Der junge König nahm aber mich und meinen Sohn zu heimlicher Berathung, wie er wieder in sein Reich kommen möchte, da in seiner Abwesenheit ein Theil der Vasallen aufgestanden und sich unabhängig machen wollen. Ich rieth ihm, nicht zu zögern, sondern ein Schiff zu rüsten, tapfere Ritter in Sold zu nehmen und gen Engelland zu ziehen. Darüber war er froh; ich gab Weib und Gut in Freundes Obhut, liess ein Schiff mit Allem wohl versehen, und nachdem eine Messe für das Gelingen der Unternehmung gelesen war, segnete ich mein Weib und wir fuhren ab über das Meer. Wir kamen in ein Wasser, welches die Lundene heisst und bei der Stadt Lunders (London) fliesst, dort legten wir in einem Hafen an, wo ich den König zurückliess und mit meinen Knappen zog ich nach der Hauptstadt. Auf dem Felde, vor derselben, sah ich viel Gezelte aufgeschlagen und in der Stadt selbst waren so viel Fremde, dass ich kaum Herberge finden konnte. Von dem Wirte erfuhr ich, dass wegen der Noth des Landes, seit König Willehalm's Tode, die Grossen zusammengekommen wären, um einen König zu wählen und nicht hätten einig werden können; nun hätten sie das Wahlrecht in die Hände von vierundzwanzig Rittern gelegt, und drei Erzbischöfe (von London, Eberwige und Santavit) seien dabei. Da liess ich mein Pferd satteln und ritt nach dem Palast. Da ich reiche Kleider trug, hielt man mich für einen vornehmen Mann und machte mir ehrerbietig Platz, so kam ich bis in das Gemach der Wahlherren, welche mich freundlich grüssten und bei sich sitzen liessen; ich erkannte die vierundzwanzig, welche ich aus der Heidenschaft erlöset hatte, war selber aber ihnen unkenntlich. Ich sprach: „Liebe Herren, ich möchte gern wissen, worüber ihr euch berathet; denn ein einfaltiger Mann kann bisweilen guten Rath ertheilen.“ Da erzählten sie mir die Geschichte vom König Willehalm und wie der todt sein müsste, und sie nun bei des Lan-

des Noth, da keiner wäre, der das Unrecht schlichte, nicht wüssten, wem sie die Krone geben sollten. Alle, die im Rathe sassen, weinten, als das gesprochen wurde. Ich aber sagte zu ihnen: „Viel liebe, gute Herren, ich kann euch an einen hochgemuten Herrn weisen, des Tugend man preisen muss vor allen, er verdient wohl die Krone zu tragen.“ Da wandte sich ein edler Fürst zu mir mit der Frage: woher ich käme und wie ich hiesse. Gerhard von Köln bin ich genannt, erwiederte ich und bin ein Kaufmann. Da sprangen sie alle auf und küssten mich und sprachen: „Vater, da dich Gott in unser Land geschickt hat, so sollst du unser Herr sein, Gott hat uns wohl an dir gethan.“ Es war vergeblich, dass ich sagen wollte, wie ich in das Land gekommen, sie hörten nicht darauf. Es entstand grosser Jubel, einer der Herren schloss vor den andern die Thür auf, und sie trugen mich mit grossem Schalle zu den andern Herren, die mich fröhlich empfingen, hoben mich auf den Stul und setzten mir des Reiches Krone auf das Haupt. Alle kamen und wollten mir huldigen, aber ich hiess sie schweigen und sagte, dass ich dieser Ehre nicht würdig wäre; aber sie riefen, dass ihnen keiner besser gefalle, denn ich. Da bedeutete ich sie, dass König Willehalm noch lebe. Bei diesem Namen wurde Freude in Traurigkeit verwandelt, und sie wollten es nicht glauben, aber ich sagte ihnen, dass ich ihn und seine Gemalin mit mir über das Meer gebracht. Da erhub sich grosser Jubel und die Herren riefen nach Rossen und Panieren, und eine Schar von zweitausend Rittern zog mit mir zum Könige, den ich schon durch einen Boten beschickt hatte, und der uns entgegen kam. Man begrüsste ihn mit Freuden und Weinen und er küsste die getreuen Mannen, kehrte dann mit nach London, woher die Geistlichkeit mit dem Heiligthume gezogen kam, wo man ihn in den Palast führte und der Königin grosse Geschenke brachte. Unter Kurzweil und Tanz ward der Tag hingebracht. Am andern Morgen, nach dem Hochamte, empfingen die Herren ihre

Gerichte, Lehen und Land vom Reiche und schwuren den Landfrieden. Die Widerspenstigen wurden vorgefordert sich zu verantworten und dann ein dreitägiges Fest veranstaltet, wozu die Boten die Edlen einluden von Wales, Schotten, Hibernien und Irland; auch nach Norwegen ward Botschaft gesandt an König Reinmund, welcher auch mit einer grossen Schar kam. Ich musste so lange da bleiben, bis das Fest gehalten wurde. Als die Gäste zusammengekommen waren, da sah man auf dem Gefilde so viel herrliche und prächtige Gezelte aufgeschlagen, wie seit Artus des Britonen Zeit nicht gewesen waren. Ueberall hörte man den Schall von Trommeln, Fiedeln und Flöten zu Buhurt und Tanz. Da sah man hochgemute Ritter und schöne Frauen viel, der trübe Schein der Nacht, musste vor den vielen hellen Lichtern verschwinden. Ein ritterliches Turnier wurde gehalten und darnach die Angeklagten vorgefordert, welche vor dem König niederfielen und um Gnade baten; sie mussten aber alle schwören, das Königreich Engelland zu verlassen. Hiernach berieth sich der König mit seinen Freunden, wie er mich entschädigen sollte, und sie riethen alle, dass er mir ein Herzogthum geben möchte. Daher sagte er, dass mir sogleich die funfzig tausend Mark ausgezahlt werden sollten, sodann sollt' ich das Herzogthum Kant (Kent) haben und mit meinem Sohne in seinem geheimen Rathe sein. Das schlug ich aber aus, denn ich sei nur ein geringer Mann, und könne nicht der Herr so vieler edlen Ritter werden; dagegen bat ich mir Gnade für die verbannten Vasallen aus, welche der König gewährte, mir aber die Besitzungen der Gerichteten anbot, welche jedoch sowohl ich, als auch mein Sohn ausschlugen. Dann wollte er mir eine Grafschaft und die Stadt London geben, da nahm ich in meinem Herzen Land, Krone, Herrschaft, die grossen Reichthümer, das Herzogthum und die Grafschaft und opferte es dem Herrn Christus. Da der König sah, dass ich dergleichen nicht annahm, so bat er mich mit seinen Freunden, dass ich drei-

fach Gold und Silber annähme; auch musste ich der Fürstin versprechen, von ihr etwas von Gold und Silber anzunehmen. Nun kamen auch die edlen Ritter und fielen vor mir nieder und dankten Gott, dass er mich habe geboren werden lassen, und fleheten seinen Segen auf mich herab, und küssten, trotz meines Widerstrebens, mir Hände und Füsse. Nachdem das Fest noch mit Gesang, Buhurt und Tanz beschlossen war, kehrte Jeder heim und auch ich dachte auf meine Fahrt. Als ich Urlaub nahm, sprach die Königin: „herzlieber Vater, bringt meiner lieben Mutter ein kleines Geschenk mit.“ Gern thue ich das, liebe Frau, erwiederte ich, und nun wurde so viel Gold, Silber und edeles Gestein gebracht, dass, wenn ich es halb genommen hätte, mir mein Gut vierfach und mehr wiedergekommen; allein ich sagte, Frau, ich werde nehmen, was uns beiden genügen soll. Da nahm ich um des Königes und der Königin Willen einen Fingerring und eine Vorspange und brachte es meinem Weibe. Als ich scheiden wollte, ritten der König und die Königin mit an das Gestade. Unter Thränen und vielen liebreichen Reden nahmen sie herzlichen Abschied und blieben so lange am Ufer stehen, als sie mich sehen konnten. So kam ich wieder in mein Land und ward mit Freuden empfangen. Weil ich dieses nun gethan habe, werde ich der Gute genannt, ob mit Recht, weiss ich nicht. Ich bin nicht gut, die Leute nennen mich nur so, und ich bin ein so sündiger Mensch, dass ich nicht sagen kann, irgend etwas Gutes gethan zu haben, ausser dem Ebengesagten.

Als der Kaiser diese Märe hörte, weinte er sehr und bedachte, wie seines Mundes Ruhmredigkeit seinen Lohn verwirkt hatte, das bereuete er sehr und klagte. „Gerhard, sprach er, du bist mit Recht gut genannt, dein reiner Mut ist besser denn gut, dein tugendreich Gemüte übergütet alle Güte. Du reiner Mann glaubtest zu sündigen, wenn du mir diese Märe erzähltest; du hast wohl daran gethan, denn du führst mich zur Besserung, deine

Gutthat hat mein schwaches, gutes Werk bei weitem übertroffen, ich habe nicht den hundertsten Theil davon gethan. Meine That wiegt ein Loth, und deine einen Zentner an Güte. Du kauftest um Gottes willen eine edele Königin frei, bestimmtest sie deinem eigenen Sohne zum Weibe und versagtest sie ihm wieder, verzichtetest bald darauf auf Königskrone und Reich, Grafschaft und Herzogthum und allen fürstlichen Ruhm, dafür ist dir die ewige, himmlische Krone bereitet, bitte auch Gott, dass er sich über mich erbarmen möge.

Da sprach der gute Gerhard: „Der Gott, der um uns Mensch wurde, der gebe uns Seligkeit und Ehre, und belehre uns, dass wir in diesen kurzen Tagen nach der Ewigkeit trachten. Da sprachen beide Amen und gingen hinaus zu den Bürgern, die draussen zum Theil schon unwillig gewartet hatten und sich gewundert, dass die Berathung so lange dauerte.

Der Kaiser sagte zu ihnen: „Lieben Bürger! Gerhard weiss meinen Willen und meine Gesinnung, ihr sollt glauben, was er von mir sagt. Sagt er nichts, so lasst es sein, es ist auch nach meinem Willen. Seid mir ferner so getreu, wie ihr es bisher waret, denn Gott belohnet die Treue. Dann nahm er freundlichen Abschied von ihnen und entliess sie. Nach dem Imbiss brach der Kaiser auf und ritt nach Magdeburg zurück, dort büsste er früh und spät, nach dem Rathe der Pfaffheit, seine Sünde.

Nun glaubte er auch, dass es zur Besserung der Christenheit dienen möchte, wenn diese Märe aufgeschrieben würde, und wollte nicht, dass sie in Vergessenheit käme. Ich habe die Märe von einem Manne vernommen, der aus Oesterreich kam; er erzählte es dem werthen Rudolf von Steinacher, der es mich in deutscher Sprache bearbeiten hiess.

hie bî sult ir sîn gemant,
ob ir guotes iht getuot,
6900. daz ir ez lâzent wesen guot

ân itewize sunder zuon
daz sult ir demuotliche tuon,
sô wirt iur demüete wert
dâ sî nâch ruome lônes gert.
diu welt des ruomes wol vergiht
dâ guotes iht durch sî geschiht:
ouch wirt von got im lôn bereit,
swer im an rehter staetekeit
dienet staetecliche.
nû wünschet alle geliche
mit vreuden zühtecliche
daz uns got in sîn rîche
vroelichen sende
ûz disem ellende.
ouch gert der tihtaere
der iu ditz selbe maere
ein teil durch guotes muoter rât
ze kurzwile getihtet hât
daz îr im wünschet heiles,
ze himele werndes teiles,
und ruochent in geniezen lân
daz er des hât vil guoten wân,
wirt im ein andres kunt getân
daz noch mac vil wol ergân,
daz er dâ wil ze buoze stân,
hât er an disem missetân.
des bitet ûf den selben wân
und lât ditz hie ein ende hân.

2. Wilhelm von Orlens.

(Der Auszug dieses Gedichtes ist aus Mone's „Anzeiger der Kunde der teutschen Vorzeit," Jahrgang IV, 1835, Heft I, Sp. 27—34 entnommen. Vgl. Gräter's Bragur, Lpz. 1796, Bd. IV, Abth. 1, S. 132 — 148, woselbst nach Casparsons Mittheilung die ersten 447 Verse des Gedichts abgedruckt sind. Das Gedicht hat etwa im Ganzen 2070—2090 Verse. — Die Geschichte beginnt erst mit dem 132sten Verse, das Vorhergehende ist Einleitung, und zwar nicht eben verständliche Poesie; zur Probe die ersten 35 Verse).

„Einer tugende wife Rot
Von edels herzen lere Got

Ob alles lobes wirdikeit
Den pris die zucht alleine treît
Och mufs ein man, was er getut
Lob und lobliches gut
Florieren und steten
An getruwes herze raten
Ob er an im welte pris
Halten vil und werden wis
Alle die getruwe sint
. . . . . .
Nement man der erere kan
Einen ergeren den man
So wohl so recht beschaidenheit
Di aller tugende crone treit
Wist ich ob im ieman her
Daruff were komen zu uns daz er
Hie fefse mit spotlichen fitten
Den wolte ich vil gerne bitten
Daz er geruchte gen hin dan
Waz ungerne horte ein man
Do ist im unfanfte bi
Nu merket och wie eime fy
Der do feit die mere
Es dunket ihn so schwere
Als ob in duchte vast
Ein berg mit fime last
Der ungefuge erlofse fich
Durch fie fug und och mich
Daz uns icht alfo gefchehe
Und gang do man in gerne fehe
Und lofse uns komen einen man
Der gute mere erkennen kan
Und der lichte ist alfo gemüt
Daz füfse rede im fanfte düt etc.“

Wilhelm von Orlens war ein reicher Fürst in Karlingen (Frankreich) und der König Philipp sein Schwestersohn; aber Karlingen war zu jener Zeit noch nicht so reich wie jetzt. Seine Frau, Ylie, war die Tochter des Grafen Bernhart von der Normandie und Wilhelm besass die Grafschaft Henegau. Sein Nachbar, Herzog Jochfrit (Geofroy) von Brabant, bekam mit ihm Streit über die Lehenshoheit; die niederländischen Herren kom-

ten die wachsende Feindschaft nicht beilegen, auch nicht König Philipp von Frankreich, weil er Keinen drücken wollte, indem Jochfrit seiner Base Sohn, und Wilhelm Philipp's Oheim war. Doch brachte der König einen Versöhnungstag durch die Bischöfe von Rheims und Paris zu Stande, wozu Jochfrit den Bischof von Lüttich mitnahm. Wilhelm sagte: „Ich will, dass man einen Speer zwischen Brabant und Henegau in den Boden stosse, und wer mit wehrhafter Hand von dannen fährt, der soll den Preis haben.“

Jochfrit nahm die Ausforderung an und bestimmte den Kampfplatz zwischen Marle und Nyvel. Er bat seine Freunde um Hilfe, und es kamen zu ihm Graf Robert von Flandern, Markgraf Willekin*) von Brandenburg, Graf Sygenant von Haspengau, Graf Adam von Selanden und noch andere Ritter von der Elbe und aus Sachsen. Wilhelm warb in Frankreich, ihm halfen Graf Wyde von Santeglis, Locyer, Herzog von Lorens, Peryn von Champagne, Fyrliun von Anschowe, Filligunt, Markgraf Milun, Sampson, Burggraf von Tarses, Bellowys. Wilhelm sammelte sich zu Zauens, wohin auch sein Neffe, Petryn, kam. Jochfrit beschied seine Leute nach Vynins. Im Angesichte beider Heere wurde noch einmal umsonst ein Friede versucht, dann der Spiess auf einen Hügel gesteckt, und Wilhelm ritt zuerst hin und forderte seinen Gegner zum Kampf. Dieser schlug ihm vor, ihr Heer zu zählen, und wer mehr Ritter habe als der andere, solle sie zurück senden. Das geschah. In dem Kampfe erschlug Fyrliun den Adam, dagegen Willekin den Fyrliun. Die Franzosen wichen, Bellowys fiel von Jochfrit's Hand, dafür erschlug Wilhelm den Sygenant; die Franzosen bekamen wieder Mut, und nachdem Graf Lambertkin von Löwen vom Herzog von Lothringen gefangen war, wurden die Brabanter in die Flucht geschlagen. Jochfrit entrann nach Nyvel, verfolgt von Wil-

*) Deminutivum von Wilhelm, wie Lumbertkyn von Lambert.

helm und einigen Rittern, die man einliess und darauf das Thor schloss. Die Leute Jochfrit's drangen auf Wilhelm ein und ermordeten ihn trotz aller Gegenwehr und der Bemühung Jochfrit's, ihn zu retten und zum Gefangenen zu machen. Dieser wurde selbst dabei verwundet, bestrafte streng die Mörder und nahm die übrigen Einwohner zu Zeugen seiner Unschuld, beklagte und begrub seinen Oheim Wilhelm.

Ylie hatte indess einen Sohn geboren und verlangte dem Begräbniss ihres Gemals beizuwohnen. Auf ihre Bitte liess der König den Sarg aufbrechen, der Schmerz überwältigte sie, als sie den Leichnam sah, sie starb an der Bahre; der König nahm das Kind zu sich. Als Jochfrit genesen war, schickte er den alten Grafen Lambert von Löwen, Vater des Grafen Lambertkin, nach Paris zum Könige und erbot sich, seine Unschuld gerichtlich zu beweisen. Sein feierlicher Eid wurde angenommen und weil er kinderlos war, gab man ihm auf seine Bitte das Kind Wilhelms zur Erziehung. Er und seine Frau Elyse erzogen es mit grosser Sorgfalt, und liessen ihm von ihren Leuten als künftigen Herrn Treue schwören. Ein armer Knappe, den Wilhelm beschenkte, entdeckte diesem seine Herkunft und das Schicksal seiner Aeltern. Da wollte Wilhelm noch als Knabe das Haus verlassen und auf Anrathen des Schildknechtes an den Hof des Königs von Engelland gehen, um Ritterschaft zu lernen. Jochfrit bestätigte ihm die Wahrheit und wollte ihm behilflich sein. Auf seinen Rath ging aber Wilhelm der junge mit ihm vorher zum Kaiser nach Köln, wohin die Sachsen zu Hofe geladen waren. Dort liess Jochfrit alle seine Lehen auf Wilhelm übertragen.

Nach der Heimkehr reis'te Wilhelm mit seinem Gefolge nach Engelland, wo er den König Reynher zu Landers antraf und gut aufgenommen wurde. Der König führte ihn bei seiner Gemalin Bertris ein, wo sich Wilhelm in die junge Königstochter Amalie verliebte. Sie wurden als Kinder Gespielen, denn sie war erst sieben

Jahr alt, er aber dreizehn; zwei Jahr blieb er in ihrer Gesellschaft. Aber die Erklärung seiner Liebe beleidigte sie, er verfiel darüber in Trübsinn und Krankheit und war dem Tode nahe, als ihn Beatris und Amalie noch einmal sahen und der Minnetrost seiner Geliebten ihm wieder zur Genesung half. Ihrem Rathe gemäss ging er nach Brabant und empfing den Ritterschlag. Sie gab ihm einen Rubin mit und bat ihn, Alles zu glauben, was sie ihm künftig durch ihren *garzun Pittipas (Petit pas)* würde sagen lassen. Nach dem Ritterschlag wurde ein grosses Turnier zu Komarzy angesagt. Dahin kamen Gillem von Frankreich, Sohn des Königs Philipp, siebenzehn Jahr alt, der junge Graf Dietrich von Schampany und Fillegun Perrin *(fils du comte Perrin)*. Ferner König Gilbert von Arragun, König Belin von Waschune, König Elimant von Portugall, Graf Arialt der Provenzial, König Gerion von Navarie, Graf Poytwin von Pomers, Graf Bernhart von Holland, nebst vielen Burguntzoysen und Fyrmundeysen. Amalie schickte den Pittipas mit einem Briefe, worin Wilhelm zu ihrem Ritter erklärt wurde, dessen Kampfspiele der Bote als Zeuge beiwohnen sollte. Wilhelm trug den Preis davon und schickte den Pittipas nach dem Turniere mit einem Briefe an Amalie zurück.

Die Herren schieden mit der Abrede, sich nächstens zu Poy wieder einzufinden. Wilhelm ging indess nach der Normandie zu dem Grafen Bernhart, dem Vater seiner Mutter Ylie. Zu dem Turniere, das zu Zempoy (Poy) sein sollte, kam Wilhelm mit einem reichen Gefolge; hier war jährlich im Monat August ein Turnei. Auf diesem wurde die Tochter des Grafen Ohvier von Poleyse für die schönste Frau erkannt und zur Richterin und Königin des Festes erwählt. Es kamen viele Herren dahin, nämlich, ausser denen die zu Komarzy waren, noch König Aveneys von Spanien, Belin, König von Wascunye, Diepolt, König von Gahgunye, Johann, Sohn des Grafen Wyde von Santeglis und Graf Poytwein von Poytyers,

nebst Olyferes von Poleys (Blois). Wilhelm that es allen in den Ritterspielen zuvor und erhielt den Preis. Man schied mit der Ankündigung eines neuen Turniers zwischen Reschun und Kurnoy.

Wilhelm sandte den Pittipas, der auch bei dem Minnegerichte gewesen war, mit einem Briefe nach Engelland. Unterdessen hatte Reynher seine Tochter Amalie mit dem König Avenys von Spanien verlobt und sie schrieb sogleich wieder an Wilhelm, dass er sie von der drohenden Gefahr der Heirat befreien sollte. Pittipas reis'te nach Kurnoy und Reschun, wo sich die Ritter schon zum Turnier versammelten, wozu auch König Alon von Irland und König Keynfier von Schotten kamen. Als Wilhelm Amaliens Noth erfuhr, eilte er mit einem kleinen Gefolge nach Barbeflut, wo er sich nach Engelland einschiffte. Dort erfuhr er, dass der König Reynher nach Porttemus (Portsmouth) gegangen sei, wo er den König Avenys in zwei Tagen erwarte, um seine Tochter ihm zur Frau zu geben. Wilhelm landete in der Nähe in einem unbesuchten Hafen, schickte Pittipas zu Amalien, der ihm die Nachricht zurückbrachte, dass sie seiner mit einbrechender Nacht im Blumengarten hinter dem Palaste warten wollte. Wilhelm erschien zu dieser Zeit und entführte seine Geliebte. Das wurde noch an demselben Abend den Aeltern verrathen, weil Avenys die Ehe vollziehen sollte. Reynher liess Wilhelm verfolgen, der sich auf der Flucht verirrt hatte und am nächsten Morgen an einer Brücke eingeholt wurde. Er warf zwar König Avenys nieder, aber dessen Graf Stephan verwundete den Brabanter und nahm ihn mit seinen Leuten gefangen. Leben und Freiheit wurde ihm unter diesen Bedingungen geschenkt, dass er nicht mehr in seine Heimat und nach Engelland kommen dürfte, bis er gerufen würde; dass er den Splitter in seiner Wunde müsste stecken lassen, bis eine Königstochter ihm denselben herauszöge, und dass er schweigen sollte, bis ihm Amalie zu reden befehle. Diese wurde ihren Aeltern zurückge-

bracht und Wilhelms Leute kehrten nach Brabant heim und verkündigten sein Unglück.

Wilhelm kam an ein Wasser und ward übergeführt. Da begegnete ihm ein Ritter und versprach, ihn zum König Coradis von Cornuwal zu führen, der in der Nähe Hof hielt. Bei ihm war der König Amelot von Norwegen mit seiner Tochter Duzabele (*douce et belle*), denn ihre Mutter war Coradis Tochter. Duzabele zog den Splitter aus der Wunde und der Kranke genass bald und wurde mit nach Norwegen genommen. Amalie weigerte sich hartnäckig, den Avenys zu nehmen, so dass er selbst von ihr abstand und ausgesöhnt mit ihrem Vater heimfuhr.

Im nächsten Frühjahr schickte der König Wyttiggyn von Dänemark den Grafen Boldewin zum Amelot, und forderte von diesem zwei Landstriche zurück oder dafür den Lehnseid. Amelot that es nicht; es gab Krieg, und auf Dänemarks Seite waren noch König Gyrant von Estilant und Gottschart von Nyflande (Liflande). Die Dänen drangen bis vor die Hauptstadt Norwegens, Galuerne, worin Graf Morant lag. Amelot fuhr nach Cornwal um Hilfe, Coradis forderte seinen Schwestersohn Gillaum, König von Waleis, auf; die von Northumbri und die Fyrmeneyl kamen auch und fuhren nach Norwegen.

Amelot hatte Frau und Tochter in die Stadt Lohenis mit dem stummen Wilhelm zurückgelassen. Die Jungfrauen liessen ihn aber heimlich waffnen; er zog vor Galverne, besiegte den König Girart, den Morant alsdann gefangen nahm, worauf Wilhelm heimlich wieder zurückkehrte. Nun forderte Gothart die Belagerten zum Zweikampf; auch ihn bestand Wilhelm, Gothart wurde besiegt und gefangen. Unterdess kam Amelot mit starker Hilfe zurück und Wittikin, als er die Verzagtheit seiner Leute merkte, wollte sich zurückziehen, allein seine Schiffe waren schon weggenommen, und er musste sich nach harter Gegenwehr den Norwegern ergeben. Die drei gefangenen Könige blieben mit andern Rittern als

Geiseln für den Schaden bei Amelot und das übrige Heer wurde in seine Heimat entlassen. Wittikin verliebte sich in Duzabeln.

Auf der Insel Sylyvoys war eine Abtei, welche Sovine, Schwester des Königs von Engelland regierte. König Alon von Irland sprach die Vogtei über das Kloster an, und führte gegen die Aebtissin Krieg. Sie suchte Hilfe bei Amelot, der den Grafen Morant nach Sylyvoys sandte, um den Alon zu einem Austrag zu bewegen. Der verwarf die Versöhnung und Amelot bekriegte ihn. Alon ward geschlagen und entfloh, des Königs von Schottland Sohn, seiner Schwester Kind, ward von Wilhelm gefangen. Man kehrte wieder heim und der Ruhm des stummen Helden erscholl weit und breit. Amelot rieth der Aebtissin Sovina (Sophia), ihre Angelegenheiten durch ihren Bruder, den König von Engelland, ausgleichen zu lassen. Sie ging deshalb zu diesem, der ihr seinen Beistand versprach. Bei dieser Gelegenheit entdeckte es sich in einem Gespräche zwischen Sovine und Amalie, dass der stumme Ritter Wilhelm von Brabant sein möchte und die Aebtissin bat für Amalie von ihrem Bruder die Erlaubniss, nach Norwegen reisen zu dürfen, indem sie vorstellte, dass kunstreiche Aerzte und heilige Reliquien Amalien von ihrem Trübsinn heilen könnten. Der König, dem der Kummer seines Kindes schon lange nahe ging, war damit zufrieden.

Amalie fuhr mit ihrer Tante und ihrem treuen Pittipas nach der Insel Sylyvoys. Von da schickte sie denselben nach Lohenis, um die Wahrheit zu erfahren, und der Bote kam mit der Nachricht zurück, dass der stumme Ritter wirklich Wilhelm sei. Amalie drang in ihre Tante mit ihr dahin zu reisen, was durch eine Einladung Amelots zu einem grossen Feste noch erleichtert wurde. Wittikin und seine Mitgeisel sollten sich nämlich auslösen und Alon sich mit Sovina vertragen. Bei ihrer Ankunft löste Amalie Wilhelms Schweigen, Duzabele machte ihr aber den Ritter streitig, was jedoch durch

die Erklärung ihres Vaters geschlichtet wurde, da Wilhelms mütterliche Grossmutter die Vatersschwester Amelots war.

Wilhelm rieth dem Amelot, sich mit den Königen so zu vertragen, dass er dem Wittikin seine Tochter Duzabele gebe, und Coradis, Amelot's Sohn, die Tochter Alon's zur Gemalin erhalte. Das geschah, und der König vermälte auch zu gleicher Zeit Wilhelm mit Amalien und liess die Hochzeit feiern. Da jedoch Wilhelm geschworen hatte, weder Brabant noch Engelland ohne Erlaubniss des Königs Reynher zu betreten, so schickte Amelot den Grafen Morant nach Engelland, um dem Könige Nachricht zu geben und seinen Willen zu hören. Reynher war mit der wunderbaren Fügung zufrieden, nahm Wilhelmen an Kindesstatt an und lud ihn ein, zurückzukehren. Er schickte ihm deswegen den Herzog von Gandt (Kent), mit den Erzbischöfen von Sant Daveit, der des Königs höchster Rath war, und von Eberwig (York), nebst dem Bischof von Wintfester als Gesandten. Auch liess er durch den Bischof von Lunders dem Herzoge Jochfrit von Brabant von der Geschichte Nachricht geben. So kam Wilhelm nach Lunders zurück, ward glänzend empfangen und der König that fussfällig Abbitte für das Leid, dass er demselben zugefügt. Jochfrit kam auch dahin und übergab Wilhelmen alle seine Lande. Dieser kam nach Brabant und nahm vom Volke die Huldigung. Bald darauf starb Bernhart von der Normandie, dessen Land er auch erbte. Ein Jahr darauf starb Ylyse von Brabant, ihr Mann Jochfrit fuhr dann über Meer, trat in den Orden der Johanniter und starb im heiligen Lande.

Wilhelm erzeugte zwei Söhne, der erste hiess Wilhelm und wurde von seinem Grossvater in Engelland erzogen, der zweite, Jochfrit, blieb bei den Aeltern. Nach funfzehn Jahren starb der König von Engelland und hatte Wilhelmen sein Land mit der Bedingung übergeben, dass es nach seinem Tode auf den jungen Wil-

helm übertragen werden sollte. Wilhelm wurde gekrönt, gab seinem ältern Sohne bei seinen Lebzeiten die Normandie, der jüngere bekam Hennegau und Brabant.

Mit Avenys von Spanien söhnte sich Wilhelm dadurch aus, dass sein Sohn Wilhelm des Königs Tochter zur Ehe nahm, und als Graf Robert von Flandern mit Hinterlassung einer einzigen Tochter verstorben, so nahm diese Wilhelms zweiter Sohn, Jochfrit, zur Gemalin und bekam das Land dazu. Wilhelm regierte fünf und zwanzig Jahre in Engelland, nach ihm sein gleichnamiger Sohn, der mit dem Könige von Frankreich wegen des Besitzes der Normandie uneinig wurde. Von Jochfrit wird gesagt:

Von diesem Geschlechte ward geboren Jochfrit von Brabant, durch den Gott das heilige Grab und das reine Land wiedergab der Christenheit, welches er mit der Hand erstritt.

---

3. Barlaam und Josaphat.

Nach dem Eingangsgebete von 124 Versen an die dreieinige Gottheit *(din einic drivalt unitas V. 24)*, worin er am Schlusse Gott dem Sohn für die Erlösung und dafür dankt, dass er nun wisse, dass er den Tod nicht fürchten solle, wenn er seine Huld erlangen könne, und um Beistand des heiligen Geistes bittet, das Werk in dem Namen dessen zu vollenden, mit dem er es begonnen habe, gibt er folgende Nachricht über die Quelle seines Gedichts:

125. Johannes hiez ein herre guot,
Der truoc ze Gote steten muot;
Von Damascho was er genant,
Der diz selbe maere vant
In Kriescheme *) getihte;
130. Ze Latine erz rihte
Dur Got unde dur alsolche sitte,
Daz sich die lüte bezzeren mitte.
Des selben han ouch ich gedaht;
Mac ez werden vollebraht,

---

*) Griechischen.

Daz mir Got der sinne gan,
Daz ich ez vollebringen kan;
So weiz ich wol diz maere git
Den lüten ze etlicher zit,
An cristlicher ere,
Vorbilde in guoter lere;
Swen dur Got des wol gezimet,
Daz er diz maere allhie vernimet,
Als ich ez geschriben vant.
Ez brahte in Tütsche lant
Des ordens von Zitels ein man,
Von deme ich ez von erst gewan,
Von Capelle abbet Wide.
Vil kume ich daz vermide
Ich muoz ez ü ze tüte sagen *);
Ich han daher in minen tagen
Leider dicke gelogen,
Unde die lüte betrogen
Mit trugelichen maeren,
Ze trost uns sündaeren
Wil ich diz maere tihten,
Dur Got in Tütsch berihten
Unde bitte swer diz maere lese,
Daz er sich bezzerende were
Mit staete an deme gelouben sin,
Unde durch Got gedenke min
Vil armes sundaeres.
Der urhap dises maeres
Wil ich in Tütschen zungen wesen,
Als ich die warheit han gelesen.

Als in der Gnadenzeit, wie die Schrift Urkunde gibt, Gott seiner Menschheit nach um unserer Schuld willen den Tod erlitt und uns von Sünden erlös'te, und durch die Lehre der Boten der Glaube und Gottes Wort in den Landen hier und dort sehr zu wachsen begannen, da fingen viele Leute an ihren grossen Reichthum hinzugeben, um von Gott das ewige Leben zu erlangen, und ertrugen viel Mühsal, Dürftigkeit und mancherlei Beschwerde, sangen Gottes Lob zu allen Stunden, verschwuren weltlich Gut und zogen in die Wüste. Viele

*) Ich muss es euch zur Deutung sagen.

wurden Mönche; dies reine göttliche Leben wuchs und ward weit bekannt in den Landen hin und her. In jenen Tagen war in India ein weiser König, berühmt durch Tugend und Würdigkeit, es war an Milde (Freigebigkeit) und hohem Mute ihm keiner gleich; er hiess Avenier und hatte mit manchem Heer der Länder viel unter sein Gebot bezwungen. Wer an Gott glaubte, den verfolgte sein Zorn, der musste sterben, denn er lebte heidnisch und hatte sich durch des Teufels Gebot zu den Abgöttern gekehrt. Wo er Christen fand, die tödtete er. Er hatte alles, was sein Herz wünschte, nur das Eine bekümmerte ihn, dass er ohne Erben war, denn er hätte gern Vater geheissen.

Ein Rathgeber, der ihm immer der liebste gewesen war, hörte das Wort Gottes und es wucherte so bei ihm, dass er der Welt vergängliches Gut nicht mehr achtete, in einen Wald floh, als Büssender lebte, Kräuter ass und Gras, und seinen Leib um Gottes willen viel Noth ertragen liess. Der König liess ihn aufsuchen und als man ihn brachte, drohete er ihm schweren Tod, wenn er bei der christlichen Lehre bliebe, und fragte ihn, was ihn dazu getrieben, da er doch der Erste und Geachtetste in seinem Königreiche gewesen. Er sprach: Das will ich dir sagen, wenn du mich recht hören willst; aber heiss aus deinem Rathe schnell zwei Feinde hinweggehen, die du doch nur mit Mühe hinweglässt. Da sprach der König: Wer sind die? Er antwortete: Zorn und habsüchtige Arglist, denn das Eine treibt wider Gottes Willen zu leben und das Andere weckt viel Gierigkeit nach den weltlichen Gütern, und Zorn zerstöret wieder, was zusammengebracht ist. Darauf sagte er dem Könige, wie er die Lehre vernommen hätte, dass die Welt mit allen ihren Gütern vergänglich sei und dass der, welcher nur ihr anhänge, ein trauriges Ende nehme; darum habe er sich ihrer Ueppigkeit begeben, und wolle den mühsamen, engen Pfad mit Anstrengung zu seinem Schöpfer hinangehen. Der König wurde sehr zornig,

und weil er ihm vorher versprochen hatte, ihn nicht zu tödten, so verbannte er ihn von seinem Angesicht. Zu dieser Zeit fügte es sich, dass Barachias, einer der Fürsten, den der König sehr liebte, sich auch der christlichen Lehre zuwandte. Dieser ritt eines Tages mit dem Könige auf die Jagd und fand einen Einsiedler, den ein Thier verwundet hatte und der ihn anrief, sich seiner zu erbarmen. Barachias nahm ihn mit sich, und der Kranke sagte, er solle froh sein, dass er ihn gefunden hätte, denn er sei ein Wortarzt und verstehe die Kunst, dass, wenn sein Freund von Worten verletzet werde, er ihn von dem Leide befreien könnte.

Die Mannen des Königs Avenier hatten den Fürsten Barachias in Verdacht, dass er ein Christ sei und redeten dies dem Könige vor, und drangen in ihn, es zu versuchen, den Fürsten zum Geständniss zu bringen. Der König liess seinen Freund Barachias kommen und sagte, dass es ihm Leid thue, die Christen so wie zeither verfolgt zu haben; er sehe ein, dass die Lust der Welt eitel sei und er wolle sich seiner Hoheit und Macht begeben, Christ werden, und als Einsiedler leben, der Fürst solle ein Gleiches thun und ihn begleiten. Barachias weinte vor Freuden und bestärkte den König darin; aber als der sah, dass auch dieser Fürst Christ war, zürnte er sehr und Barachias schied erschrocken und traurig, wusste nicht, wie er des Königs Zorn besänftigen sollte, und lag in schweren Gedanken die halbe Nacht ohne Schlaf. Da dachte er an seinen Kranken, der gesagt hatte, er sei ein Wortarzt, liess ihn kommen und erzählte ihm die Sache. Der sprach zu ihm, er solle sich das Haar abschneiden lassen, ein härenes Hemde anlegen und als ein Pilgrim vor dem Könige am andern Morgen erscheinen und ihn fragen, ob er nun bereit sei zu thun, wozu er ihn gestern aufgefordert, denn er wolle ihm, als ein getreuer Knecht überall hinfolgen und ihm dienen, wo er könnte. Barachias that so, und der König, von seiner Treue gerührt, hielt ihn nun um so werther, ach-

tete nicht auf die Verläumder, liess aber dennoch nicht ab von seinem Christenhass, der im Gegentheil noch zunahm. Unser Herr Christus hiess aber in seiner Güte mit wonniglicher Blüte von Dornen Rosen springen. Der Dorn war der König und die Rose ein Sohn, welchen des Königs Weib gebar. Der Vater war des Kindes froh und sandte zu allen Fürsten seines Königreiches, dass sie zum Opfer kämen, und alle, Arme wie Reiche, mussten kommen und brachten ihren Göttern Opfer nach heidnischer Weise. Das Kind wurde Josaphat genannt und fünf und funfzig Meister berufen, welche kundig waren der Astromonie, um in den Sternen des Kindes Geschick zu lesen. Sie sagten alle, dass es glückselig sein würde, gewaltig und mächtig, voller Tugend und hohen Mutes und alle seine Vorfahren überstralen. Einer aber unter ihnen, welcher der erfahrenste war, sagte: Wie mir der Sterne Lauf verkündigt, so wird das Kind mit den Jahren grosse Seligkeit erlangen; dieses Königreich soll ihm nicht unterthan werden, und soll dasselbe um ein anders lassen, das tausendfach reicher ist. Du hast das Christenthum immer unterdrückt, dein Sohn wird es erhöhen, er wird Christ werden, Glauben und Taufe annehmen, und wer dir etwas anderes sagt, spricht die Unwahrheit. Da erschrak der König sehr, seine Freude verging ihm und er dachte darauf, wie er das verhindern möchte. Er liess ein prächtiges Haus bauen und sein Kind, als es sieben Jahr alt war, da hineinbringen; die schönsten Leute, die er finden konnte, liess er bei ihm, und befahl dem Gesinde, dass niemand in dem Palas käme, als die, denen es befohlen wäre, wer Christ sei oder zu sein scheine, den solle man zu ihm bringen, damit er den Tod erleide. Dabei gebot auch der König, dass wenn einer von ihnen krank würde, man ihn sogleich entferne und einen Gesunden an seine Stelle bringe; ferner solle man dem Kinde nicht sagen, das es ein anderes Leben gebe, solle ihm das Alter verbergen, weder von Noth noch Tod sprechen. Allen

Christen gebot er, sich binnen drei Tagen aus seinem Reiche zu entfernen, wer dann noch gefunden würde, sollte verbrannt werden.

So wurde der edele, gute Josaphat in seines Vaters Hut im Palas behalten und seine Meister unterrichteten ihn. Er merkte ihre Lehre wohl und zeigte so viel Weisheit und Tugend, dass sich der König und die Meister wunderten und freueten. Das Kind wunderte sich, dass es keinen andern sah als die, welchen es der König erlaubte, doch fürchtete er, den durch Fragen zu betrüben. Er dachte auch darüber nach, wer wohl über Himmel und Erde so gewaltig sei, dass die Sonne am Tage schiene und Nachts nicht; wovon die Finsterniss der Nacht und die Helle des Tages käme und die Zeiten wechselten, und ob die Geschöpfe von selbst entstanden. Darüber befragte er seine Meister, und einen von ihnen, der ein weiser Mann war, nahm er heimlich vor und fragte ihn darüber, und weshalb sein Vater ihn in solcher Hut hielte. Dieser sagte ihm, dass sein Vater die Christen stets verfolgt und doch die Prophezeiung erhalten habe, dass sein Sohn selbst Christ werden und das Christenthum verbreiten werde, davon wollte ihn sein Vater durch diese Aufsicht abhalten. Da kam ein Verlangen nach christlicher Lehre in das Herz des Jünglings und er beklagte sich bei seinem Vater, dass er wie ein Gefangener gehalten werde und bat ihn, doch zu erlauben, dass er vor das Thor dürfte und sehen, wie es dort wäre. Dem Könige machte dies zwar viel Unruhe, doch sandte er ihm am andern Morgen Rosse und köstliche Kleider. Nun ritt er hin und her, und der König befahl, dass man ihm Freude machen, aber auf seinen Wegen wohl achten sollte, dass er nichts Unangenehmes sähe. Man hütete ihn wohl; aber eines Tages, als er ausritt, begegneten ihm zwei Kranke, der eine hatte den Aussatz, der andere war blind. Josaphet erschrack und sprach zu seinen Gesellen: Was ist das? Da erklärte ihm einer, wie es käme, dass man krank und

blind würde. Ein ander Mal, als er seiner Gewohnheit nach zu Felde ritt, sah er einen sehr alten Mann, der schwach, runzelig und verschrumpft war; er fragte, was diesem Mann fehle? und man antwortete ihm, dass er sehr alt sei, und dass die Menschen so aussähen, wenn sie alt würden; achtzig oder hundert Jahr sei das höchste Ziel, dann komme der Tod, das sei aller Menschen Loos. Da seufzte Josaphat und sprach: O weh! o weh! gibt diese Welt den Tod, muss ich auch sterben und wer gedenkt dann mein? Gibt es ein Leben nach dem Tode, oder werde ich blosse Erde sein? Da nahm er heimlich wieder seinen Meister zu sich und fragte ihn, wie die Sache sei; der aber sprach: Ich habe dir schon gesagt, dass dein Vater die Christen verfolgt und getödtet hat, weil sie hiervon viel gelehrt haben. Josaphat bekam hierdurch grosses Verlangen nach dieser Lehre, und der weltliche Ruhm, ihr Leben, ihre Ehre und ihr Reichthum däuchten ihm eine Ueppigkeit, und Gott erbarmte sich seiner.

Zu dieser Zeit lebte auf der Insel Sennaar ein guter Einsiedler, ich weiss nicht, wer sein Vater und seine Mutter waren, aber er diente Gott eifrig, lebte in einer Zelle und hatte um Gotteswillen Gut und Freunde verlassen. Er hiess Barlaam, und Gott befahl ihm, nach Indien zu gehen und dem jungen Josaphat die christliche Lehre mitzutheilen. Er ging zu Schiffe dahin und gab sich für einen Kaufmann aus, der mit edelen Steinen handele und rühmte den Meistern einen Stein, der die Kraft habe, vom Teufel zu erlösen, den Mühseligen Freude und Trost zu geben, und weise Kunst und Vernunft, dem Stummen weise Worte zu verleihen. Diesen Stein könne er aber nur dem jungen Fürsten selbst zeigen. Als Josaphat hiervon Nachricht erhielt, sandte er seinen Meister und liess Barlaam vor sich bringen. Als er ihn ersah und seinen Gruss hörte, ergriff ihn die Lehre des heiligen Geistes, dass er anfing, in Gottes Liebe zu brennen, und er hiess den Meister hinausgehen und bat

den Einsiedler, ihm den Stein zu zeigen, er wolle ihn theuer bezahlen, wenn er die grossen Tugenden habe. „Herr, sprach Barlaam, deiner Edelkeit ziemet es nicht, dass ich dich täusche, ich sage dir von der Kraft des Steines und was er ist, wenn ich bei dir den Mut finde, die Vortrefflichkeit zu vernehmen, die er (symbolisch) bedeutet. Ich soll dir das Wort meines Herrn verkünden, der mich mit seinem Krame in dies Land gesandt hat, um dich von Sünden zu erlösen, wenn du darnach strebst.“ Darauf erzählte er ihm das Gleichniss von dem Säemann und legte es aus. Josaphat sagte, dass er willig zugehört habe und längst begehrt, dass ihn einer über seine Gedanken recht bescheiden möchte; er wolle gern weiser Lehre folgen, und habe ihn auch deshalb kommen lassen, da es ihm zu Mute gewesen sei, als ob er ihn würde bescheiden könne. Barlaam sagte, dass sei wohl gethan, dass er seine Armut nicht verschmähet habe, und er wolle ihn einem Könige vergleichen, der sehr mächtig gewesen und einst, da er ausgeritten, zwei unglücklichen Männern begegnet, die demütige, arme Kleidung getragen; alsbald sei der König abgestiegen, habe sie gegrüsset, und ihnen Mund, Hände und Füsse geküsst. Das sei seinen Begleitern zuwider gewesen und sie hätten gesagt, es beschimpfe die Hoheit der Krone, hätten auch des Königs Bruder veranlasst, dass er den König deshalb tadeln müsse. Nun habe der König die Gewohnheit gehabt, dass, wenn er jemand zum Tode verurteilt, er in der Nacht vor dessen Thür ein Heerhorn habe blasen lassen; das habe er auch vor des Bruders Thür thun lassen, der darüber sehr erschrocken und mit Weib und Kind klagend und Händeringend vor den König gekommen. Der aber habe gesagt: „Viel dummer Mann, da dich der Tod, den dir dein Bruder verkündigte, obschon du ihn nie gekränkt hast, so sehr erschrecket, hast du dich zur Hinfahrt bereitet; aber du hast alle Tage gewisse Boten des Todes bei dir, welche dein Schöpfer dir gesandt hat, weisst, dass der Tod kommt und rüstest

dich nicht darauf. Ich habe nur deine Dummheit getadelt und dein verkehrtes Wesen, als du mich die rechten Gottes Boten, die mir verkündigten, dass der Tod nahe ist, ehren sahest.“ Darauf habe er vier Kästchen machen lassen, zwei davon köstlich mit Gold und Edelstein verziert und mit goldenen Schlössern, darein that er modriges Todtengebein, welches einen solchen Gestank verbreitete, dass man ihn nicht ertragen konnte. Die beiden andern Kästchen waren von einfachem Holz, ohne alle Zierde, mit Harz umzogen und nur mit einem schlechten, härenen Seil umwunden; darein that er Wohlgerüche und Edelsteine, auch goldene Kleinodien. Nun habe er zu den Fürsten gesandt und sie auf den Palas kommen lassen, ihnen die Schreine gezeigt und sie gefragt, welche ihnen am besten gefielen? Als sie die kostbaren einstimmig gewählt, diese dann geöffnet worden, seien sie von dem Gestanke fast ohnmächtig geworden; dagegen, sobald nun die andern Schreine aufgethan, sei der Wohlgeruch so gross gewesen, dass er den bösen Geruch ganz bewältigt habe. Darauf habe ihnen der König gesagt, dass die ersten Schreine diejenigen bedeuteten, welche reiche Kleider trügen und mächtig, aber unreinen und falschen Herzens wären; die andern dagegen die Armen und Elenden, welche aber demütig und fromm.

Josaphat sprach hierauf: Du hast mir dies gute Beispiel wohl mit Verstand gesagt und ich will es merken, aber nun sage mir, wie dein Herr heist, der dich gesandt hat. Da sprach der Weise Barlaam und erzählte von Christus, dem eingebornen Sohne Gottes, von Gott dem Vater, der Schöpfung, dem Sündenfall, trug auch die Geschichte des israelitischen Volkes kurz vor, die Prophezeiungen von Christus, dessen Geburt, Wunder, Tod und Auferstehung. Auch sprach er von den zwölf Boten und wie die Lehre Christi in den Schriften der vier Evangelisten und des Paulus enthalten sei, wer denen folge, thue nimmer Unrecht. Da begriff Josaphat die Bedeutung des kostbaren Steines und bat Barlaam,

dass er ihm nicht verschweigen möchte, was er noch davon wisse und was die Bedeutung der Taufe sei. Und der weise Meister hub an und sagte, dass die Taufe des Glaubens Grundveste sei, sie mache von Sünden rein und gebe neuen Geist und Sinn; darum möge er die Taufe bald empfangen, denn ohne sie helfe des Himmelreiches Zuversicht nicht. Die gute Zuversicht sei aber Gottes Himmelreich, wo wir nach dem leiblichen Tode den Engeln zugesellt würden; denn der Seele wird nach des Leibes Leben der Lohn gegeben, der Leib wird zu Erde und beide vereinigen sich am jüngsten Tage, dann wird gerichtet, je nachdem der Mensch in den Tod oder in das Leben gesäet hat. Dazu sagte er ihm die Erzählung vom reichen Manne und Lazarus, das Gleichniss von der Hochzeit und von dem Bräutigam und den zehn Jungfrauen, und erklärte dieses, wie das Oel die guten Werke bedeute, welche wir vollbringen sollen; darauf schilderte er den jüngsten Tag, trug die Glaubenslehre über Christus und die heilige Dreieinigkeit und die Hauptlehren des Christenthums vor, und wie Christus dem reuigen Sünder Gottes Barmherzigkeit verkündigt habe; dazu sagte er die Gleichnisse vom verlornen Sohn und dem Manne, der hundert Schafe hatte, auch wie dem Petrus seine Verläugnung Christi wegen seiner Busse vergeben sei, und der Herr der Maria Magdalena ihre Sünden um ihrer Reue und ihres Glaubens willen erlassen.

„Ob ein man in kanphe stat,
Sin kanphegenoz in niht erlat,
Er slach in lihte vor im nider,
Des sol er sich erholen wider
Mit frümeclichen dingen;
Er sol uf aber springen
Gen sinem viende in den strit,
Waz ob im Got die selde git,
Ob er rehter manheit phliget,
Daz er dem andern angesiget;
Alsus sol sich der sünder wern,

Sech er sich die sünde bern;
Ob in ein sünde druke nider,
Da sol er sich setzen wider,
Unde sol Got ze helfer han,
So wirt er siges niht erlan."

Da sprach der gute Josaphat: weil Weinen, Klagen, Ungemach, Jammer, Reue und Mühsal uns zur Busse aufgelegt sind, so denke ich, Freude wäre besser denn schwer, und ich wollte lieber ohne Sünde Freude haben, als mit Sünde freudenlos sein. Darum will ich mich in Gottes Hut geben, und den Zorn des Herrn nicht reizen, und nach der Lehre leben, die du mir gesagt hast. Barlaam versetzte: Mein lieber Herr, du hast dich des Besten bedacht, möchte es auch vollbracht werden, es wäre mir das Liebste. Du allein magst dich nicht behüten, denn es ist gar unmöglich, dass das Feuer einen Mann, der dabei sitzt, nicht erreiche. Wer dieser Welt Beschäftigung und Reichthum hat, der hängt an Leib und Gut, und wie mag er Gott und die Welt behalten, da beider Gebot ganz verschieden ist. Niemand kann zweien Herren dienen, und Johannes Evangelista hat gesprochen: „Ihr sollet nicht die Welt minnen, denn was man in der Welt sieht, das begehrt die fleischliche Begier; die Wonne der Welt ist nicht aus Gott gekommen und sie vergehet, wer aber Gottes Willen thut, der wird das ewige Leben haben." Darum haben die Heiligen um Gottes Willen viel Noth gelitten und nach der Taufe sich noch mit ihrem Blute getauft; sie wurden theils verbrannt oder gesteinigt, mit dem Schwerte erschlagen, theils geschunden oder gespiesst oder gerädert, theils wilden Thieren vorgeworfen, theils vor Geschütz gebunden. Gott hat bei ihrer Lebzeit und nach ihrem Tode grosse Zeichen an ihnen gethan; wer ihre Hand oder das Gewand anrührte, wurde alsbald von Siechheit geheilt. Viele andere, welche die Noth sahen, welche die Lust dieser Welt gibt, liessen Land, Weib und Kind, vermieden die Welt, bargen sich in wilde Höhlen und lebten von Kraut, Heuschrecken

und Gras; Hochfahrt und feindlicher Neid blieb ihnen fremd. Sie wurden Märtyrer und empfingen aus Gottes Hand die Palme und die Krone. Gott erzeigte ihnen die Gnade, dass ihre Lehre sich weit in alle Welt verbreitete. Ihre Lehre und ihr Leben lehrte aber, dass, wenn einer gute Werke thut, so soll er sprechen: Herr, Vater, Gott! wir sind unnütze Knechte und thaten nicht, wie uns geboten ward. Demut niedert die Hochfahrt und der Hochfahrt pflagen sie nie; nun ist ihnen hohes Leben wegen ihrer Demut gegeben, ihre Seelen sind bei Gott, und ihr heiliges Gebein ist uns zum Trost hier gelassen. Ich und meine Genossen haben ihr Leben auch ergriffen, können sie aber nicht erreichen, denn wir können uns nicht davor bewahren, dass uns die Welt nicht verlocke.

„Zware, lieber herre min,
Diu welt solde gehazzet sin
Des were si binamen wert,
Wan si ze stete nihtes gert
Daz nu ist, daz ist niht zehant
Nu ja, nu niht, dest ir bekant
Hiute wesen, morne entwesen,
Nu stoeren, nu zesamene lesen;
Den druken, disen ufen,
Dort fwenden hort, hie hufen;
Nu liep, nu leit, nu leben, nu tot,
Nu groz gemach, nu leides not;
Hiute vreude unde richez guot,
Morgen leit unde armuot.
Si ist friunde vient.
Morgen liute schrient,
Die hiute sere lachent;
In leide morgen wachent,
Die hinaht slafen giengen,
Mit vreude ir slaf enphiengen.
Swer sich uf si slafen leit,
Den weket si mit arbeit;
Swer ir getriuwez herze hat,
Mit untriuwen si in lat.
Si kan die tumben reizen

Mit valschen geheizen,
Biz daz ir tumbes herzen muot
Ir lere, ir willen gerne tuot.
Swen si sus an sich bringet,
Unde der zir helfen dinget,
Den lat si ligen in der not;
Ir endes lon, er ist tot."

Wer den rechten Herrn lässt und zu dem falschen hält, der wird den Tod zum Lohne haben, und die, welche die Welt lieb haben, sind dem Manne zu vergleichen, welcher erschrocken vor dem Brüllen eines grossen Einhornes floh, und über eine Wand in einen tiefen Abgrund fiel. Im Fallen ergriff seine Hand ein Blümlein, daran hielt er sich, seine Füsse standen auf einem kleinen, spärlich mit Gras bewachsenen Erdwasen, auf dem er sich nicht mehr halten konnte, wenn er das Blümchen musste fahren lassen. Wie er so in grosser Noth stand, sah er zwei Mäuse kommen, die eine schwarz, die andere weiss, welche sich bemüheten, die Wurzel abzunagen; das war eine ängstliche Geschichte (*diz was ein angestlich geschicht*), denn er konnte es nicht hindern, und sah unter sich einen Drachen liegen mit feurigen Augen und Athem, der auf des Mannes Fall lauerte und den Mund weit aufriss, dass die Flamme heraus drang, wie aus einem heissen Ofen. Da schwand ihm alle Herzensfreude und er bedachte, ob ihn der kleine Erdwasen erhalten möchte, worauf er stand; aber da sah er aus den Wänden vier grosse Würme ragen, welche den Wasen unterwühlten. Da ihn diese vierfache Noth in die grösste Furcht brachte, sah er nicht weit von sich aus einem Aste einen Tropfen Honigseim hervorquellen und bemühete sich, den zu erlangen, liess ihn in den Mund triefen, und obschon er den Tod nahen sah, liess er doch nicht von dem Tropfen. Merke, was dies bedeutet: die Grube ist die Welt; das Einhorn der Tod; das Blümlein ist das Leben; die Mäuse bezeichnen Tag und Nacht; der feurige Drache ist der Hölle Grund und des Teufels Angesicht; die vier Schlangen sind die Elemente und der Erdwasen ist der mensch-

liche Leib; der Honigtropfen aber ist der Welt unstäte Süsse.

Der reine Josaphat sprach: Wohl deinem süssen Munde, du müssest immer selig sein; dies Beispiel ist eine gute Lehre; aber sage mir noch mehr.

Der alte weise Mann sprach: Es war ein sehr guter Mann, der hatte drei Freunde, von denen er zweien Alles zu Liebe that, aber dem dritten wahre Herzensfreundschaft nie offenbarete. Nun begab es sich, dass des Kaisers Schergen kamen und sagten, dass er um tausend Pfund zu Gericht stehen sollte; da erschrak er sehr und gedachte, mit Hilfe seiner zwei Freunde, sich zu retten und ging zum ersten und sprach ihn an. Der aber sagte: Du bist mir unbekannt, was suchest du hier? ich habe andere Freunde, mit denen ich heute gehen will, was kann ich dafür, dass mich dein dummer Sinn zum Freund erwählt hat; aber ich will dir zwei härene Hemden als Beisteuer geben. Da ging der Mann traurig zu dem andern und klagte seine Noth, aber dieser sprach: Was fällt dir ein? ich habe selber genug mit mir zu thun; bist du so dumm, dass du meinest, ich wollte mit dir in den Tod gehen? Mein Gut gebrauche ich selbst, aber ich will dir den Gefallen thun, und dich bis an das Thor des Gerichtshauses begleiten. Da er hier keinen Trost fand, ging er voller Sorgen zum dritten Freund, weinte jämmerlich, da er ihn ansah, liess vor Scham das Haupt sinken und sprach: Ich kann dich kaum bitten, dass du mir helfen sollst, denn ich habe dir nie so gedienet, wie man Freunden soll, aber meine liebsten Freunde haben mich verlassen und Kummer und Noth hat mich ergriffen, so tröste du mich nur mit einer kleinen Beisteuer. Da sprach der andere: fürwahr, du bist mir der liebste, ich diene dir, wie du willst; denn ich soll nicht vergessen, was du mir Liebes gethan hast. Lass dein Trauern, du sollst des Geldes froh werden und der böse Rath deiner Feinde soll schadlos zergehen. Da rief der Mann aus: O weh, ich einfältiger Mann,

habe ich falschen, ungetreuen Leuten so angehangen und den besten Freund vernachlässigt, dessen Trost mich nun vom Tode erlöset hat!

Josaphat sprach: Meister, deute mir das. Und Barlaam sagte: der erste Freund ist weltliche Ehre und Reichthum, kommt nun der Tod, so geben sie dem Menschen nur ein schlechtes Tuch mit in das Grab; der zweite Freund sind die Verwandten, welche dem Gestorbenen das Geleit bis zum Grabe geben, dann aber heimkehren und für sich sorgen; der dritte Freund sind die guten Werke, welche man hier um Gottes willen thut, Gebet, Almosen, Güte, Glaube, Treue, Demut, Liebe Gottes und seines Nächsten.

Josaphat sprach darauf: Du hast meine Seele froh gemacht; aber nun sage mir noch ein anderes Beispiel von dieser Welt Ueppigkeit und wie man sich vor ihr sichere.

Da that der Alte, wie er ihn bat und sprach: Es war weiland eine grosse reiche Stadt, welche manche seltsame Sitte hatte. Alle Jahr bemüheten sich die Bürger, dass sie einen Mann bekamen, der noch keine Kunde von ihnen hatte, und den nahmen sie für das Jahr zum Könige und schwuren ihm Treue. Sie thaten ihm seinen Willen und er lebte das Jahr, wie es ihm behagte. Wenn er nun aber meinte, dass er in seiner Ehre bleiben wollte, so war das Jahr herum; die Bürger kamen und fingen ihn, nahmen ihm die Krone und zogen ihn schmählich nackend durch die ganze Stadt, und sandten ihn alsdann auf ein fremdes Eiland, wo er vor Frost und Hunger umkommen musste; so büsste er die Gemächlichkeit, welche er vorher genossen hatte, und die Bürger erliessen dies keinem, der ihr König gewesen war. Nun ward auch ein König von ihnen erwählt, der war vollkommen in allen Tugenden und ohne Wandel, nur darauf bedacht, wie er alle Dinge zur Weisheit kehrte und stets nur das Beste thäte. Bei ihm war ein weiser Mann, der warnte ihn und machte ihn auf die Gewohnheit der Bürger auf-

merksam, wie er bald dieses vergängliche Reich verlassen müsste und in das Elend geschickt werden würde. Dafür war der König dem Rathgeber hold und sandte Edelsteine, Silber und Gold durch getreue Leute auf dieses Eiland, wohin man ihn bringen wollte. Als nun mit Ablauf des Jahres seine Gewalt ein Ende nahm, kamen die Bürger nach ihrer Gewohnheit, schlugen ihn sehr, führten ihn nackend durch die Stadt und sandten ihn auf das Eiland. Da war nun der König der Noth und Arbeit überhoben, welche alle die hatten ausstehen müssen, welche zuvor dagewesen waren, denn er hatte für Leibesnahrung durch getreuer Boten Hand gesorgt. Merke: die trughafte Welt und ihr trügliches Geld wird durch die Stadt bezeichnet; die Bürger sind die Teufel, welche unsere Sinne verblenden, und wenn wir meinen, dass wir nun Gewalt (Wohlleben) haben, so kommt der Tod, und wir werden von den Teufeln in das Land gejagt, wo die Seelen wohnen; da finden wir nun die Leibesnahrung, welche wir zuvor hingesendet haben, weder mehr noch weniger. Der Rathgeber ist ein Mann, der wohl zum Heil rathen kann und der mit seiner Lehre die rechte Wahrheit sagt. So bin ich zu dir gesandt und mache es dir bekannt, wie ich die Vergänglichkeit der Welt kennen gelernt habe, die ich so lange minnete, bis ich ihre Unstäte erkannte. Darum denke du daran, Speise vorauszusenden in jenes Land, wohin wir geschickt werden. Wer dieser Welt Gut minnet, der lebet in steter Angst wie die Taube, welche den Falken sieht; darum habe ich Reichthum und Gut verlassen und zu Gott meinen Sinn gekehrt, dem dien' ich für seinen Trost und bin von der Welt erlöset.

Josaphat fragte nun, durch wen er sein Gut in das Land voraussenden sollte, und Barlaam erwiederte: durch die Hand der Dürftigen. Almosen ist das Gut, welches dich dort vor Armut bewahrt. Der Erlöser spricht: „mit diesem übeln Gute sollt ihr euch Freunde erwerben, damit sie euch nicht verschmähen, wenn ihr verderben

müsst.“ Er nennt das Geld dieser sündhaften Welt übeles Gut, womit wir unser Leben erkaufen können; denn was man einem Armen gibt, das empfängt Gott.

Josaphat sprach darauf: Nun sage mir, ist diese Lehre, welche du mir verkündigest, geboten durch die Propheten und von Gott, oder hast du sie erdacht und andere deiner Genossen? „Das wolle Gott nicht, sprach der weise Mann, diese Lehre ist von Gott und von Alters her.“ Darauf erzählte er ihm von dem reichen Jüngling, der zu Christus kam und von ihm beschieden ward, sein Hab und Gut den Armen zu geben. Da fragte Josaphat: Wie kommt es, dass so wenige Leute dieser Lehre folgen? Barlaam erwiederte: Eine wohlgebahnte Strasse fährt man viel leichter, als dass man durch den engen dornenvollen Pfad dringe, der zum Leben führt, und wer einmal an der Lust der Welt hängt, der befreiet sich schwer davon. Weiter fragte Josaphat: Verkündigen noch Andere diese Lehre, die du mir gesagt hast, oder bist du es allein? Barlaam antwortete: Sie wird anderwärts auch in allen Reichen verkündiget, wo man sie hören will; aber hier in diesem unseligen Lande ist Keiner mir bekannt, denn dein Vater hat sie alle vertrieben. Dein Vater hat diese Lehre auch gehört, aber er achtet sie gering. Josaphat sprach: Ich wollte, dass mein Vater diese Lehre und deinen Rath auch hörte. Der Alte sprach Ja, das wollte auch ich, und was der Welt unmöglich ist, das ist Gott möglich. Du kannst deines Vaters Vater werden, denn obschon du sein Kind bist, kannst du sein Vater werden, indem er die reine Gotteslehre durch dich annimmt. Es lebte einmal ein reicher mächtiger König, der aber die Götzen anbetete; der hatte einen guten Rathgeber, der war Christ und suchte die Gelegenheit, wo er dem Könige von dem Christenthum sagen möchte. Da sprach der König eines Tages zu ihm, dass sie der Kurzweil wegen vor die Stadt gehen möchten, und als sie hinaus kamen, sahen sie durch ein Löchlein ein helles Licht scheinen, traten hinzu und blickten

in eine Höhle, wo ein armer Mann in sehr schlechten Kleidern sass, dem seine Frau in einem Glase seinen Trunk brachte, und sie stand freudig vor ihm und sang mit süsser Stimme so schön, wie es der König lange nicht gehört hatte. Der König wunderte sich, wie diese Leute bei ihrer grossen Armut so fröhlich sein könnten. Da sprach der Rathgeber zum König: Glaube mir, dass ihnen deine Reichthümer Armut dünken, so wie allen denen, welche um das ewige Leben sich der Welt begeben haben. Nun sage mir, sprach der König, was ist das, besseres Leben haben als wir? wer hat das stets freudenreiche Leben? Da sprach der Rathgeber:

„Daz kan ich dir gefagen wol:
Got, des riche niht zergat;
Da richeit armuot in niht hat,
Da vreude truren uz verjaget,
Da leit mit liebe wirt verfaget,
Da minne haz vertribet,
Da vreuden lieb beliebet,
Da nieman sorge vindet,
Da klagendiu not verfwindet,
Da kumber, arbeit, jamer, zorn,
Sint verwazen unde verlorn;
Swer in die vreude komen sol,
Dem ist am ende iemer wol.“

Nun weise mir auch die Strasse, welche man deshalb zu gehen hat, sprach der König, und der Rathgeber redete mit ihm vom Glauben an Gott und Christus, so dass der König von der Lehre ergriffen wurde und sagte: O weh, was hat dich abgehalten, dass du nicht schon lange mir dies gesagt hast? Als er sagte, er habe es aus Furcht vor seinem Zorne gethan, sprach der König: Nun wohl, du sollst mir mehr davon reden. So ward der König ein Freund der Christuslehre, und eben so kannst du deinen Vater zum Glauben bringen. Der Junker sprach: Möge Gott, dem alle Dinge möglich sind, meinen Vater von seinem Irrthum heilen, ich will zu dir halten, und ob ich das göttliche Gut durch geistliche

Armut erlangen mag, sollst du mir durch ein Beispiel sagen.

Barlaam sprach alsbald: Wenn du das willst, so musst du jenem edlen, reichen Knappen *) gleichen, der von hoher Geburt war, und dem sein Vater eine schöne, reiche Jungfrau vom höchsten Stande vermälte. Der Knappe, welcher in seinem Gemüte nach göttlicher Liebe rang, bedachte, wie es besser sein möchte, wenn nicht sie beide reich wären, und wenn man der Jungfrau einen Edlen, aber Armen gegeben und er ein armes Weib geheiratet hätte. Darum entrann er seinem Vater und wandte sich, da die Hitze gross war, nach einer Einöde. Hier fand er eine schöne, reine Magd, welche eines Armen Tochter war und sehr andächtiglich ihr Gebet las. Der Junker bat sie, ihn zu herbergen, und da ihm das Mädchen immer mehr gefiel, sprach er den Alten an, dass er sie ihm zum Weibe geben möchte. Der arme Mann sagte, dass eine reichere sich besser für seinen Stand schicken möchte, auch lasse er die Tochter nicht von sich. Da sagte der edele Jüngling, so wolle auch er bei ihm bleiben und um die Tochter dienen. Er blieb also und verrichtete schwere, mühevolle und niedrige Arbeit, aber sie däuchte ihm nicht schwer, wenn er die Jungfrau ansah, welche er immer lieber gewann und sich über ihre grosse Weisheit verwunderte. Auf wiederholtes Bitten gab sie ihm der Arme zum Weibe und sie liebten sich beide sehr. Als der Vater die Stätigkeit des jungen Mannes sah, sprach er zu ihm: Nun sollst du sehen, dass ich nicht so arm bin, wie es scheint, und du sollst ein freudenreiches Leben haben. Da führte er ihn in die Kammer und schloss die Schreine auf, darin war viel Silber und Gold und edeles Gestein, das gab er ihm Alles. Nun merke, sprach Barlaam: Der Alte bin ich, die Tochter ist die göttliche Christuslehre und die Schätze sind die ewige Seligkeit. Darauf redete der

*) Hier ein Fürstensohn, der aber noch nicht die Ritterwürde hat, ebenso wie Josaphat Junker (Junghere) genannt wird.

weise Mann noch von Gottes Allmacht und Allweisheit, und Josaphat fragte ihn darauf, wie alt er wäre. Barlaam sprach: Welches Alter willst du wissen? Ich bin etwa fünfundvierzig Jahr alt. Josaphat entgegnete: Ich hätte gemeint, du seiest siebenzig. Du hast recht, versetzte der Weise, so lange ist es her, dass mich meine Mutter geboren hat, aber ich habe die übrige Zeit in weltlicher Sünde verlebt und bin erst durch den Glauben wiedergeboren. Und was ist deine und deiner Brüder Speise in der Wüste? fragte Josaphat. Barlaam entgegnete: Unser Hort ist Gottes Segen; Sonne, Thau, Hitze und Regen bereiten uns die Speise, welche die fruchtbare Erde trägt; auch bringen uns gute Leute um Gotteswillen Brot und wir beten für ihre Seele. Unser Kleid ist wollen, rauh, und zum Theil hären, um den sündigen, schwachen Leichnam damit zu zähmen. Sobald uns das Kleid angelegt ist, dürfen wir es nicht eher abthun, als bis es alt wird und in Stücken abfällt. Wem gehört aber, fragte Josaphat weiter, das Kleid, welches du trägst? Der Weise sprach: Das gab mir ein guter Bruder, als ich zu dir herreisen wollte, denn ich durfte nicht in meiner Kleidung kommen, sonst wäre ich von deinem Vater erkannt. Ich habe dir nun den Stein gezeigt, der Christus ist, woran Himmel und Erde geheftet sind; auch habe ich dir von Gott, dem Schöpfer und Erhalter aller Dinge gesagt, und muss nun heimkehren zu dem, der mich gesandt hat, und da muss mein gewöhnliches Kleid bereit sein.

Da bat ihn Josaphat, ihm das gewöhnliche Kleid zu zeigen, welches Barlaam unter den andern Gewändern trug, und er sah, dass es halb wollen und halb hären und sehr rauh war, und dass die Haut des frommen Mannes schwarz und verschrumpft war. Und er bat ihn und sprach: Du hast mich von Sünden erlöset und mir den Weg zum Himmel gewiesen, erlaube nun, dass ich dich auch begleiten darf. Barlaam aber mahnte ihn davon ab und sprach: Es war ein reicher Mann, der sich zur

Kurzweil ein Rehkälblein annahm und es in seinem Hofe gross zog. Als es heran gewachsen war, liess man es täglich in die Haide und das Gras gehen und es sehnte sich sehr nach seiner Art. Da sah es eines Tages Thiere genug vor dem Walde und ging mit ihnen; des Abends aber kehrte es heim. Am andern Morgen aber ging es wieder zur Weide und die Amtleute des Herrn sahen das, und als es wieder zu den Thieren seiner Art ging, rannten ihm die Knechte nach, verjagten die Thiere, schlugen ihrer viel todt und führten das Rehkälblein zurück und beschlossen, dass es nicht wieder heraus sollte. So, fürcht' ich, möchte es dir auch gehen; darum bleib hier, bewahre dich mit der Taufe, sei ein Prediger der Gotteslehre, denn du bist so mächtig, dass sich keiner wider dich setzen darf. Wenn es aber dann Gott fügt, so komm zur rechten Zeit zu mir, und wie dann Gott gebietet, dass wir unser Leben behalten, so wollen wir ihm folgen; denn ich hoffe zu Gottes Allmacht, dass uns ein Zusammenleben mit fröhlicher Stätigkeit zum Himmelreiche bereit ist.

Josaphat weinte sehr, versprach aber zu folgen, bat um die Taufe und bot dem frommen Manne grosse Geschenke für sich und die Brüder; aber Barlaam wiess alle irdischen Güter zurück und forderte den Jüngling auf, den Armen zu schenken, was er ihm geben wolle, und ermahnte ihn, dass seine Halsberge (Panzer) wahre Güte, sein Gürtel Wahrheit, sein Helm die Liebe Gottes, sein Schild Gottes Wort, sein Schwert rechter Glaube sein sollte. Der süssen Evangelien Sage sei sein steter Friede, seine vesten Eisenhosen. Dann dürfte er keinen Feind fürchten, würde den Satan überwinden und die Krone des Himmelreiches erlangen.

Josaphat bereitete sich darauf mit Fasten zur Taufe vor, der Weise that ihm aber noch mehr von Gottes Lehre kund und befragte ihn dann über die Glaubenslehre von Christus, über dessen Leben, Tod und Auferstehen, über Vergeltung am jüngsten Tage und Ablass;

darnach über die Taufe und deren Bedeutung, und als Josaphat Alles freudig nach christlicher Weise beantwortet hatte, taufte er ihn in *nomine domini patris et filii et spiritus sancti.* Darauf sang Barlaam eine Messe und ertheilte dem Jüngling das heilige Abendmahl nach den Worten der Einsetzung. Dann sprach er seine Freude über die Erleuchtung Josaphats aus und fügte christliche Ermahnungen hinzu, indem er schloss: So wird Gott an dir heilig sein, wenn du ihm dein Herz heiligst; dazu helfe dir Gott, aller Welt Schöpfer, durch sein Gebot, und wegen seiner Mutter Ehre gebe er dir solche Lehre, dass du in seinen Hulden stehst und nicht seinen Dienst verlässest. Amen, das müsse werden wahr, sprachen sie beide, und der Meister ging in seine Herberge.

Des Königes Amtleute nahmen die vielen heimlichen Zusammenkünfte ihres jungen Herrn mit Barlaam wahr, und dass er mit ihm viel vertrauter, als mit sonst jemand war. Das kam ihnen wunderlich vor und sie besprachen sich, wie das enden sollte, und erschraken sehr. Nun war einer unter ihnen, Zardan, den der König für sehr treu hielt, weshalb er ihn zu seinem höchsten Rath gemacht, und Josaphat in seine besondere Pflege befohlen hatte, der klagte am meisten und sprach eines Tages zum Junker: Weisst du, dass dein Vater mir mehr trauet, als allen Andern, die bei dir sind? Er hat dich mir befohlen, und ich soll gegen ihn treu sein; nun erschrecket es mich nicht wenig, dass ich so häufig einen Mann bei dir sehe, den ich nicht kenne und von dem ich besorge, dass er ein Christ sei. Wäre das der Fall, so müsste ich den Tod leiden. Darum aus Gnade und um meinetwillen lass die Gespräche mit dem fremden Manne. Da sprach der süsse Josaphat: Mein lieber Freund Zardan, willst du Kunde von dem Manne haben, so verbirg dich hinter das Gestüle, worauf ich mich mit ihm setzen will, so hörest du viel seltsame Rede, darnach bescheide ich dich, wie du thun sollst. Zardan verbarg sich und als Barlaam kam, sagte Josaphat zu ihm, dass

er möge seine Lehre wiederholen, um ihn darin zu bevestigen. Und Barlaam fing an ihm vorzulesen, wie Gott vom Himmel gesandt ward und den Tod für uns litt, sodann von der Christenheit, der Schöpfung und vom jüngsten Tage, auch was Gott hier auf Erden für Wunder gethan unsertwillen, und wie die Gläubigen im Himmel ein ewiges Leben haben sollen. Als Barlaam wieder weggegangen war, rief Josaphat Zardan hervor und versuchte ihn, indem er sprach: Nun sieh, wie der Worte-Säemann seine Lehre an mich geworfen hat und sich bemühet, mich abwendig zu machen, und mir einen fremden Gott geben will. Zardan erwiederte: Mich dünket, du hast diese Lehre näher zu Herzen genommen, sonst wärest du nicht so sehr vertraut mit ihm. Du weisst, dein Vater Avenier hasst die Christen und hat sie vertrieben; dir dünket ihre Lehre angenehm und lieblich, da du nun deines Vaters Hass also minnen willst, mögen es die Götter gnädig gegen dich fügen. Was soll ich mehr sprechen? ich bin sehr bekümmert darüber, was ich deinem Vater sagen soll. Josaphat sprach: Mein lieber Freund Zardan, ich wollte dein Gemüt zur Besserung kehren und liess mich deshalb belehren, wie man die Seele behalten soll und wie du die Huld dessen erlangen kannst, der dich geschaffen hat; allein ich sehe, deine Missethat hat meinen Sinn an dir betrogen, ich habe nun genug dein Herz gesehen; wenn du aber auch meinem Vater von dieser Lehre sagst, so thut das weiter nichts, als dass deine Erzählung ihm Angst und Leid verursacht, darum thust du besser zu schweigen und eine günstige Zeit abzuwarten. So schied Zardan und musste von der Sache schweigen.

Barlaam kam am andern Morgen zu Josaphat und nahm Urlaub, um in seine Heimat zu fahren. Der Jüngling war sehr besorgt, dass dem frommen Manne Gefahr drohen möchte, nahm weinend Abschied und bat sich das härene Gewand aus, wofür er ihm ein neues, wie auch etwas Zehrung, anzunehmen bat; allein Barlaam nahm

dagegen nur ein altes abgetragenes härenes Hemde, ermahnte den frommen Josaphat noch einmal, des himmlischen Lebens eingedenk zu sein, und betete zu Gott, dass dieser ihm seinen reinen Geist senden möge. Josaphat befahl sich selber Gott im Gebet, und brachte nach Barlaams Abreise einen grossen Theil jeden Tages mit andächtigem Lesen, Gebet und Fasten hin, welches er nur unterliess, wenn ihn sein Vater besuchte; aber dafür ersetzte er es in der Nacht. Zardan, der dieses bemerkte, konnte seiner Unruhe und Sorge nicht Herr werden und erkrankte darüber. Der König gab seinem Sohne einen andern Aufseher, und sandte seinen besten Arzt zu Zardan. Der Arzt erforschte sein Befinden genau, fand, dass die Krankheit nur von Gemütsbekümmerniss herrühre, und sagte es dem Könige. Dieser glaubte, dass sein Rath von Josaphat Verdruss gehabt und liess ihm sagen, er wolle am andern Tage zu ihm kommen, da möge er ihm seinen Kummer sagen. Als Zardan den König kommen sah, erhob er sich, trat vor seinen Herrn und fiel klagend und weinend auf die Erde. Der König sprach: Zardan, Freund, sage mir, was beschweret dich also? O weh! sprach Zardan, was hab' ich gegen dich gethan, Herr! ich habe mich grosser Untreue gegen dich schuldig gemacht, und nun wirst du mit Recht gegen mich zornig sein. Du hattest mir deinen Sohn in Pflege befohlen, und ich hatte ihn auch lange sorgsam gehütet; da kam ein Zauberer her, der es durch seine Lügen dahin brachte, dass er mit meiner Erlaubniss zum Junker ging, denn er sprach, dass er den besten Edelstein zum Verkauf bei sich trüge; allein er war ein verworfener Christ, der durch seine Zauberei dein liebes Kind verkehrt hat. Als er seine Lügenmäre vernommen hatte, habe ich den Zauberer zu allen Zeiten zu ihm lassen müssen; dieser Sünde habe ich mich schuldig gemacht, nun richte über mich.

Der König erschrak sehr, liess den Namen des Christen nennen, und als er hörte, dass es der gute Bar-

laam gewesen, liess er seinen liebsten Rathgeber, Arachis, kommen, welcher stets sehr klugen Rath zu geben pflegte, und trug ihm die Sache vor. Arachis sprach: Heiss mit grosser Sorgfalt den Betrüger aufsuchen und ihn dann gefangen nehmen, alsdann wollen wir ihn wohl zwingen, dass er selber sagt, dass seine Lehren Lügen seien. Geht dies aber nicht, so weiss ich doch Rath. Ich kenne einen frommen Einsiedler, Nachor genannt, welcher unsern Göttern dient und dem Barlaam ganz gleich sieht; diesen bringen wir her und machen bekannt, dass Barlaam gefangen sei; er muss dann gegen unsere weisen Meister die Christenheit vertheidigen, sich aber besiegen lassen. Wenn das Josaphat sieht, so wird er sich wieder zum alten Glauben kehren und Nachor soll sagen, dass er ihn irre geleitet habe. Der König war dieses Rathes froh und sandte Leute aus, welche überall im Lande, nach den wilden Gebirgen zu, sechs Tage lang umhersuchten und alle Wege, die aus dem Reiche führten, besetzten. Gott aber behütete ihn vor ihnen und verbarg ihn. Arachis machte sich auf nach Sennaar, und wen er als Christen erkannte, der musste manche Pein ausstehen, um etwa von ihm zu erfahren, wo Barlaam verborgen wäre. Arachis selbst machte sich auf gen Sennaar und that allen, die er für Christen erkannte, viel Leides, damit sie bekennen sollten, wo der wäre, den er suchte; wenn sie ihm das nicht sagen wollten, so vertrieb er sie. Von einem Berge, wohin ihn sein Weg führte, sah er in der Wüste viele Leute gehen, welches Christen waren; sie hatten ihren Abt an der Spitze des Zuges, welcher heilige Gebeine trug, die sie für ihre Altäre da weihen wollten, wo sie sich niederlassen würden. Er liess diese Leute fangen und vor sich bringen und redete sie mit zornigem Munde an: Wo ist der Betrüger, der mit seinen Lügen des Königs Sohn abwendig gemacht hat? Der Abt sprach: das weiss ich nicht; wenn ihn dein Auge hier nicht sieht, so such' ihn anderswo. Arachis fragte weiter: Wo ist er, wo ist seine

Höhle? Der Abt sprach: Er ist bei euch zu aller Zeit, er wird der Teufel genannt und hat euer Gemüt eingenommen, der hat euch verkehret. Arachis sagte darauf, das er Barlaam suche, und der Abt entgegnete, dass er diesen frommen Mann nicht einen Betrüger nennen sollte, weigerte sich auch, wie die andern Brüder, Barlaam zu verrathen, oder auch nur seine Zelle anzugeben. Da liess sie der Fürst gefangen vor König Avenier bringen, welcher sehr gegen sie tobte, und da sie auf sein Drohen nicht bekennen wollten, ihnen die Glieder einzeln mit Messern abschneiden liess, so dass sie eines martervollen Todes starben. Als dieses geschehen war, redete der König zu Arachis, dass er nun weiter thun möchte, was er ihm gerathen, und also ging dieser in den Wald, wo Nachor seine abgöttischen Zauberkünste trieb, und bat ihn, dass er ihren Plan wolle ausführen helfen. Nach dieser Unterredung nahm Arachis in der Nacht seine Mannen und ging in den Wald, Nachorn zu fangen, welcher vor ihnen floh, sich aber bald fangen liess. Der König redete ihn hart an, schalt ihn Lügner und Zauberer, versprach ihm aber, ihn nicht tödten zu lassen, wenn er seinen Sohn von der christlichen Irrlehre zurück brächte. Darauf ward im ganzen Lande die Kunde verbreitet, dass Barlaam gefangen wäre, worüber Josaphat sich sehr betrübte und für seinen Lehrer inbrünstig zu Gott betete.

König Avenier ging hin zu seinem Sohne, stellte sich sehr traurig und sagte, dass ihm eine schlimme Nachricht von Josaphat gebracht sei, warum er ihm den Kummer mache, da er doch nun seines Alters Stab sein sollte. Auf des Sohnes Frage, was er gethan? hielt ihm der Vater vor, dass er Christ geworden sei, verleitet durch einen Lügner; es sei aber thöricht, dass er sich einem solchen ärmlichen Leben hingeben wollte, er sollte wieder umkehren zum alten Glauben, denn er habe als ein Kind einfältig gehandelt und ihre Götter seien gütig; dazu wolle er selber hundert Stiere opfern, um ihren

Zorn zu besänftigen. Der Sohn wartete, bis der Vater ausgeredet hatte, dann sagte er: Wenn man wisse, dass er ein Christ sei, so wolle er es auch nicht läugnen, denn er habe Christus als den wahren Gott erkannt. Darauf sprach er vom Sündenfall und der Erlösung, und wie Christus der Schöpfer und Anfang aller Dinge sei; die Götzen hätten keine Kraft, sie seien nur von menschlicher Kunst gegossene und geschnitzte Bilder, die man stelen könnte, ohne dass sie es hinderten; darum wolle er bei dem wahren Christenglauben bleiben. Da knirschte der König mit den Zähnen und sprach mit Grimm und Zorn: Ich bin gütiger gegen dich gewesen, als je ein Vater gegen sein Kind war, dass mir nun so weh von dir geschieht, ist meine eigene Schuld; denn es wurde mir prophezeiet, als du geboren warst, dass du meinen Willen nicht thun, Freunde und dieses Land verlassen würdest. Soll ich nun den Vaternamen lassen und willst du mich zum Feinde haben, so sollst du dessen gewährt werden und dessen nimmer wieder froh werden, dass du mich Vater nanntest. Josaphat entgegnete mit Züchten, dass der Vater unrecht thue, wenn er anders gegen sein Kind handele, als ein Vater solle. Thue er aber so, dann wolle er auch lieber seine Huld aufgeben, und das Land räumen. Er möge das Drohen unterlassen, denn leichter erkenne er des fliegenden Vogels Spur in der Luft und sehe, wo zuvor ein Schiff in den Wogen gefahren, ehe er ihn vom rechten Glauben abbringe. Die Welt und ihre Kinder seien gleich dem dürren Heu, und ihr Ruhm wie die Blume des Heues, aber Gottes Lehre stehe ewiglich, und wer seinen Willen thue, dem werde ein ewiges wonnereiches Leben gegeben. Avenier schied traurig und zornig aus dem Gemache seines Sohnes, der sich darauf im Gebete Gott empfahl; der König aber sandte nach seinem Rathgeber, und fragte ihn, was er thun sollte? Arachis rieth alle drohlichen Reden zu lassen, und den Sohn gütlich zu bitten. Da ging der König am andern Tage zu Josa-

phat, und bat ihn, um seiner kindlichen Liebe willen, von dem Christenthum abzulassen; aber Josaphat bevestigte sich mit Gott, sagte, dass man zwar Vater und Mutter ehren sollte, aber auch Aeltern, Freunde und die Welt um Gottes willen verlassen, und die Seele sei ihm lieber, als der Leib, und wer wäre wohl so thöricht, dass er nicht den süssen Gewinn des ewigen Lebens mit tausend Toden erkaufte.

Als der König sah, dass er den Sohn nicht zu den alten Göttern zurückbringen konnte, sprach er zu ihm: Sohn, ich sehe, dass du nicht folgen willst, nun will ich dich auch nicht mehr bitten; aber höre an: „Dein trughafter Meister liegt in meinen Banden, und ich will alle Christen sicher hieher berufen, und den Lügner Barlaam mit unsern weisen Meistern kämpfen lassen; wer mit seiner Lehre siegt, dessen Lehre ist gut und dem folgen wir; siegt Barlaam so werde auch ich Christ, siegen unsere Meister, so folgst du mir.“ Diesen Vorschlag nahm Josaphat an, und es wurden nun Briefe durch das ganze Land geschickt, um die Christen einzuladen, aber man fand nur wenige; so dann liess der König aus allen seinen Ländern die Weisen berufen, aus Chaldäa und India, welche sich zusammen beriethen; bei Josaphat war im Rathe nur Gott und Barachias.

Da der Tag des Kampfes gekommen war, eilten Arme und Reiche von allen Seiten herbei, der König setzte sich auf das Gestüle, und hiess Josaphat bei sich sitzen. Dann brachte man Nachor, der für Barlaam angesehen wurde, und mit diesem stand Barachias zur Vertheidigung der Christenheit da. Der König hiess schweigen, und machte bekannt, in welcher Absicht dieser Kampf angesetzt sei, und als er gesprochen hatte, wandte sich Josaphat zu Nachor und sprach drohlich: Bist du mein Meister Barlaam, der mir so reichen Kram bot, des Kraft die Krone der Reichheit über aller Welt Reichthum trägt? Sobald Nachor dies bejaht hatte, setzte Josaphat die Ermahnung hinzu, indem er ihm kurz die früher erhaltenen

Lehren wiederholte, sich nicht überwinden zu lassen; denn würde er durch ihn zum Spott, so sollte ihn nichts von dem qualvollsten Martertode retten. Bei dieser Rede merkte Nachor, in welche Grube er gefallen war, und wollte er genesen, so musste er wirklich Kämpfer für die Wahrheit werden, wozu auch Gott seinen Sinn erleuchtete. Nachdem die Uebereinkunft zwischen dem König und Josaphat nochmals gevestet war, begann der Kampf. Chaldäer, Griechen und Aegypter werden durch Nachor widerlegt und müssen schweigen, ebenso werden die Juden überwunden, worauf die christlichen Glaubenslehren in der Kürze vorgetragen werden, und mit den Worten geschlossen: Gott hat sein Reich feil, wer das kaufen will, der muss sich taufen lassen, und in seiner Lehre leben; dann wird ihm ein Reich gegeben, das nie zergeht, das Freude ohne Ende hat, des Anfang zu allen Zeiten währt und kein Ende seiner Freuden hat. Da lebet die Gottes *essentia per infinita secula.* Da sprachen die Christen Amen, und waren der rechten Lehre froh.

Josaphat ging erfreuet davon und lobte Gott in seinem Gemüte, dass er den Feind durch den geschlagen hatte, der des Feindes Wappen trug, sagte zu seinem Vater, dass er seinen Meister mit sich nehmen wollte, um sich mit ihm zu berathen, und ging mit Nachor in seinen Palas. Hier sah er den Zauberer lächelnd an, und sprach: Meinst du, ich hätte dich für Barlaam gehalten, und nicht gewusst, dass du der Zauberer Nachor seiest? Sollte ich am lichten Tage den Wolf für das Lämmlein ansehen? Ich habe dich zweierlei Gründe wegen mit mir genommen; ich fürchte meines Vaters Zorn gegen dich, aber ich will dir auch danken für die Lehre, welche du von Gott gesagt hast. Dafür soll dir im Himmel eine reiche Krone, als immerwährender Lohn bereit sein, und hier auf Erden will ich dich dadurch belohnen, dass ich dich auf das Leben hinweise, von dem du selbst gesagt hast. Willst du die Lehre annehmen,

so lass dich taufen, bedenke dass dein Leben bald zu Ende gehen kann, wirf darum deine sündliche Begier durch den gütigen Gott von dir. Nachor weinte sehr und sprach: Herr, ich weiss wohl, dass ich sterben muss, dass Gott und der heilige Christus immer waren und sind. Ich habe von Kindheit an bis jetzt im Heidenthum gelebt, wäre nun Gott so gut, dass er mich verworfenen Knecht nicht verschmähen wollte, und meine Busse empfahen, so wollte ich mich gern taufen lassen und christlich leben. Josaphat erwiederte ihm darauf, wie er von seinem Meister Barlaam belehrt sei, dass Gott keinen Sünder zurückweise, wenn er Busse thue. Da kam der göttliche Geist in Nachor's Herzen, und er begehrte die Taufe. Sie schieden mit einem Kusse von einander, und Nachor ging in den Wald zu einem alten Priester, wurde von diesem belehrt über das Christenthum und dann getauft, worauf er als ein frommer Mann lebte.

Als der König am andern Morgen hörte, dass Nachor in der Nacht geschieden war, war es ihm herzlich leid, und er ward um so zorniger gegen die Meister, welche seine Götter vertheidigt hatten, liess sie schänden, geisseln, blenden und nackend durch die Stadt jagen, weil sie sich hatten überwinden lassen. Er unterliess die Opfer, und wollte seinen Göttern keine Feste mehr feiern. In dieser Zeit sollte aber, der Gewohnheit nach, ein grosses Fest gefeiert werden, wozu die Leute von allen Seiten zusammen kamen; die Priester besorgten, dass es ihnen grossen Schaden bringen möchte, wenn der König das Fest nicht feiere und nicht den Göttern opfere, daher wandten sie sich an den Zauberer Theodas, auf den der König gern zu hören pflegte. Theodas redete zum Könige, nachdem er ihm die stete Gnade der Götter angewünscht, wie er gehört habe, dass sein Sohn Josaphat es mit den Christen halte, und dass vor einiger Zeit deshalb ein rühmlicher Streit gegen die Christen angestellt worden, weshalb er jetzt gekommen, um zu hören, wie der König darin gesiegt habe. Er möchte

nun auch mit aller Pracht das Fest feiern und mit seinen Dankopfern nicht karg sein. Der König klagte dagegen, wie sie wären besiegt worden, indem die gegen sie gewesen, die für sie hätten sein sollen, und deshalb sei er traurig; könne aber Theodas machen, dass die Christen besiegt würden, so wolle er ihm, wie den Göttern, eine goldene Säule machen und diese anbeten lassen. Theodas versprach das, verlangte aber zuvor, dass das Götterfest gefeiert werden sollte, was denn der König auch that, worauf allen Vasallen geboten ward zu erscheinen, und sie kamen mit grossen Opfern; die Priester (*éwarte*) lobten ihren König dafür, wegen des grossen Nutzens, den sie hatten. Nach dem Feste gingen nun Theodas und der König auf den Palas und der Zauberer rieth, dass statt der Jünglinge, welche zu Josaphats Bedienung waren, nur Jungfrauen, die schönsten und die liebenswürdigsten im ganzen Lande, zu ihm gelassen würden; denn, sagte er, wenn er immer mit ihnen umgeht, so kann er sich nicht behüten; die Liebe hat wohl ältere Leute bethört, und durch die Liebe hat das Weib grosse Gewalt über den Mann. Gelingt es also, dass er in Liebe entbrennt und sie zu umarmen begehrt, so wird er ihnen nichts abschlagen, was sie ihn bitten. Höre ein Beispiel, setzte er hinzu, wie mächtig der Anblick schöner Frauen auch auf den ganz Unerfahrnen wirkt. Es lebte einmal ein mächtiger König, dem wurde nach langer Zeit ein Sohn geboren; aber die weisen Meister des Königs verkündigten nach ihrer Kunst, dass, wenn das Kind vor seinem zehnten Jahre das Tageslicht erblickte, es unausbleiblich blind werden müsste. Der König erschrak darüber sehr, und um den Sohn davor zu bewahren, brachte er ihn in eine unterirdische Felsenhöhle, wo hinein kein Tag schien, und wo es mit seinen Ammen und Pflegerinnen die zehn Jahre in Unwissenheit zubrachte. Als die Zeit der Gefahr um war, holte der König seinen Sohn heraus und berief Ritter und Frauen, denen die Geburt seines lieben Kindes nun kund

werden sollte. Waffen, Posse, reiche Kleider, viel wunderliche Thiere zeigte man ihm auf dem Hofe, und die Frauen hatte man sich in einen Kreis setzen lassen. Als der Knabe diese sah, fragte er: Wie heisset dies? das hat den schönsten Leib von allen. Da sagte Einer aus Spott: „Es ist der Teufel, der den Mann betrügen und verleiten kann.“ Darüber erschrak er zwar, als er aber wieder zu seinem Vater geführt worden und ihn dieser gefragt, was ihm am Besten gefallen? erwiederte der Knabe: Das thut der Teufel, der den Mann betrügen und verleiten kann. Der Vater sprach: Sahst du den? Ja, sagte der Sohn, dort auf dem Hofe ist er ja. Da erzählte man dem Könige, wie sich die Sache verhielt. Josaphat wird ebenso urteilen, „denn das Weib ist eine Krone, ein Blumenschein, eine Wonne der höchsten Würdigkeit, die blühende Süsse trägt an wonnereichen Freuden.“

Der König war des Rathes froh, und liess die schönsten Jungfrauen des Landes aussuchen und sie Josaphat zur Bedienung geben, und versprach der reiche Geschenke, welche es dahin bringen könnte, dass er sie liebte und bei ihr läge. Die schönen Jungfrauen, unter denen auch die von vornehmster Geburt waren, wandten alle ihre Sinne daran, dem Jünglinge zu gefallen, sie waren immer um ihn, entbrannten in Liebe zu ihm, und seinem tugendreichen Munde wurde das Küssen nicht erlassen. Theodas begab sich inzwischen wieder in seine Höhle, nahm sein Zauberbuch vor und bannte einen Teufel, dem er befahl, Josaphat zur Liebe anzureizen. Als Josaphat aber merkte, dass ihn der Teufel zu sinnlicher Lust anreizen wollte, stärkte er sein Herz durch die göttliche Lehre und hielt sich fleissig im Geiste vor, dass der Leib das hochzeitliche Gewand sei, in welchem wir vor Gott erscheinen sollen; auch betete er, dass Christus ihn in der Keuschheit erhalten möchte, die er ihm, seinem Gotte, geopfert hätte. Nach einem solchen Gebet verliessen ihn jedesmal die üppigen Sinne; aber der Teu-

fel, der stets geschäftig war, versuchte es noch, ihn durch eine schöne Jungfrau zu verführen. Unter den Frauen, die bei Josaphat waren, befand sich auch die Tochter des Königs von Syria, welche gefangen war; sie war das schönste Weib und hatte den minniglichsten Leib, grössere Reize konnte keiner gesehen haben. Sie liebte den schönen Jüngling, denn in dieser Liebe wurde sie von dem Jammer über ihre Gefangenschaft frei. Sie setzte sich zu ihm eines Tages und Josaphat sah sie züchtiglich an und sprach: „Frau, selig Weib, deine lichte Jugend, dein schöner Leib, hat mir Sorgen viel gegeben! Soll dein minnigliches Leben in Unglauben sterben? O weh, sollst du verderben!“ Darauf ermahnte er sie, sich zum rechten Gottesglauben zu wenden und sich taufen zu lassen, damit sie das ewige Leben gewänne. Die Jungfrau sprach: Ich will es thun, wenn du mir meinen Willen thust. Josaphat sprach: Was du willst, Frau, das thu' ich, wenn du dich taufen lässt, dich dem Teufel entziehst und an Gott glaubst. Ja, sprach sie, ich will es thun, wenn du mich willst an dir siegen lassen und heute Nacht bei mir ruhest, dass ich dich und du mich geniessest. Als die Frau so sprach, sah der Jüngling einen Teufel bei sich sitzen, der freilich wie ein lichter Engel aussah. Frau, sprach er, das begehre nicht; denn ich habe meinen Leib Gott in ewiger Keuschheit geweiht, und es wäre sündlich, wenn ich dich also wollte zur Taufe bringen. Die Jungfrau entgegnete, ob er es denn für sündlich hielte, ein Weib zu lieben, sie wisse doch sehr wohl von Christen, dass ihr Gesetz dies nicht untersage; die Propheten und Patriarchen hätten keuscher Liebe gepflegt, Petrus habe ein Weib gehabt und Paulus geboten, dass man ein Weib in rechter Ehe haben sollte. Josaphat versetzte, dass dieses wahr sei; aber, dass er sich Gott geweihet habe und nicht abgehen könnte. Die Jungfrau liess aber nicht ab mit süsser schmeichelnder Rede und gelobte, dass sie um seinetwillen die Taufe empfangen und Christin sein wollte;

da wankte Josaphat und wollte ihr zu Willen sein. Da kamen die Teufel triumphirend vor Theodas' Höhle, riefen, dass den ein Weib zum Wanken gebracht habe, den nichts bewegen könne; allein Josaphat, der selten mit Gebet und Fasten ruhen konnte, bezwang durch Kasteiung die erwachte Sinnlichkeit und ward so bewahrt. Er las sein Gebet zu Gott, bat ihn, dass er bei Tag und Nacht vor sündlichen Gedanken ihn bewahre, und legte sich nieder auf den Estrich und entschlief. Da däuchte es ihm als kämen Engel und nähmen ihm einen Theil seiner Sinne, und er sah sich von ihnen auf ein schönes Feld geführt, welches so herrlich war, wie fleischliche Augen es nie sahen; da waren edle, schöne Bäume mit wonniger Frucht von süssem Geschmack. Wenn der sanfte, süsse Wind in das Laub wehete, so gab es ein so wonnigliches Getön, wie kein Ohr es gehört hatte, dabei standen goldene Stüle und reiche Betten, dass die Pracht der Welt dagegen Armut schien; auch floss lichtes, klares, süsses Wasser auf dem Felde. Die Geister führten ihn über das Feld auf einem reinen Pfade zu einer wonniglichen Stadt, deren Ringmauer, Thürme und Gräben von lauterm Golde und edlem Gesteine waren. Darin hörte er die englischen Stimmen mit dem süssesten Tone singen und eine Stimme sprach aus dem Gesang: „Eine Ruhe, ein ewiglich Gemach mit Freude sonder Ende, sonder Leid ist Gottes Erwählten hier bereit. Hier hausen die, welche wegen ihrer Keuschheit Gott gefallen, bis dass er am Ende der Zeiten ein endloses Reich gibt. Als Josaphat dies sah und hörte, sprach er: Ach, Gnade, liebe Herren, lasst mich doch hier in einem kleinen Winkel stehen; allein es wurde ihm erwiedert, dass, zuvor er noch Gottes Gebote mit vieler Mühe befolgen und in Gott weltliche Arbeit erleiden, dann sollte ihm ein Aufenthalt in dieser süssen Heimat bereitet werden; aber er sollte seine Keuschheit bewahren. So gern Josaphat da geblieben wäre, so führten ihn doch die Geister davon und einen traurigen

Pfad in dicke Finsterniss hinein, da hörte er Angst und Leid und klägliche Noth. Es war ein Ort da, voll Unflath und bösen Geruch, wallendes Feuer brannte hervor und Hagel, Pech, Schwefel und Schlangen peinigten darin die armen Seelen derer, welche unkeusch gelebt hatten, und eine Stimme verkündigte ihm noch, dass hier die Unkeuschheit ihren Lohn fände. Darauf brachten die Gefährten den Jüngling auf die Erde zurück und er erwachte und war froh, dass er in seinem Gemache lag, aber sein Herz war sehr erschrocken von den Gesichten, und der Jammer und die Noth der armen Seelen, die er gesehen hatte, bekümmerte ihn so, dass er am andern Morgen krank darnieder lag. Sobald dem Könige das gesagt wurde, ging er zu ihm und Josaphat beklagte sich nun über die Versuchungen, denen man ihn ausgesetzt hätte und in denen er fast erlegen wäre, wenn ihn Gott nicht behütet hätte; darauf erzählte er dem Könige das Gesicht, welches er gehabt hatte, bat ihn, seinen Sinn zu bessern, damit er nicht in seinen Sünden hinsterbe, und erklärte, dass er seinen Meister Barlaam aufsuchen wollte. Der König erschrak über die Beharrlichkeit seines Kindes und ging in seinen Palas. Die Teufel, welche Theodas zu Josaphat geschickt hatte, machten noch einen Versuch, ihn zu überwinden, aber er besiegte sie durch Gebet und mit dem Zeichen des Kreuzes, so dass sie von ihm abliessen. Der König liess in seinem Kummer den Zauberer Theodas kommen, begab sich mit diesem zu seinem Sohne, und hier versuchte es der Zauberer, ihn von der Verwerflichkeit des Christenthums zu überreden, indem er sagte, dass diese Lehre von zwölf armen ungebildeten Leuten erfunden wäre; wäre das Christenthum gut, so würde es sein Vater auch angenommen haben, und es gezieme einem Kinde, seinen Vater zu ehren und ihm zu folgen. Da begann aber Josaphat eine heftige Rede gegen ihn, schalt ihn einen alten verfluchten, unweisen Greis, der Lügen gegen das Christenthum rede, sagte ihm, wie seine Götter Bilder

wären, von Menschenhand gefertigt, welche keine Macht hätten, die geringer an Vollkommenheit als das Vieh, kraftlose Hölzer oder Steine wären, welche man vor Dieben hüten müsste, wegen der kostbaren Metalle und Steine, die daran verwendet, und welche nur gut wären, verkauft zu werden, wenn man in Geldnoth sei; der Christengott aber sei der Schöpfer und Erhalter der ganzen Welt; er sei Mensch geworden um der sündigen Menschheit willen, und habe sie erlöset und mache sie selig durch seine Lehre. Die heidnischen Götter seien vorher sündhafte Menschen gewesen, welche in des Teufels Gewalt gestanden, allein vor dem wahren Gotteswort müsse die Macht des Teufels überall weichen. Theodas erklärte sich endlich für überwunden, und durch die Kraft von Josaphats Worte wurde sein Herz gerührt, der göttliche Geist kam über ihn, und er erklärte sich bereit, selber Christ zu werden, wenn Gott ihn, der in Sünden grau geworden, zu Gnaden noch annehmen wollte. Als er von Josaphat diesen Trost erhalten hatte, ging er in seine Höhle, verbrannte seine Zauberbücher und begab sich zu dem Priester, welcher schon Nachorn getauft hatte. Der Priester nahm sich seiner gütlich an, belehrte und taufte ihn, und Theodas wurde nun ein so eifriger Freund des Christenthums, als er vorher dessen heftiger Feind gewesen war.

Als der König sah, welche Wendung die Sache genommen, war er sehr unmutig, berief seine Mannen zum Rath und fragte, was er nun thun sollte. Der Fürst Arachis rieth ihm, nicht weiter in Josaphat zu dringen, denn dieser würde selbst, wenn der König Strenge anwenden wollte, das Leben um Christus hingeben und dann sei er ein kinderloser Vater; daher solle er lieber sein Reich theilen, die eine Hälfte für sich behalten und dem Sohn die andere überlassen. Dieser Rath gefiel dem Könige wohl, und am andern Morgen ging er mit seinen Mannen zu Josaphat und erklärte ihm, wozu er sich entschlossen habe. Der Jüngling weigerte sich an-

fänglich, wollte nichts mit der weltlichen Herrschaft zu thun haben und lieber zu seinem Lehrer Barlaam sich in die Wüste begeben; doch bedachte er, dass es gut sein könnte, zu folgen, und erklärte sich bereit, seines Vaters Willen zu thun. Da wurde das Reich getheilt, die Fürsten führten den jungen König in seine Hauptstadt, wo ihn die Bürger mit Freuden empfingen. Nun belehrte er sie über Gottes Wort und das Christenthum, und täglich mehrten sich die Gläubigen; auf Thürme, Mauerzinnen und Thore wurden Kreuze gesetzt, die Götzentempel von Grund aus zerstört, die heidnischen Götterbilder verbrannt, Kirchen und Klöster und in der Hauptstadt ein grosses Münster erbaut; ein Bischof, den sein Vater vertrieben hatte, wurde von ihm zum Erzbischof eingesetzt und eine Taufstätte eingerichtet, wo zuerst die Fürsten, dann die Edlen und das Volk sich taufen liessen. Die früher vertriebenen Christen fanden sich ebenfalls wieder ein. Josaphat nahm nun die biblische Lehre zu Herzen, welche David verkündigte: „Ihr Könige richtet gerecht", und bemühete sich mit allem Fleisse, Gerechtigkeit in seinem Reiche aufrecht zu halten. Da wuchs die Glückseligkeit in seinem Reiche immer mehr, aber in Aveniers Lande schwand das Glück, und es ging zwischen Vater und Sohn, wie zwischen Saul und David.

Da Avenier das gewahr wurde und bedachte, wie Nachor und Theodas, welche das Heidenthum hatten vertheidigen sollen, Christen geworden und sich taufen lassen, er sich auch selber an die Lehren des Christenthums, welche er gehört, erinnerte und Josaphat nicht nachliess, Gott um Bekehrung seines Vaters zu bitten, so wandte sich sein Geist zu dem rechten Glauben, und Gott sandte ihm des heiligen Geistes Minne. Er setzte sich zu Rath mit seinen Mannen, wie er seine Missethat büssen möchte und machte dadurch vielen Freude, denn es waren Christen darunter, welche nur dem Könige zu Gefallen es verhehlten. Sie riethen ihm, sich an seinen Sohn Josaphat zu wenden und von diesem sich berathen zu lassen,

wie er in Gottes Huld kommen könnte. Am andern Morgen schrieb der König einen Brief an seinen Sohn, worin er ihm anzeigte, dass er nun sehe, in welcher Finsterniss und Sündhaftigkeit er bisher gewandelt und wie ihn dies herzlich reue, darum möchte er kommen und ihn weiter belehren, wie er nach seinen grossen Sünden redlich leben möchte. Als Josaphat diesen Brief gelesen hatte, war seine Freude sehr gross; er ging in ein heimliches Gemach, wo er ein Kreuz aufgestellt hatte, fiel davor nieder und dankte Gott im Gebet, dass das steinharte Gemüt seines Vaters endlich erweicht worden wäre und bat, dass er einen kleinen Stral der göttlichen Weisheit ihm zukommen lassen möge, damit er seinem Vater den wahren Glauben mittheilen und die göttliche Liebe entzünden könne. Darauf machte er sich auf und ritt fröhlich nach Aveniers Reich, wo ihm der Vater mit seinen Fürsten und grossem Gefolge entgegen kam. Avenier stellte ein grosses Fest an, und als dieses vollbracht war, nahm Josaphat seinen Vater bei Seite, trug ihm das Wort des Glaubens von Anfang an vor, sprach von der Menschwerdung Gottes, Taufe, Leben und Tod, vom jüngsten Gericht und ewiger Vergeltung. Das Wort fand guten Boden und wucherte bei Avenier, dass die Macht des Teufels von ihm vertrieben wurde und er die Taufe begehrte, die Götzenbilder vernichten und das Gold und Silber davon den Armen geben hiess. Darauf, als ihn der Erzbischof über die Glaubenslehre befragt hatte, taufte ihn dieser, und Josaphat war nun, wie es Barlaam gesagt, seines Vaters Vater geworden. In Aveniers Reiche liessen sich nun auch Alt und Jung, Reiche und Arme taufen, zerstörten die Götzentempel und bauten Kirchen und Münster. Avenier gab beide Reiche an Josaphat und lebte in Gebet und reuiger Busse geduldiglich noch vier Jahr. Da begann er sehr zu siechen und seine Sünden reueten ihn in der Nähe des Todes noch viel mehr, so dass er bitterlich weinte und sich vor der Vergeltung Gottes fürchtete. Als Josaphat die Zweifel sei-

nes Vaters sah, tröstete er ihn und machte ihn aufmerksam, dass Gottes Gnade und Huld unermesslich und unergründlich sei, dass keine Zahl gross genug, um sie auszudrücken; der reuige Sünder finde immer Erbarmen, wie selbst der Heiland am Kreuze den sterbenden Schächer wegen seiner Reue in Gnade aufgenommen. Getröstet dankte der König seinem Sohne, dass er durch ihn noch die wahre Lehre erhalten, und starb. Josaphat liess ihn ohne königlichen Schmuck, nur in einem härenen Hemde beerdigen, weinte an seinem Grabe und betete sieben Tage lang inbrünstig zu Gott; um seine gnädige Erlösung; darauf vertheilte er des Vaters Schätze unter die Armen, berief einen Hof, und nachdem er von der Vergänglichkeit der irdischen Macht gesprochen, und darauf hingewiesen, wie jämmerlich sein Vater in Reue und Angst, trotz seiner grossen Macht dagelegen, erklärte er, dass er der Krone entsagen wollte und die Fürsten sich einen andern König nehmen möchten. Die Herren aber sprachen alle in rechter Treue: Wir wollen dich nicht verlassen und wollen, so lange du lebst, keinen andern König haben. Da er diese Treue gewahr ward, sprach er: Nun wohl, ich will das Reich selbst behalten. Im Herzen war er aber traurig, und als er in seine Wohnung ging, traf er den Fürsten Barachias, den nahm er heimlich mit sich und bat ihn, dass er des Reiches König werden möchte, denn sein Herz stünde nicht nach vergänglicher Ehre und weltlichem Gut; Barachias aber erwiederte ihm, dass er nicht recht handele, dass er seinem Nächsten so etwas zumute, er selber habe die gleiche Gesinnung wie Josaphat, daher möchte er, was er für sich in Anspruch nähme, auch ihm gönnen.

König Josaphat schwieg, ging in sein Gemach und schrieb einen Brief, worin er seinen Entschluss anzeigte und bestimmte, dass kein anderer, als Barachias sein Nachfolger werden sollte. Dann zog er heimlich von dannen, welches man nicht eher merkte, als am andern Tage. Als aber seine Flucht bekannt wurde, war das

Geschrei gross; man suchte den König und verfolgte seine Strasse, da fand man ihn denn bei einem Wasser, wo er seinen Mittentag (das Gebet, welches Sexte geheissen ist*), betete. Da er die grosse Noth des Volkes sah, kehrte er mit zurück, erklärte aber, dass er keine weltliche Macht mehr bekleiden wollte, nahm den Fürsten Barachias bei der Hand und ernannte ihn zu seinem Nachfolger, steckte ihm des Königreiches Fingerring an, und liess ihm die Krone auf das Haupt setzen. Danach wurde ihm gehuldigt, und die Herren empfingen die Lehen von ihm. Josaphat betete für des neuen Königes Leben, empfahl ihm, gerecht, barmherzig und demüthig zu sein, die Wahrheit zu lieben, Lug und Trug zu hassen, und gute Räthe um sich zu haben. Die Fürsten ermahnte er, ihrem Könige in allen Stücken getreu zu sein, fiel auf die Knie und betete, dass Gott sie darin stätig machen möchte und zog dann davon, indem alles Volk unter lautem Weinen ihm nachfolgte. Er trug noch seine reichen königlichen Kleider und darunter das härene Hemd, welches ihm Barlaam gegeben hatte; nun trieb ihn in der Nacht die Noth zu herbergen zu einem armen alten Mann, welcher an einer Einöde ein kleines Haus hatte, bei dem blieb er über Nacht und liess ihm am andern Morgen die reichen Kleider, das letzte weltliche Gut, welches er hatte, und ging in dem härenen Hemde davon. Er hatte zur Leibesnahrung nichts mit sich als Gottes Segen, und dürstete nach Gott wie der Hirsch nach dem Wasser. So ging er in die Wüste, lebte von Kraut und Wurzeln und war mit Lumpen bekleidet, stets zu Gott betend, dass er ihn kräftigen möge, jede irdische Noth leicht zu ertragen. Der Teufel, dem diese Frömmigkeit sehr verdross, beunruhigte ihn vielfältig, erschreckte ihn in Gestalt grosser Schlangen und fürchterlicher Thiere, aber Josaphat vertrieb ihn durch Gebet und durch das Zeichen des Kreuzes. So lebte er

*) S. im guten Gerhard S. 206 die Anmerkung.

zwei Jahre in der Wüste, ehe er Barlaam wieder fand, und musste manche Versuchungen und Drangsale erleiden. (Hierbei werden die fünf Arten verschiedener Kasteiung, d. h., wie Gott die Menschen zur Besserung führt durch Züchtigung, angegeben V. 15043—15170). Endlich fand er die Höhle Barlaams, der ihn aber nicht eher erkannte, als bis er seine Stimme hörte, so sehr war sein Leib entstellt. Sie küssten und umarmten sich unter Freuden; Barlaam befragte ihn über das, was seit seinem Weggange sich zugetragen, und dann sprachen sie mit weinenden Augen Dankgebete und die Abendvesper, und verzehrten ihre Speise, die nur in Gartenkraut bestand. So lebten sie einmütig und in Demut lange Zeit beisammen, bis Barlaam anfing zu siechen und Josaphat herbei rief und ihm sagte, dass er fühle, wie Gott ihn nun abrufen wolle; er möge ihn, wenn er gestorben, begraben und fürder in der Wüste bleiben, wobei er ihn ermahnte, ein standhafter Kämpfer zu sein gegen die Versuchungen der Welt und des Teufels, und Gott um Erbarmung für seine abgeschiedene Seele zu bitten. Als der Meister so gesprochen, weinte Josaphat und sprach: Wem lässest du mich? Es wäre Recht, wenn du mir gönntest, was du dir selbst gönnen willst; Gott will dich zur Ruhe führen und ich wünsche es auch. Barlaam aber sprach, dass wir uns dem weisen Willen Gottes fügen müssten, der ihn noch eine Weile in dieser Welt lassen wolle; er selbst sei hundert Jahr alt und fünf und siebenzig Jahr auf Sennaar gewesen, so lange werde Josaphat nicht daselbst leben und doch den himmlischen Lohn erhalten; jetzt möge er eilen und von den Brüdern holen, was zu dem heiligen Amte nöthig sei, damit er nicht zuvor sterbe. Josaphat that wie ihm befohlen war, und beide stärkten sich durch das heilige Abendmahl, der Eine für den Tod, der Andere für das fernere irdische Leben. Barlaam war so gestärkt, dass er die Messe sang, und bis zum Abend sich mit Josaphat über himmlische Dinge unterhielt; in der Nacht

sprach er aber nicht mehr, und gegen Morgen kam der Tod, da betete er dankend zu Gott für dessen Barmherzigkeit, befahl seine Seele dem göttlichen Schutze gegen den Teufel, empfahl Gott im Gebet seinen Zögling und nahm mit Ermahnungen von ihm Abschied. Da starb er; Josaphat hüllte den Leichnam in das Gewand, welches er ihm ehemals gegeben hatte und begrub ihn nahe bei der Höhle, worauf er am Grabe betete. Als er so im Gebete lag, entschlief er ermüdet, und dieselben Geister, wie schon früher, kamen und führten ihn auf den wonnigen Pfad, auf das schöne Feld, das er schon gesehen hatte, und da waren schöne Engel, die trugen eine lichte Krone und sagten ihm auf seine Frage, dass sie für ihn bestimmt sei, weil er seinen Vater zu Gott bekehrt habe, mit dem er bald in gleicher Herrlichkeit leben sollte. Wie, dachte Josaphat da bei sich, soll mein Vater gleichen Lohn mit mir haben, der sich so kurze Zeit gemühet hat? Da sah er aber seinen Meister, der tadelte ihn scharf wegen des Neides und sagte ihm, dass er hier in einem prächtigen Palast wohne. Josaphat wünschte bei ihm zu bleiben, aber Barlaam ermahnte ihn, nur noch auszuhalten und alle Lehren, die er ihm gegeben, zu befolgen. Als Josaphat erwachte, nahm er die letzten Lehren seines Meisters zu Herzen, lebte strenger denn zuvor, und brachte fünf und dreissig Jahre als ein Einsiedler in der Wüste zu. Fünf und zwanzig war er alt gewesen, als er das Reich verliess. Er hatte niemand bei sich, als er starb, und eine Stimme von Gott gebot einem guten Bruder, der nahe bei ihm wohnte, dass er hinginge und den guten Mann begrübe. Der öffnete Barlaam's Grab und legte auch Josaphat hinein, damit sie auch im Tode wieder vereinigt wären, dann betete er für ihre Seelen und entfernte sich wieder. Demselben Manne wurde auch kund gethan, dass er nach Indien ziehen und dort Josaphats Tod verkündigen sollte. Barachias und alle Fürsten weinten sehr und man beschloss, den Leichnam des Gotteskämpfers in das Reich

zurück zu führen. In heiliger Prozession zogen sie hin nach Sennaar in die Wüste, und als das Grab geöffnet wurde, waren die Leichname unversehrt und ein süsser Wohlgeruch ging daraus hervor. Da wurden die viel werthen Leichname herausgenommen und mit Pracht vom Könige Barachias und den Fürsten nach India geführt; der Erzbischof und die ganze Pfaffheit zog ihnen entgegen, und in dem Münster, welches Josaphat gebauet hatte, setzte man sie in reichen Särgen versiegelt bei. Blinde, Lahme und Taube, auch viel vom Teufel Besessene, wurden an diesem Grabe gesund, und viele Heiden, welche diese Wunder sahen, bekehrten sich und liessen sich taufen. Der König vertheilte ihr Gewand als Reliquie weit hin in viele Länder und befahl, Josaphats Leben aufzuschreiben.

Die Geschichte wurde Griechisch aufgeschrieben und blieb lange so, bis Johannes (von Damaskus) sie in das Lateinische übersetzte, da nicht viele Leute mehr Griechisch verstehen; als ich sie in Latein las (sagt der Dichter), beschloss ich, auf Rath des Abts von Capelle, zur Besserung vieler Menschen sie in deutscher Zunge zu berichten. — Hierauf erwähnt der Dichter noch sein früheres Gedicht vom guten Gerhard und schliesst mit einem Gebete, worin er seinen Namen Rudolf als Akrostichon anbringt.

Reiner Christ, nun löse mich
Von meinen Sünden, in denen ich
Ofte sündige wider dich.
Deine Güte ist so gnädiglich,
Ob alle Zungen fleissigen sich
Lehren deiner Fährte Strich,
Fürwahr, wär ihnen das zweifellich. etc.

XV.

Sanct Oswalt's Leben.

Das Gedicht von Sanct Oswalt's Leben, dessen Verfasser unbekannt, ist vor wenigen Jahren zum ersten Male heraus gegeben worden, nachdem es vorher wohl wenig mehr als dem Namen nach bekannt gewesen sein mag: Sanct Oswaldes Leben. Ein Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich, 1835, 8°, 116 u. XII SS. Es besteht aus 3470 Versen, und erzählt eine Brautfahrt, bei welcher, wie häufig in den Gedichten des Mittelalters, Morgen- und Abendland in Gegensatz treten; der Roman geht darin in Legende über und ist auch aus einer Legende geschöpft. Beda in den *Actis Sanctorum* erzählt Oswalt's Leben, wovon Ettmüller S. IX — XI eine Uebersetzung gegeben hat Man vergl. hiezu in Bezug auf Sprache, Inhalt und Sagenähnlichkeit, was Mone in seinem „Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit etc. IV. Jahrg. 1835, Heft IV, Sp. 414 — 421" bemerkt hat.

Wollt ihr hören und still aufmerken, so will ich euch künden und sagen von dem Manne, der von Jugend auf mild war; das war Sanct Oswalt in Engelland. Ihm dienten freundlich zwölf Könige, vierundzwanzig Herzoge, sechsunddreissig Grafen mit manchem biderben Mann, neun edle Bischöfe und viele Ritter und Knechte. Er verwaisete früh und erfuhr manche Noth, so dass er in grossen Sorgen lebte*), aber schon als Kind strebte er nur danach, Gott zu dienen und gelobte sich seinem Dienste so lange er lebte; aber er hätte gern geheira-

*) Wohl Anspielung darauf, dass, wie Beda erzählt, er nach seines Vaters Tode mit seinen Brüdern zu den Schotten flüchten musste, da sein Oheim den Thron in Besitz nahm.

tet, wenn es ohne Sünde sein konnte, und ein Mägdlein, welches sich für ihn geziemte. Er bat Gott um Rath und Lehre und erhielt im Traume die Weisung, sich eine tugendreiche Frau zu nehmen, damit seine Reiche*) dereinst nicht erbelos seien. Nun wusste er aber keine seiner Würde angemessene Frau in den zwölf Königreichen, und sein Engel gab ihm ein, über Meer zu fahren und eine heidnische Königin zu werben. Er berief darauf durch Briefe die zwölf lehnspflichten Könige, die Herzoge u. s. w., empfing sie würdiglich, bewirtete sie köstlich volle zwölf Tage und eröffnete ihnen dann, weshalb er sie berufen, dass sie nämlich mit Rath ihm beistehen möchten, ihm eine geziemende Frau nachzuweisen. Da die Herren aber keinen Rath geben konnten, obschon sie sich drei Tage lang besprächen, gab er ihnen Urlaub und liess einen Jeden nach Hause ziehen. Als er betrübt allein geblieben, kam auf seinen Hof ein edler Pilgrim, der hiess Warmund, zweiundsiebenzig Länder waren ihm kund, die war er durchwandelt zu Ehren Gottes und der himmlischen Königin. Er trug Palmen in seiner Hand und grüsste den König, der ihn erfreuet aufnahm und an der Hand in sein Gemach führte, und ihn hier fragte, ob er auf seinen Wanderungen nicht eine edle, schöne königliche Jungfrau gesehen hätte. Warmund sprach: In den zweiundsiebenzig Ländern, die ich kenne, weiss ich keine; aber ich weiss eine Königin, die ist so gut und schön, dass ich nie ein schöneres Weib gesehen habe, ihres Gleichen lebet nicht, und sie wäre werth, deine Genossin zu sein; dass ist die schöne Pamige, eine Heidin, die Tochter des Königes Aaron, welche aber selb vier ihrer Jungfrauen an Gott und dessen Mutter glaubt und gern getauft wäre. Wohl, sprach da der gute Fürst, so muss ich über des Meeres Flut und verhelfe ihr zur Taufe; allein, ich muss einen Boten haben, durch den ich zuvor ihre Gesinnung gegen mich erkunde, dann führe ich mit einem grossen Heere

*) Deiri und Bernicien oder zusammengenommen Northumbrien.

zu ihr. Der Pilgrim sprach: Hätte ich dir nicht von ihr gesagt, ich riethe jetzt nicht dazu, denn du magst sie mit allen deinen Bestrebungen nicht leicht gewinnen, wenn Gott nicht dazu hilft. Ohne ihn, versetzte der König, thue ich in der That nichts, darum bescheide mich über den heidnischen König und sei mein Bote dahin, ich gebe dir als reichen Sold, Silber und Gold und will dir ein Herzogthum geben. Das lehnte aber der Pilgrim ab und sagte, dass noch kein Bote lebend von ihm gekommen sei, denn er wollte seine Tochter Keinem geben und Jedem, der um sie anhielte, würde das Haupt abgeschlagen, da er, wenn seine alte Gemalin stürbe, die Tochter selber zum Weibe nehmen wollte. Oswalt erklärte, dass er das mit Gewalt verhindern, die Tochter entführen und zur Christin machen würde; wogegen der Pilgrim ihm bemerkte, dass Aaron eine sehr veste Burg habe und man wohl dreissig Jahr davor liegen könnte, ohne sie einzunehmen; allein er sollte seinem Rathe folgen, sein Bote an die Jungfrau solle der Rabe sein, den er auf seinem Hofe erzogen habe, er könne die Sache besser machen als der weiseste Mann, und sei ihm nützlicher als ein ganzes Heer, denn der Rabe könne reden, und der König sollte nur bald nach ihm senden; er, der Pilgrim, stehe mit seinem Haupte für die Sache.

Oswalt hiess den Raben bringen; allein dieser war fortgeflogen und hatte sich auf einen hohen Thurm gesetzt. Man wusste nicht, wie man ihn herunter bringen sollte und der König klagte darüber. Der Pilgrim tröstete ihn und sagte, dass, so wie Gott dem Vogel die Sprache gegeben, er ihm auch befehlen könnte, herab zu kommen. Auf des Heilands Geheiss kam der Rabe zu ihnen, redete auch den Pilgrim als Bekannten an. Oswalt war über das Zeichen erfreuet und sagte zum Pilgrim, dass er den Raben zwölf Jahr erzogen, dass dies aber das erste Wort sei, welches er höre. Der Rabe versetzte hierauf, es sei ein Zeichen der Gnade Gottes, weil der König um eine Jungfrau würbe und er, der Rabe, der

Bote dahin sein sollte. Oswalt küsste den Raben. Dieser aber sprach, dass man bald einen Goldschmid möchte kommen lassen, der ihm das Gefieder mit Gold beschlage und ihm eine goldene Krone auf das Haupt mache, damit man ihn bei den Heiden desto mehr anstaune und ihn wieder fliegen lasse. Der König liess den Kämmerling kommen und befahl ihm, einen Goldschmid zu holen. Der Kämmerling ritt nach der Stadt Salunders, fand dort einen kunstreichen Goldschmid vor seiner Werkstatt stehen und hiess ihm, sich nach Hofe zu begeben. Der Goldschmid erschrak erst über dieses Gebot, doch war er erfreuet, als er hörte, was er sollte, machte sich auf, holte den Raben und behielt ihn drei Tage und drei Nächte bei sich. Am vierten Morgen war die Arbeit vollendet und er trug ihn, selber sich über sein Werk freuend, zum Könige zurück, der ihm seinen Lohn durch den Kämmerling auszahlen liess. Nun hiess der Rabe einen Brief an die Jungfrau schreiben; auf Befehl des Königs wurde dies besorgt und der Brief mit dem königlichen Siegel verschlossen, nebst einem goldenen Fingerring dem Raben mit einer seidenen Schnur unter die Flügel gebunden. Darauf empfahl der König dem Raben, der Jungfrau zu sagen, dass sie ihm lieber als Alles sei, und dass, wenn sie sein Weib werden wollte, er mit einem grossen Heere kommen und sie holen wolle. Der Rabe versprach Alles zu besorgen, worauf ihn der König mit Segenswünschen entliess. Der Rabe flog nun fort und ununterbrochen neun Tage lang, am neunten Tage, zur Zeit der None, schwebte er über dem Meere, war ermüdet und hungrig. Er trauerte und klagte und setzte sich auf einen hohen Stein im Meere. Da kam ein Fisch herangeschwommen, den fing er und setzte sich wieder auf seinen Stein, ihn zu verzehren. Ein wildes Meerweib hatte ihn aber ersehen, näherte sich unbemerkt, ergriff ihn an den Füssen und zog ihn in die Tiefe. Hier rief sie die andern Meerweiber zusammen und sagte, dass sie einen Engel gefangen hätte, wo nicht selbst den himmlischen Heiland, den sie besonders ehren

müssten. Ein anderes Meerweib aber sprach: Es ist kein Engel, sondern ein fremder, wilder Vogel, sehet euch vor, dass wir nicht damit betrogen werden. Nun, sprach noch eine andere: es ist an der Zeit, wir wollen zusammen bleiben und Kurzweil mit ihm treiben. Der Rabe aber sprach: Ich kann keine Kurzweil mit euch treiben, denn ich diene dem Könige Oswalt und bin sein Bote; ausserdem muss ich auch erst essen und trinken, ehe ich Kurzweil treiben kann, lasst mir also etwas geben. Da brachte man ihm gutes Essen und Wein, und der Rabe bedachte, indem er sich erquickte, wie er ihnen entrinnen möchte. Höret, liebe Frau, sprach er, schauet euch doch um, was begibt sich jetzt auf des Meeres Grund? Ich sah grosse Wunder, Gott will seinen Zorn verführen; die ganze Welt hat ihr Leben verloren. Da erschraken die Frauen und sahen eilig umher; aber der Rabe schwang sein Gefieder, und Gott verstattete es, dass er so aus dem Meere entrann, als wenn gar kein Wasser an seine Federn gekommen wäre. Er flog wieder auf seinen Stein und erhob einen so lauten Schall, dass es in das Meer hinab tönte, die Frauen um sich blickten und sahen, dass sie von dem listigen Vogel betrogen waren. Diejenige, welche ihn gefangen hatte, klagte sehr und hätte ihn gern wieder gehabt; aber der Rabe sagte ihr, dass er nie mehr zu ihr käme, denn er wolle seine Botschaft ausrichten. Darauf machte er sich auf und flog noch fünf Tage; am sechsten, zur Zeit der None, kam er zum König Aaron. Er schwebte über der Burg hin und her, setzte sich dann zwischen zwei Zinnen der Burgmauer und war freudig und traurig zugleich. Er spähete, ob er die Jungfrau nicht sehen möchte, aber ihr Vater behütete sie wohl; sie war mit vierundzwanzig Jungfrauen in einer Kammer, wohin das Tageslicht nur durch die gläsernen Fensterscheiben kam. Vier Herzoge hatten den Dienst bei ihr, welche einen Baldachin von rother und weisser Seide über sie hielten, wenn sie zu Tische gehen wollte, dass weder Wind noch Sonnen-

schein der Königin nahen konnte. Das sah der Rabe und merkte, dass er nicht zu der Jungfrau gelangen würde; auch dürfte es ihm das Leben kosten, wenn er geradezu zum Könige flöge, darüber klagte er sehr, meinte, dass er wohl alle Mühe umsonst gehabt hätte, und beschloss endlich, zu warten, bis die Herrschaften bei Tische säs-sen, dann würden sie wohl milder gesinnt sein.

Als man das letzte Gericht aufsetzte, flog der Rabe auf den Tisch, sprach: „Der den Himmel hat besessen, gesegne euch euer Trinken und Essen," verneigte sich schön vor dem Könige Aaron, grüsste die Jungfrau und die alte Königin, und verneigte sich auch vor den übrigen Herren. Die Heiden sahen ihn erstaunt an, sagten, dass sie nie einen klügern Vogel gesehen, und alsbald fragten ihn Ritter und Knechte ....*). Der Rabe sprach zum Könige: Ich mag dir meine Botschaft nicht länger vorenthalten, und wenn du mir Friede geloben willst, verkündige ich sie. Der König antwortete mit einer Stimme, vor welcher das Haus erbebte: Du bist ein listiger Vogel, ich fürchte, ich werde von dir betrogen, doch sollst du meinen Frieden haben, Leib und Leben sollen dir ungefährdet sein, nun sei ohne Sorgen; bei Machmet, der unser Gott ist, sollst du Friede haben. Der listige Vogel sprach: Mit deinem Gott Machmet bin ich ganz betrogen, der kann mir nicht beistehen; ich muss besseren Frieden haben, gib mir Friede, als lieb dir die alte Königin ist. Aaron sprach: Weil du mich an meine Frau und an mein Land gemahnt hast, verwei-gere ich dir den Frieden nicht, wie es mir auch darum ergehe. Wohlan, sprach der Rabe, nun ich deinen Frie-den habe, wisse: König Oswalt von Engelland sendet mich, und lässt dich bitten, dass du ihm deine Tochter zur Frau gebest. Ihm dienen zwölf Könige, vierund-zwanzig Herzoge, sechsunddreissig Grafen und neun edle Bischöfe; er lebt in grossen Ehren, und du sollst ihm deine Tochter gern geben. Wird sie sein Weib, so ist

*) Hier ist eine Lücke von zwei Versen in der Handschrift.

heilig beider Leib, sie kommen ausser aller Schuld, und erwerben unserer Frau Huld.

Der heidnische König sah bei dieser Rede vor sich nieder, als aber unsere Frau genannt wurde, erschrak er, blickte zorniglich auf, und sprach: das will ich allen meinen Heiden klagen, sobald ich sie zusammen haben mag; mich reuet mein Lebelang, dass ich dem Raben Frieden gegeben habe, denn er redet gegen meine Ehre und nennt seine Frau, die ich niemals anerkennen will. Darauf sagte er zu den Anwesenden: Ehret unsern Herrn Machmet, und setzt alle Sinne daran, dass der Rabe nicht entrinne. Da ward von ihnen Gatter und Thor, Thür und Fenster zugeschlagen und verschlossen, und sie jagten ihn alle, so dass er nicht entrinnen konnte, fingen ihn, und banden ihn mit hirschledernen Riemen, und der König hing ihn an eine Stange und schwur, dass er das Leben verlieren sollte. Da ging die junge Königin minniglich zu ihrem Vater und bat für den Raben, und stellte dem Könige vor, dass er dem Raben seinen Frieden gelobt, und wenn er den breche, so handle er treulos, kein Bidermann würde sein Genoss sein wollen, und er würde, als ein friedenbrüchiger Mann nur grosse Schande haben. Der Heide erwiederte zorniglich, dass es dem Vogel an das Leben gehen sollte; er versichere auf Treue, länger als bis morgen früh lasse er ihn nicht leben. Die Jungfrau bat ihn nochmals, bei der Liebe, die er zu ihrer Mutter trage, ihn beschwörend, aber der König versetzte, er müsse sterben, so wahr, als er hergeflogen sei. Da sprach die Jungfrau: Nun so gebe ich dir auch meine Treue drauf, dass wenn du mich an einen heidnischen Mann geben willst, ich nimmer deinen Willen thun werde, und eher mit einem Spielmann aus dem Lande gehe, wovon du dann immer Schande hast. Du taugst nicht zu einem Spielweib, versetzte der König, dein hochgeborner Leib ist zu edel, auch habe ich in der That noch keine Sprünge von dir gesehen. Sie sprach: Darum darfst du nicht sorgen, was ich

heute nicht kann, das lerne ich morgen. Da der König diese Worte hörte, sagte er: Und wäre alles Geflügel aus Engelland zu dir herüber gekommen, so gebe ich dir, liebe Tochter, das eher, als dass jenes geschähe. Mag der Rabe leben und alt werden; nimm ihn selber und trag ihn hin, wo du ihn am liebsten haben willst. Da umfing die junge Königin lieblich ihren Vater und sagte, dass sie, so lange sie lebe, es um ihn verdienen wolle, dass er ihr den Raben gegeben. Dann lös'te sie dem Vogel die Bande, und trug ihn eilig in ihr Gemach, wo sie ihm Semmel und Wein und andere gute Speise gab. Sobald der Rabe sich damit erquickt hatte, schwang er sein Gefieder und sprach: „Nun löse mir den Brief und das Ringlein ab, welches König Oswalt dir sendet, und merke, dass dir der edle Fürst entbietet, nach Gott sei ihm niemand lieber, als du, und wenn Gott will, sollst du sein Weib werden, und mich wissen lassen, ob du Christin werden willst, dann will er ein grosses Heer zusammenbringen, und zu dir herüberfahren. Nun hab' ich dir gesagt, wie meinem Herrn zu Mut ist, merke das, edle Königin, und gib mir jetzt Urlaub, denn wenn mich deines Vaters Zorn ergriffe, so wäre es mein Tod." Die Königin versicherte ihm aber, dass er von ihrem Vater nichts mehr zu besorgen habe, sie wolle sich erst berathen und ihn dann heimsenden. So hielt sie ihn neun Tage verborgen, dann schrieb sie einen Brief und band diesen, und einen goldenen Ring dem Raben mit einer seidenen Schnur unter den Flügel, und trug dem Raben auf, zu sagen, dass sie dem Könige Oswalt mit Leib und Gut unterthan und eine Christin werden wollte; wenn er mit Macht über das Meer fahren wollte, so müsste er zweiundsiebenzig Schiffe haben, und also manch tausend herrlicher Ritter; die Kiele sollte er mit rothem Golde bauen, dass ihm der Glanz der edlen Steine die grosse Reise verführen helfe; Speise und Gewand solle er auf acht Jahre mit sich nehmen, auch einen vergoldeten Hirsch, und wenn er den Raben nicht wieder mit-

brächte, sei alle seine Mühe vergebens; darauf gab sie ihm Urlaub und Reisesegen. Der Rabe flog zwanzig Tage lang, da am zwanzigsten Tage schickte das himmlische Kind (Christus) einen so ungefügen Sturmwind, dass sich der Rabe dreimal überschlug, und nicht weiter zu fliegen vermochte. Zu dieser Noth kam noch, dass die seidene Schnur sich lösste, und der goldene Ring in das Meer fiel. Als der Rabe das merkte, schwang er sein Gefieder und flog das Meer zu Ende auf eine Felsenwand, da setzte er sich und beklagte sein Schicksal. Auf diesem Felsen wohnte ein Einsiedler seit vollen dreissig Jahren, der hatte die Klage des Raben gehört, redete ihn an, sagte, er möchte ihm sein Leid bekannt machen, denn er wähne, dass er dem Könige Oswalt in Engelland diene, und der Herr des Himmels habe ihm, dem Einsiedler, geboten, um seines Herrn willen auf ihn zu warten. Der Rabe war erfreuet über diese Worte, erzählte von seiner Reise, und wie ihm nun der Ring der edlen Königin entfallen, so dass er ohne diesen nicht nach Engelland kommen könnte. Der Einsiedler ermahnte ihn, einen vesten Mut zu haben, der allmächtige Christ könne alles bewirken, wenn er wolle. Darauf fiel der fromme Mann in Kreuzgestalt auf die Erde, und bat Gott und die himmlische Jungfrau um Wiedererlangung des Ringes. Alsbald kam auf dieses Gebet ein Fisch herangeschwommen, der trug das Ringlein in seinem Munde, und der Einsiedler fiel auf seine Knie, nahm es heraus, band es dem Raben wieder an und entliess diesen, indem er ihn der himmlischen Königin empfahl. Nun flog der Rabe noch sechs Tage, da kam er heim und erhub fröhlichen Schall, dass die Burg davon ertönte. Die Diener brachten die freudige Nachricht dem Könige, der eben bei Tische sass mit seinen besten Helden. Oswalt sprang alsbald auf vom Tische, denn es war ihm gar liebe Märe, hing einen Zobelmantel um, ging zu den Raben und warf den Mantel auf die Erde. Da flog der Rabe darauf hernieder und der Kö-

nig nahm ihn und rief: Du sollst mir zu Gott willkommen sein, mein lieber Rabe, drückte ihn an sich und trug ihn in sein Gemach, wo er die Botschaft von ihm begehrte. Der Rabe aber sprach: Herr, ihr seid etwas zu hastig; ich bin müde und hungrig, darum geduldet euch einen Tag lang, lasst mir aber zu essen und zu trinken geben, so will ich euch dessen besser unterhalten. Oswalt erschrak sehr bei des Raben Worten, liess ihm Wein und gute Speise bringen und glaubte, die Nacht wäre ein Jahr lang. Als er am andern Morgen wieder kam, liess sich der Rabe Brief und Ring von ihm ablösen und berichtete Alles, was ihm die edle Jungfrau aufgetragen hatte. Oswalt las den Brief und fand auch darin, dass die Königin ihn geherzt und an ihre Wangen gedrückt hätte, so dass ihm selber war, als ob sie an seinem Munde wäre. Nun gab er seinen Dienstmannen auf, dafür zu sorgen, dass den Winter über zwei und siebenzig Schiffe gerüstet würden; dann liess er einen Goldschmid kommen, der musste ihm zwei und siebenzig goldne Kreuze machen, und sodann liess er Briefe ausschreiben an seine Lehnsträger. Da kamen die zwölf Könige, vier und zwanzig Herzoge, sechs und dreissig Grafen, neun edle Bischöfe, und was sie alle für Dienstleute hatten, zum Hof des Königs, der alles in seinem Reiche so aufgeboten, dass er zwei und siebenzig tausend Mann bei sich hatte. Die zwölf Könige fragten, wozu sie berufen wären? und Oswalt beschied sie, dass er über Meer fahren, den christlichen Glauben in der Heidenschaft mehren und eine heidnische Königin herüber bringen wolle; möge es den Heiden lieb oder leid sein. Wer Ritter sei oder noch werden wolle, sollte sich die Fahrt nicht leid sein lassen; denn jeder, der auf der Fahrt erschlagen würde, müsse grosse Gnade im ewigen Leben haben; ausserdem gebe er auch reichen Sold und es möchte jeder, der Land und Burgen zu Lehen hätte, an seine Treue gemahnt sein und ihm geniessen lassen, was sein Vater etwa um sie verdient. Da sprachen alle, dass sie ihm

helfen und mit ihm über des wilden Meeres Flut fahren wollten. Da hiess der edle Degen die goldnen Kreuze aus der Burg auf den Anger tragen und sprach: Ihr Herren, jeder, der diesen Zug mitmachen will, muss ein Kreuz haben, daran werden in den Kämpfen die Christen wohl erkannt sein. Da entstand ein grosses Gedränge zu den Kreuzen, denn jeglicher wollte sich des schämen, dass er nicht ein Kreuz nehmen sollte, und von den Herren, die gekommen waren, wurden die Kreuze alle aufgenommen und auf ihre Wappenröcke bevestigt. Oswalt war so mit den Herren beschäftigt, dass er seinen Raben vergass; ein Hirsch, der gegen siebenzehn Jahr auf dem Hofe erzogen war, wurde mitgenommen. So fuhr man ab mit grossem Schalle und die Reise dauerte zwölf Wochen und ein ganzes Jahr, bis man in das Land zu Aaron kam. Nahe am Meere sah man eine schöne Burg, welche von Gold leuchtete, als ob sie brannte; sie hatte zwölf veste Thürme von rothem Marmorstein, und auf jedem Thurm stand bei Tag und bei Nacht ein Wächter. Als Oswalt die Burg sah, sprach er: Das mag wohl die Burg sein, worauf meine liebe Frau wohnet. An einem Abend spät war es, als er sich mit seinen Dienstmannen berieth, wie sie es angreifen wollten. Ein alter Dienstmann sprach; Ich sehe bei dem Meere zwei hohe Berge, dazwischen ist ein breiter Anger, darauf mögen wir gute Herberge haben, da liegen wir sicher und unser ganzes Heer ist behütet. Der Rath gefiel ihnen und sie befolgten ihn schnell; die Christen eilten aus den Schiffen und legten sich auf dem Anger zu Felde, richteten manches herrliche Zelt auf und lagen zwischen den Bergen verborgen. Nun schickte Oswalt nach seinem Kämmerer und verlangte seinen Raben, damit er von der Königin Nachricht erhalte. Der Kämmerer erschrak und gestand, dass der Rabe vergessen sei, fiel auf die Knie und meinte, es sei um sein Leben geschehen. Aber Oswalt erschrak nicht weniger und sprach: O, was hilft es nun, dass wir hergekommen sind? Ohne

den Raben können wir nichts ausrichten und der ist in Engelland gelassen; wisset, alle meine Dienstmannen, werden wir nun von den Heiden bestanden, so wehret euch, das ist Noth, denn ich habe euch alle in den Tod geführt. Da erschraken die Dienstleute sehr, riefen: „Nun Wehe, heute und immerfort!“ gedachten an Weib und Kindlein daheim und manche Zähre floss. Als Oswalt die grosse Noth sah, sprach er: „Nun folgt meiner Lehre, legt das Streitgewand ab, wir wollen alle kreuzweis auf die Erde niederfallen und Gott und die himmlische Königin anrufen, dass sie uns fröhlich von hinnen helfe.“ Das that das ganze Heer, und Gott und seine Mutter zeigten ihre Gnade, dass sie einen Engel nach Engelland zu dem Raben sandten, der ihn aufforderte, zu seinem Herrn zu gehen und fragte, wie er den habe so lange vergessen können; er würde von den Heiden hart bedrängt, Steg und Strasse wären ihm abgesperrt, darum sollte er eilen ihm beizustehen. Der Rabe erwiederte, der Engel solle nur schweigen und ihn anhören; sein Herr habe ihn über das Meer geschickt, wo er ihm mehr als ein ganzes Heer genutzt habe; er habe seinen Auftrag gut ausgerichtet und sei selbst in grosser Gefahr gewesen, woraus ihm nur die edle Königin geholfen; bei seiner Zurückkunft habe er dem hochgebornen Fürsten Alles gesagt, und dass seine ganze Mühe umsonst sei, wenn er ohne ihn komme, dennoch habe er ihn vergessen und einen Hirsch mitgenommen, das habe ihn in so grosse Noth gebracht; er sei ganz unschuldig, wenn der König und seine Dienstleute zu Schaden kämen. Der Engel ermahnte ihn, seinen Zorn zu lassen und dem Heere zu Hilfe zu kommen, denn ohne ihn würden sie Alle erschlagen werden. Der Rabe sprach: Engel, merke, was ich dir sage: ich bin fürwahr zwölf Wochen und ein Jahr ohne menschliche Speise gewesen, da habe ich meine Kraft und Stärke verloren und kann meinem Herrn nicht helfen, denn, seit er weggezogen ist, haben Koch und Kellner mich vergessen und, mein

Herr muss sich des immer schämen, ich habe mit den Hunden essen müssen, und wenn ich einem Hunde von seiner Speise etwas nahm, so fuhren sie mich an; mein Gefieder ist verzerret worden, und ich kann keinen Flug versuchen, wenn auch Alle sollten todtgeschlagen werden. Da sprach der Engel: „Nun, Rabe, folge meiner Lehre; schwinge dein Gefieder so hoch als drei Speere sind, wenn du dann nicht fliegen kannst, so komm' wieder nieder auf die Erde, und du hast deine Treue geleistet, und Gott und die Welt muss dir darum holder sein. Der Engel überredete den Raben, dass er sein Gefieder ausbreitete und zwölf Speere hoch in die Lüfte zog; darauf wollte er sich wieder niederlassen, aber der Engel zwang ihn, noch höher zu steigen, so dass er über das wilde Meer hinflog und zu Oswalt's Heer eilte. Dahin kam er am vierten Tag, setzte sich auf einen Mastbaum und erhob so lauten Schall, dass es über das Heer hinhallte.

Ein Schiffknecht hörte ihn zuerst, und voll Freude sprang er, mit einem Sprunge wohl drei Klafter weit, an das Land und eilte zum milden Könige Oswalt, ihm hastig sagend; „Nun gebet mir gutes Botenbrot, denn unsere Noth will sich enden, ich habe euern Raben gesehen.“ Da lachte Oswalt vor Freuden und sprach „Und ist mein Rabe gekommen aus Engelland, so geb' ich dir dreissig Mark Goldes in die Hand, ich mache dich auch zum Ritter und du sollst ferner nicht mehr Schiffknecht sein.“ Da lief der Schiffknecht alsbald wieder hin zum Raben, begrüsste ihn und lud ihn ein, zu ihm hernieder zu fliegen. Der Rabe kam und jener trug ihn auf der Hand zum König, der ihm mit manchem wackern Degen schon entgegen ging zu seinem Empfange und ihn mit einem Grusse auf die Hand nahm, worüber der Rabe erfreut war und dankte. Nun fragte Oswalt, ob Ruhe in Engelland wäre? Der Rabe antwortete: „Friede und gut Gemach ist in Engelland unter allen deinen Dienstleuten; allein ich habe dir viel über Koch und Keller-

meister zu klagen, denn sobald du abgereiset warst, haben sie mir meine Speise genommen und keiner Würde und Ehre mehr gepflegt, weil sie wähnten, du würdest nicht wieder kommen. Da hab' ich von Hunger grosse Noth gelitten und mit Hunden und Schweinen essen müssen, und wenn ich einem Hunde von seiner Speise nahm, so fletschte er mich jämmerlich an. Du musst mir dein Wort darauf geben, sie henken zu lassen, wenn du nach Engelland kommst." Der König erwiederte: „Nun, Rabe, lass deinen Zorn, ich gelobe dir bei meiner Ehre, dass, so lange ich lebe, du stets aus meiner Schüssel essen sollst. Ich wollte, dir wäre dein Gefieder gerüstet, damit ich dich zur Königin senden könnte." Der Rabe antwortete: „Ich weiss fürwahr nicht, ob ich geflogen bin, oder ob mich mein Sinn betrügt, denn mir ist, als ob ich wohl gefeistet sei; sage, was du der edeln Königin willst entbieten lassen, ich werbe die Botschaft und sollte ich darüber sterben." Der König versetzte, dass der Rabe melden sollte, wie Oswalt mit manchem kühnen Ritter gekommen wäre, die Königin möchte nun Rath geben, wie er die Sache anfangen und ob er etwa um sie fechten sollte? — Der Rabe nahm Urlaub, flog über den Berg hin und fand die Königin allein auf der Burg bei einer Zinne, wo sie den Boten willkommen hiess und durch ein Fenster zu sich nahm. Als er seine Botschaft angebracht hatte, sagte die Königin, dass Oswalt sein Heer zwischen den Bergen lassen, aber eine Raubgalere und nur hundert der kühnsten Dienstleute nehmen und nach der Burg fahren, hier in der Dunkelheit landen und ein kleines Zelt aufschlagen sollte, und wenn sie jemand fragte, wer sie wären, sagen, sie seien Goldschmide, welche nach ihrer Sitte die Länder bereiseten. „Dann wird er von meinem Vater und seinen Mannen gut aufgenommen werden und früh und spät wird Rath dazu, dass ich mit ihm entkomme."

Als der Rabe zu Oswalt der Jungfrau Worte brachte, rief dieser: O wehe, heut' und immermehr! ich habe we-

der Hammer noch Schere aus Engelland mitgebracht und muss nun auch Schaden davon nehmen, dass ich keinen Goldschmid bei mir habe. Die Rede hörten zwölf gute Helden, welche sogleich hervortraten und sprachen: Wir wollen euch liebe Märe sagen; wisset, Herr, wir alle zwölf sind Goldschmide und reich an Gut; wir sind zu Ritttern geworden, als ihr die Reise beschlosset, haben aber unser Werkzeug mitgebracht, ob wir es etwa in den fremden Landen gebrauchen möchten. Oswalt war darüber sehr erfreuet, nahm zu den zwölfen noch hundert Ritter und rüstete die Raubgalere, mit welcher er vor die Burg fuhr, wo sie ein Zelt, und die Goldschmide ihre Werkstätte aufrichteten. Das Getöse von den Hämmern und Zangen hörte ein Wächter, lief zum Könige und rief: Nun auf, reicher König Aaron, es sind Fremde vor die Burg gekommen, welche dir dein Land abgewinnen wollen. „Das werden Christen sein, sprach der König, welche nach meiner Tochter gesandt sind; aber es ist um sie geschehen, sie müssen alle gefangen werden, darum wecke mir sogleich das Hofgesinde.“ Da rief der Wächter zu manchem Gemache, weckte die Heiden und sagte ihnen die Märe; sie erschraken sehr, sprangen aus den Betten, legten das Streitgewand an, banden die Helme auf, und nahmen Schwert und Schild zur Hand. Als die junge Königin diesen Lärm hörte in ihrer Kemenate, hing sie eilig einen seidenen Mantel um, und ging zu ihrem Vater, den sie bedeutete, seinen Zorn zu besänftigen, nicht Kriegsvolk, sondern Goldschmide seien angekommen, er solle sich nicht übereilen und seinen Knechten gebieten, dass sie die Leute in Ruhe liessen. Fürwahr, setzte sie hinzu, ich und meine Frauen brauchen Ringe und Heftlein, und auch König Aaron bedürfte wohl eine schöne goldene Krone. Das lass sie verfertigen und gib ihnen reichen Sold dafür, dann hast du überall Ehre davon, wo man es singen und sagen hört. — So überredete ihn die Tochter und die Mannen legten die Harnische

wieder ab, kleideten sich dagegen auf Befehl des Königs prächtig, und gingen an fünfhundert mit Aaron zu den Goldschmiden. Oswalt ging ihnen entgegen mit den Seinen, und der Heide grüsste sie und sprach: Ihr Christen, seid mir willkommen! ihr mögt gute Christen sein, euere Kreuze sind alle golden; ich sehe, ihr seid auch alle Ritter und Knechte, darum sagt mir die Wahrheit, ob euch jemand hergesandt hat? Oswalt versicherte auf seine Ehre, dass niemand sie gesendet, worauf Aaron ihnen gestattete zu bleiben und seinen Beistand versicherte. Er liess ihnen Sicherheitsbriefe auf ein Jahr schreiben, und Wein, Brot und Wildpret ihnen aus der Burg bringen. So lagen sie ein Jahr und zwölf Wochen vor der Burg, ohne dass sie die junge Königin gesehen hatten, und Oswalt sprach zu seinen Goldschmide; „Ich wollte, wir wären in Engelland. Denn wenn ich auch mit allen Christen und Heiden mich hätte vor die Burg legen können, so würde mir das doch nichts helfen, ich würde mein ganzes Heer aufreiben; müsste doch umkehren, wenn ich nicht bald inne würde, wie die Jungfrau gestaltet ist.“ Nun war es an einem Montage Morgens, als er in allen seinen Sorgen entschlafen war, dass es ihm vor die Sinne kam, wie er die Königin aus der Burg gewinnen sollte; darüber schrak er auf, und sagte es den Mannen, die bei ihm waren, berief auch die Goldschmide und begehrte, dass sie seinem Hirsche goldene Klauen, ein goldenes Geweih und eine goldene Decke machen sollten, welche bis auf die Erde ginge. Dann wolle er ihn in der Frühe zu den Burggraben führen, und wenn ihn der König sähe, werde er mit seinen Heiden und Hunden kommen, ihn zu jagen, alsdann möchte es ihm gelingen, wenn die Pforte nicht behütet, die Königin zu gewinnen. Die Goldschmide lieferten alles in sieben Tagen, und Oswalt nahm am achten früh den Hirsch an ein seidenes Seil, führte ihn zum Burggraben, liess ihn da stehen und begab sich zur Schmide zurück. Des Königs Wächter ersah den Hirsch, verwunderte

sich darüber, lief zum Könige und verkündigte, dass am Burggraben ein goldener Hirsch stehe.

„Du sagst mir liebe Märe, viel stolzer Wächter, sprach König Aaron, den Hirsch haben die Goldschmide gemacht, die sehr kunstreich sind, er ist hohl und läuft vor dem Winde. Wohlauf, wecke mein ganzes Hofgesinde, wer nur einen Stab führen kann, soll mit, und wer von der Jagd bleibt, soll das Leben verlieren.“ Da weckte der Wächter die Dienstmannen mit dem Ruf zur Jagd; sie sprangen auf, legten Gewand an und sassen freudig auf, Bogen und Spiesse trug man her, die Hörner erschallten und man rief überall die Hunde herbei. Als die Pforte aufgethan war, drang einer vor dem andern heraus. Des Thorhüters Treue war aber gross, er schloss die Pforte vest wieder zu, damit die Jungfrauen behütet würden. Der Hirsch blickte um sich, erschrak vor den Hunden und floh einem finstern Walde zu, die Heiden eilten ihm nach, aber der Hirsch floh einen Berg hinauf, der sich hoch in die Lüfte zog, worüber ausser wilden Vögeln noch kein lebendes Wesen gekommen war. Die Heiden wurden so von dem goldenen Hirsch betrogen, der recht in aller der Geberde, als ob er ein Hofschalk wäre, über den Berg vor ihnen hinfloh und zu Oswalt's Heere kam, welches jenseit des Berges am Meere lag. Da fragte jeder, wo er herkäme, aber es konnte es keiner recht sagen. Die Heiden jagten inzwischen im Walde umher, hierhin und dorthin.

Die junge Königin stand oben auf den Zinnen vor ihrer Mutter, und vierundzwanzig schöne Jungfrauen waren bei ihr zur Hut; da sprach sie zu einer von diesen: Liebe Gespielin, nimm aus Treue zu mir, welche ich dir lohnen will, meinen Mantel und meine Krone, und stelle du dich hier statt meiner her vor meine Mutter; mir ist im Haupte so weh geworden, ich muss von den Zinnen gehen und mich schnell in meiner Kemenate abkühlen; wenn die Krankheit ein Ende genommen hat, will ich wieder kommen. Die Jungfrau that so, beklei-

dete sich und stellte sich hin, wo die Königin gestanden hatte, so dass es die Mutter nicht merkte. Die junge Fürstin eilte mit drei Jungfrauen in ihr Gemach, da lagen vier Röcke, die sie bereitet hatten, die legten sie an, dazu Hosen und Schuh, breite Gürtel und Hüte, als ob sie junge Männer wären, thaten Machmeten manchen Fluch, denn sie wollten Christen werden, legten goldene Sporen an, wie heidnische Ritter, nahmen Schwerter in die Hand und gingen zur Pforte; allein diese war verschlossen, und so starke Riegel davor gestossen, dass sie dieselben nicht öffnen konnten. Sie gingen wieder auf die Zinnen, ob sie vielleicht herabspringen könnten, allein es war zu hoch. Da wurden sie sehr traurig, gingen wieder hinab und die Königin sprach, sie habe gehört, wie gnädig unsere Frau sei; sie betete daher zur Maria um Beistand, und plötzlich brach das Schloss von der Pforte und sie that sich auf, als ob sie von einem Sturmwinde aufgeworfen würde. Die Jungfrauen gingen hinaus, und Thür und Thor waren dann wieder verschlossen, wie vorher. Nun eilten die Frauen zu Oswalt's Zelt; der Rabe aber, welcher auf einem Mastbaum sass, sah sie, eilte zu Oswalt, verkündigte ihm ihre Ankunft und forderte ihn auf, sie würdiglich zu empfangen. Oswalt ging ihnen entgegen, umfing die Königin, welche an einem goldenen Haarbande kenntlich war, gar lieblich, und eilte mit ihr und seinen Helden schnell auf seine Galere, liess die Schmidestatt stehen und fuhr zu seinem Heere, dem er fröhlich bekannt machte, wie er nun die junge Königin hätte und sie zurück nach Engelland wollten. Da war die Freude gross; manches Gezelt und die Hütten liess man stehen, alle eilten auf die Kiele, Oswalt und sein ganzes Heer schifften sich ein, die Schiffsleute kamen, nahmen die Ruder zur Hand, lichteten die Anker und fuhren, fröhlich von Herzen singend über den glücklichen Erfolg, davon.

Als die alte Königin des Morgens früh die Heiden von der Jagd zur Burg zurück reiten sah, hiess sie den

König Aaron willkommen, fragte, wie es auf der Jagd ergangen, und ob sie den Hirsch gefangen. Der König sagte, sie sollte es sich um das Geld nicht leid sein lassen, er hätte Gold genug und die kunstreichen Goldschmide sollten ihm einen andern Hirsch machen. Da lachte die Königin und sprach: Viel reicher König, nun lass deinen Zorn! alle deine Mühe, dein Pirschen und Jagen ist umsonst, es gereicht uns sehr zum Leide, denn unsere Tochter ist mit den Goldschmiden von hinnen, sie und drei Jungfrauen. Da erschrak der Heide heftig und sprach: Ich wusste wohl, dass es uns grossen Schaden bringen würde, wenn wir den Raben am Leben liessen, denn das ist Sanct Oswalt von Engelland, der unsere Tochter entführt; aber er soll mir nicht entrinnen, ich ertränke ihn und sein ganzes Heer auf dem Meere. Da nahm er sein goldenes Horn, welches er stets blies, wenn er gerechte Ursache zum Zorn hatte, und welches durch Zauberkunst so gemacht war, dass man es bis in das dritte Königreich hören konnte, setzte das Horn an den Mund und liess es erschallen, dass alle seine Diensmannen es hörten, sich eilig rüsteten, zur Burg ritten in grosser Schar und den Herrn fragten, was geschehen wäre. Als sie darüber beschieden waren, weilten sie nicht. Der König begab sich mit seinen Helden auf die grossen Raubgaleren, nahm selber ein Ruder in die Hand, so thaten auch die Schiffsleute alle, und setzten den Flüchtigen nach.

Es war an einem Montag Morgen, als Oswalt in grossen Sorgen dahin fuhr, die Heiden waren ihm nahe gekommen, aber er hatte es noch nicht bemerkt; wohl aber waren die Heiden der Christen ansichtig geworden und darob in grossen Zorn entbrannt. Hätte Oswalt seinen Raben nicht gehabt, so wäre keiner der Christen heimgekommen; aber dieser sass auf dem Schiffe, sah die Feinde und sagte seinem Herrn, dass Galeren ihm nachkämen, und dass es die Heiden seien. Da erschrak die königliche Jungfrau und bangte vor ihres Vaters

Zorn, dass er alle Christen erschlagen möchte; aber Oswalt tröstete sie, dass ausser Gott ihnen niemand schaden könnte; fiel auf die Knie, hob die Hände auf und gelobte, dass, wenn er hier von den Heiden erlöset würde, er jedem Menschen, der ihn um Gottes Willen darum bitten würde, Alles geben wollte, Burg und Land, selbst sein Haupt. Sobald dies Gelübde gethan war, tobte das Meer gräulich auf, dass Oswalt mit den Seinen in einer kleinen Weile vierhundert Meilen weit fuhr, dazu sandte das himmlische Kind den Heiden Nebel und Wind, dass sie nichts sehen konnten und hier und dorthin fuhren; Oswalt aber hatte Sonnenschein und fuhr in einem halben Tage mehr denn sieben Tagereisen weit. Da kamen die Christen an eine Insel, bevestigten die Schiffe und begannen sich zu Felde zu legen, um sich zu berathen. Bald darnach kamen aber auch die Heiden, sahen die Christen, segelten auf sie los und sprachen: „Und hätte sich die Welt für sie verschworen, so müssen die Christen alle das Leben verlieren.“ Als Oswalt die Heiden auf sich zusteuern sah, ermahnte er die Seinen, vesten Mut zu haben, sich kräftig zu wehren, jeder, der in diesem Kampfe erschlagen werde, würde die ewige Seligkeit erlangen. Die wackern Christen sprachen dem Könige zu, selber guten Mut zu behalten, sie wollten ihm treu beistehen, keiner der Heiden solle wieder in sein Land kommen. Nun waren die Heiden allesammt auf das Land gekommen, Sanct Oswalt drang daselbst vor, nahm die Sturmfahne in die Hand und die Seinen eilten ihm nach. Nun erhob sich Angst und grosse Noth, jeder zog sein Schwert aus der Scheide, Heiden und Christen liefen einander an; mit starken, grimmigen Schwertschlägen zerhieben sie die Panzerringe, und der Wigand Oswalt, mit der Sturmfahne in der Hand, focht den Seinen ritterlich vor; er focht als ein biderber Herr und gab den Seinen Rath und Lehre, des waren seine Herren und Knechte froh. Die Christen begehrten keine Rast, sie brachten die Heiden in grosse Klage, hieben

weite Wunden durch die stählernen Ringe, hieben durch veste Helme und durch stählernes Gewand. Sie fochten einen Sommertag lang und bis auf den Abend, da waren die Heiden erschlagen; König Aaron verlor wohl dreissig tausend Mann und wurde gefangen, denn man schonte keinen andern als ihn. Als ihn Oswalt sah, lachte er, hiess den Schwäher willkommen und forderte ihn auf, sich taufen zu lassen. Der Heide sprach: Willst du mich zu deinem Schwäher haben, so spotte nicht, denn an deinen Gott glaub' ich nicht. König Oswalt versetzte, du sollst Gott nicht schelten; ich bin an dir sieghaft geworden, und mein Gott ist so allmächtig, dass er alle deine Leute wieder aufstehen heissen kann. Da sprach der Heide, dass wenn Oswalt dies von seinem Gott erbitten möchte, er sich taufen lassen wollte. Oswalt sah zum Himmel auf und bat Gott den Herrn um seines Todes willen, wodurch er Mann und Weib von Sünden erlöset habe, dass die Todten wieder lebendig werden möchten. Nach diesem Gebete sahen die Erschlagenen einander an und standen alle auf mit solchen Geberden, als ob sie sanft geschlafen hätten. Siehst du dieses Zeichen, reicher König Aaron, sprach Oswalt, nun sollst du auch Glauben haben und das Christenthum annehmen, damit du das ewige Leben erlangst. Der wilde Heide sprach: Oswalt, das wäre mir immer leid, denn dein Gott ist nur ein junger Thor, ich will an den alten glauben, der soll auch mein Leben behüten; der alte hat alle Dinge geschaffen, und an ihn glaube ich früh und spät. Hätte ich sieben Häupter, wie ich nur eines habe, ich liesse mir alle sieben eher nehmen, als ich an deinen Gott glauben wollte. Siehst du nicht, setzte er hinzu, dass meine Leute wieder lebendig geworden sind, jetzt will ich mit ihnen gegen dich streiten. Die Heiden aber, welche wieder lebendig geworden waren, sprachen: Herr, lasset euern Zorn, ihr sollt von diesem Kriege ablassen, wir wollen euch nie mehr beistehen; wir sind in dem heissen Höllengrunde gewesen, da ist uns so weh ge-

schehen, dass wir an Machmet nicht mehr glauben, er kann Keinem helfen; wir wollen an Jesus Christus glauben und ihm dienen, er kann Hilfe erzeigen.

Als Aaron diese Rede hörte, sprach er: O milder König Oswalt, nun hast du mich ganz in deiner Gewalt, ich liesse mich gern taufen und wollte christlichen Glauben mehren, aber das Meer ist salzig und grundlos; du sagst, dein Gott sei ein Heiland; lässt er nun seine Gnade so erscheinen, dass er dort aus der steinernen Wand einen Brunnen springen lässt, so taufe mich darin, sonst aber geschieht es nicht. Oswalt sah die Felsenwand an, fiel nieder auf seine Knie, zog sein Schwert aus der Scheide und liess die Spitze nieder; dann bat er, zum Himmel aufsehend, dass Gott hier möge zur Ehre der heiligen Taufe einen Brunnen entstehen lassen. Da ward er vom Herrn des Himmels und seiner lieben Mutter seiner Bitte gewährt, das Schwert fuhr ihm aus der Hand, von der Spitze desselben brach die Wand und ein Felsenstück liess sich hernieder, so gross, dass tausend Wagen es nicht hätten tragen mögen. Ein Brunnen floss nun aus der Steinwand, wohl zehn Klaftern breit und neun tief. Oswalt rief laut: Siehst du, heidnischer Mann, das Zeichen, welches mein Gott gethan hat, und willst du nun christlichen Glauben empfangen? Bei dieser Rede erschrak der Heide sehr, bekannte, dass der Christen Gott über alle Dinge Gewalt habe, und mächtiger als Machmet sei, den er nicht mehr ehren wolle. Er begehrte, dass Oswalt ihm das Gewand abziehen und ihn taufen sollte. Dies that Oswalt, nannte ihn in der Taufe Zentimus, taufte darauf die vier Mägdlein, und dann die übrigen Heiden ohne Rast drei Sommertage lang, und als der dritte Tag sich scheiden wollte, waren noch zweiundsiebenzig Heiden ungetauft, die fürchteten, dass sie zu spät kommen möchten, sprangen alle auf ein Mal hinein, und drei von ihnen warfen das Wasser in den Mund; einem Jeden ward eine reine Seele kund und alle sprachen: Nun haben wir den Tod über-

wunden; aber, werther Fürst, werden wir nun ewig leben? Oswalt erwiederte: Gott hat aller Dinge Gewalt, aber ich verkündige euch, dass ihr alle in einem Jahre sterben werdet. Da jammerten die Heiden sehr, dass sie des Todes-Noth noch einmal erleiden sollten, sprachen, dass Oswalt den Heiland bitten möchte, sie lieber gleich sterben zu lassen, ehe sie das Jahr in Sorgen hinbrächten, und vielleicht in Sünden verzagten. Oswalt erfüllte ihre Bitte, und auf sein Gebet starben sie alle sänftiglich; die Schar der Engel nahm die Seelen von eines jeden Munde in Empfang, und führte sie in das Himmelreich, ihre Leiber aber wurden zu Asche und Staub. Oswalt, welcher von den Seinen keinen Mann verloren hatte, fuhr fröhlich mit Schwäher und den vier Jungfrauen nach Engelland, wo seine Ankunft verkündigt war. Alle seine Leute hörten das gern; die Reichen kamen mit Gaben, die Armen um Gnade, alle erwiesen ihm grosse Ehre.

Nun hatte er ein prächtiges Fest angerichtet, von Pfingsten bis auf den Sonntag, wo man Essens und Trinken pflag, und als diese Festlichkeit zu Ende war und die Herren auseinander gingen, sandte Oswalt Boten aus, welche die armen Leute zu ihm lassen sollten, denen er eine Spende geben wollte. Da kam auch der himmlische Heiland in Gestalt eines Armen, um Oswalt zu versuchen, ob er das halten würde, was er auf dem Meere gelobt hätte. Oswalt theilte die Armen sämmtlich in zehn Scharen, und als der ersten gegeben wurde, ging der Heiland zu dieser und sodann ging er zu der folgenden, welcher gegeben wurde, und empfing auf diese Weise zehn Mal eine Gabe. Als die Armen von dannen gingen, blieb der Heiland noch, ging zum Könige und bat um eine Gabe, damit Gott des Königes Leben behüte. Oswalt war bereit, die Diener aber sprachen, dass er schon für ein halbes Jahr genug zusammen getragen habe, denn er sei ein so geiziger Mann, dass er bei jeder der zehn Scharen sich habe eine Gabe reichen las-

sen. Der Pilgrim versetzte, er habe zehn Kinder und ein armes Weib, die habe er in der Herberge gelassen, weil sie nicht mit hergehen wollen. Da hiess König Oswalt ihm zwölf Stücke Fleisch und zwölf Brote hertragen und gab ihm dazu zwölf goldene Pfennige. Das verdross die Diener sehr und sie sprachen: ' Nun komm' aber nicht mehr wieder. Der Pilgrim weilte nicht, sondern eilte den Armen nach und theilte ihnen Alles, was er empfangen; dann ging er wieder nach Hofe, wo König Oswalt sich mit seinen Leuten zu Tische gesetzt hatte, und stellte sich vor des Königes Tisch. Das verdross die Hofknechte, die Buben und die Schildfesseln (Schildknappen), welche ihn nicht vergessen hatten, sie trieben ihn von dem Tische weg, einer hier hin, der andere dort hin. Oswalt nahm es wahr, verbot es ihnen, stand auf, fasste den Pilgrim bei der Hand und führte ihn zu dem Ofen. Hier, sprach er, sollst du sitzen, ich werde dir Essen und Trinken geben lassen. Darauf setzte er sich nieder zu Tische und man trug einen schönen Braten herein. Alsbald sprach der Pilgrim: Oswalt, um deiner Ehre willen, so dich Gott in seiner Hut habe, gib mir den Braten! Sogleich trug ihm Oswalt den Braten selbst hin. Sodann trug man Hühner und Fische auf, dabei stand auf dem Tische ein goldener Pokal *), den blickte der Pilgrim oft an und begehrte ihn, da er besser auf einem Altar als auf dem Speisetische stehe; er solle es thun, so ihm Gott aus der Noth geholfen habe. In gleicher Weise begehrte er auch das mit Gold und Silber gestickte Tischtuch, welches vor dem Könige lag, um es nach Rom auf Sanct Peters Altar zu schicken. Auch dieses trug Oswalt dem Pilger hin; dass er aber so viel bat, brachte die Schildfesseln und Diener so auf, dass sie sich nicht mehr halten konnten, sich auf die Seiten stellten, den Pilgrim lästerten, die Messer zuckten und ihn erstechen wollten. So wie Oswalt das merkte,

*) Im Orig. Kopf, d. i. ein halbkugelförmiges, auf einem Fusse stehendes Trinkgeschirr; wird auch in andern Gedichten erwähnt und ist das französische coupe.

sprang er vom Tische auf, schlug einen Schildfessel hinter die Ohren, stiess einen andern in das Gesicht, dass er rücküber stürzte, gab dem dritten einen ungefügen Schlag, und den vierten zog er an den Haaren in der Stube her und hin. Darauf sprach er: „Sehet die feigen Buben, die sich so unnütz machen! was kümmert's euch, warum er mich bittet, geht es doch nicht auf euere Kosten. Ich habe dem himmlischen Fürsten, da ich auf dem wilden Meere fuhr, gelobt, dass ich jedermann der mich in Gottes Namen bitten würde, alles geben wollte, warum er mich bäte, und wenn es mein Haupt wäre." Damit wurde den Hofbuben ihr Unfug gegen den edlen Pilgrim verboten. Der König hatte sich wider zu Tische gesetzt, da kam der Pilgrim vom Ofen her, stellte sich vor den Tisch und sprach: König Oswalt, gedenke deines Pfandes und gib mir alle deine Länder, dazu Scepter und Krone. Gott hat Alles in seiner Gewalt, sprach der König, ich gebe dir Burgen und Land. Nun gib mir auch deine Frau, sagte der Pilgrim. Da erschrak Oswalt sehr übel, blickte traurig seine Frau an, aber sprach: Nun, ich gebe sie von Herzen gern, ich verziehe dich nicht meiner Frau, möchte es nur ihr Wille sein. Die Frau sprach: was Gottes Wille ist, soll geschehen. Da nahm sie Oswalt an der Hand, führte sie dem Pilgrim zu, bat sich sein Gewand aus und entfernte sich. Seinen Helden war das leid und sie klagten sehr. Als er so über den Hof ging, rief ihn der Pilgrim zurück. Oswalt trat vor ihn hin und fragte, was er noch mit ihm zu schaffen habe? Der Pilgrim sprach: Wüsstest du nicht gern, wer ich sein mag? Oswalt bejahete es. Der Pilgrim sprach: Fürwahr, ich bin es, ohne allen Spott, ich bin der allmächtige Gott, der dich hat versuchen wollen, ob du halten würdest, was du gelobt hast. Nimm Alles zurück; mit deiner Frau sollst du sündlos leben; auch lebst du nicht länger als zwei Jahr, und sollst dann einer der vier Nothhelfer sein. Um der Sünde zu widerstehen, sollt ihr Wasser vor euerem Bette haben

und hineinspringen, wenn euch die Menschheit bezwingt. Thut meinen Willen und ihr sollt die himmlische Krone haben. Damit verschwand der Heiland, und Oswalt und seine Frau lebten züchtig und würdiglich die zwei Jahre, und als die Todesstunde kam, legten sie sich in ein Bette, liessen zwei Priester holen, bekannten ihre Sünden, genossen den heiligen Leichnam des Herrn, und warben um Gottes Huld. Als man sie beerdigen wollte, kam die Schar der Engel und führte sie in das ewige Himmelreich.

Alsô ist sant Oswalt gestorben,
und hât gotes hulde erworben,
zwâr *) des solt ir sicher sîn,
er und diu edele künigin.
3465. Nû helfe uns got der guote
unde Marjâ sîn vil liebe muoter,
daz unser keinez niumer sterbe,
unz daz wir ir beider hulde erwerben;
darumbe süln wir biten, deist mîn rât:
dâmit sant Oswaldes Leben ein ende hât.

*) Zwâr = in Wahrheit, fürwahr.

XVI.

Leben der heiligen Marina.

Der unbekannte Verfasser dieses niederdeutschen Gedichtes von 329 Versen, welches von P. J. Bruns herausgegeben ist in: Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache, aus einer Handschrift der Akademischen Bibliothek zu Helmstaedt herausgegeben. Berlin und Stettin 1798, S. 144 bis 158, hat eine übersetzungsähnliche Bearbeitung der Legende von der h. Marina, wie sie in *Acta Sanctt. Julii, T. IV, p.* 286 steht, geliefert und nichts Fremdartiges darin eingeschaltet. Er nennt die Geschichte ein Buch, dem er eine Vorrede von V. 1 — 22 und eine Nachrede von V. 312 — 329 gibt. Wann und wo die heil. Jungfrau Marina gelebt hat, sagt weder die Legende noch das in Rede stehende Gedicht.

Geistliche Wonne machst du schauen
An Männern und an Frauen,
Die sich der Welt ganz begeben
Und in strengen Tugenden leben.
Das ist doch lustig allermeist,
Warum so begabt der heilige Geist
Die kleinen weiblichen Personen,
Dass sie in der Keuschheit bewohnen,
Und sind um Gottes Willen quitt
Aller Wollust in dieser Zeit.
Das hat der milde Gott gegeben
Sanct Marinan, die ihr Leben
Stets lebt in jungfräulicher Ehr':
Dazu gab ihr der süsse Herr,
Dass sie mit geduldiger Arbeit
Sollte unter männlichem Kleid
Von Kindheit an werden geübt.
Sie ist sehr worden geliebt
Von Gott im himmlischen Paradeise;
Willst du wissen, in welcher Weise
Sie habe gehalten ihren Orden?
Das steht hier in deutschen Worten.

Ich habe gelesen, dass in einer Stadt ein bescheidener Mann lebte, dem ward eine liebe Tochter geboren, welche er bei einem seiner Verwandten liess und, um Gottes Huld zu erlangen, in ein peinliches Kloster ging, welches zweiundzwanzig Meilen von der Stadt lag. Hier büsste er seine Sünde, war stets arbeitsam und befliss sich aller Tugenden. Der Abt wurde dies gewahr und hatte ihn lieber als alle andern. Nachdem eine Zeit vergangen war, sehnte er sich sehr nach seinem Töchterlein und litt darob grossen Kummer; das merkte der Abt und befragte ihn über den Grund seiner Klage. Da fiel der Mann vor ihm nieder, weinte und sprach: Mein Sohn ist noch klein, den ich zurück liess, und ich weiss nicht, wie es um ihn steht. Dass das Kind ein Mädchen war, wollte er nicht gern sagen. Der Abt, welcher den Kummer einsah, sprach zu ihm, dass er seinen Sohn sollte bei sich wohnen lassen, wenn sein Schmerz so gross wäre. Da holte der Bruder seine Tochter, welche Marina hiess, kleidete sie als einen Knaben, nannte sie Marinus und brachte sie in das Kloster. Dort machte man sie mit der Schrift bekannt und es wurde den Brüdern nicht gesagt, dass sie ein Mägdlein war, sondern alle hielten sie für einen Jüngling. Als sie vierzehn Jahr alt geworden war, sagte ihr Vater: „Du sollst dich vorsehen, dass hier niemand inne werde, wie es um dich beschaffen ist; halte, was der Herr geboten hat und sieh zu, dass dich nicht des bösen Geistes Listigkeit verkehre. Merke, wer des Klosters Reinigkeit beflecket mit unreiner That, der wird am jüngsten Tage mit den Teufeln völlig verdammet, ohne Widerrede; denn da kommt Christus, das ist wahr, zu richten mit der heiligen Schar.“ So lehrte sie der Vater täglich mit gottesfürchtiger Rede, und als sie zu achtzehn Jahren gekommen war, liess Gott ihren Vater zu sich fahren und sie blieb allein in der Zelle, welche zuvor ihr Vater inne gehabt hatte, dem sie ungefordert Alles that, was er wollte. Auch war sie willig zu allem, was der geist-

liche Vater oder die Brüder zusammen von Marinus haben wollten. Wegen ihrer grossen Arbeitsamkeit war sie allen lieb.

Das Kloster hatte ein Paar Ochsen und einen Karren dazu; damit fuhren die Mönche nach einem Flecken am Meere, der nicht weiter als drei Meilen vom Kloster entfernt war, wohin die Kaufleute ihre Güter brachten, und holten auf dem Karren, was sie im Kloster gebrauchten. Eines Tages sprach der Abt: Bruder Marinus, warum gehst du nicht mit den Brüdern, um ihnen zu helfen? Er sprach: Das sollte mich nicht verdriessen, hättet ihr es mir geheissen. Da wo die Kaufleute ihre Güter am Meere hinbrachten, war eine öffentliche Taverne. Marinus zog oft und gern mit dem Karren an das Meer, wie ihm der Abt geboten hatte, und wenn es dann zu spät ward heimzukehren, so blieb er mit den Brüdern Nachts in der Taverne. Da trieb nun der unreine Teufel Folgendes: Der Wirt hatte eine Tochter, welche von einem Ritter, der in die Taverne kam, schwanger ward. Die Aeltern bedroheten sie sehr und drangen in sie, zu sagen, von wem sie empfangen hätte. Sie sprach: Es kommt hier oft ein Mönch mit einem Karren in unser Haus, Marinus genannt, der hat mir Gewalt angethan. Die Aeltern gingen sofort in das Kloster und sprachen zum Abt: Nun merket, was euer Mönch Marinus angerichtet, er hat unsere Tochter geschändet. Der Abt hiess sie warten, um der Sache gleich nachzuforschen, hiess den Mönch kommen und befragte ihn, ob er die Sünde gethan habe. Marinus bedachte sich lange Zeit, dann sprach er: Vater, ich habe übel gethan, ich will gern büssen; bitte für meine Ungerechtigkeit. Da sprach der Abt zornig: Du sollst nicht säumen und sogleich das Kloster verlassen. Da ward Marinus hinausgejagt; er bekannte aber nicht, dass er eine Magd war und keine Schuld hatte. Er ging in grosser Geduld aus dem Kloster vor das Thor, und wenn die Brüder herauskamen, bat er sie um ein Stück Brot, denn er wäre ungern von dort gewichen. Da blieb

er wohl drei volle Jahre. Die Dirne gebar einen Sohn, und als der von der Brust genommen war, sorgte die Mutter für der Tochter Nutzen. Sie nahm das Kind trug es vor das Kloster und sprach zu Marinus: Hier bringe ich dir deinen Sohn, du sollst nun für alles sorgen, dessen er bedarf. Damit setzte die Wirtin das Kind nieder und ging heim. Marinus nahm sogleich das Kind, als ob sie seine Mutter wäre, und liess es von dem Brote leben, welches ihr aus dem Kloster gegeben ward. So blieb die Magd willig mit dem fremden Kinde zwei Jahr. Das erbarmte die Brüder, sie traten vor den Abt hin und baten, dass er den Bruder Marinus frei geben und in das Kloster gehen lassen möchte; er hätte nun genug gethan, dass er so lange vor dem Thore geblieben und nie Ungeduld ihn weggetrieben hätte; der Abt möge nun die Reue, die er so anhaltend gezeigt, annehmen und ihn froh werden lassen, Gott habe es selbst so geheissen. Der Abt nahm ihn zu Gnaden an, liess ihn vor sich laden und sprach: Dein Vater war in unserm Orden ein heiliger Mann geworden; er brachte dich hierher, da du ein Kind warst, wie du weisst, und hat hier nichts Böses gethan, wie du leider gethan hast. Du bist nun wieder eingebeten und mit dir ist dein eigener Sohn, der unächt geboren ist, eingetreten. Das lass dir zu Herzen gehen und merke, was du bestehen musst als stete Busse für deine Sünde. Du sollst gutwillig in Gehorsam alle Tage das Münster zu kehren bereit sein; sollst den Unrath hinwegtragen; hole ohne Widerspruch Wasser zu dem heimlichen Gemach, dass es rein werde; höre mit Fleiss, was ich meine; schmiere die Schuhe aller unserer Brüder und diene ihnen ausserdem in allen Dingen, die du nur vollbringen kannst. Wenn du das früh und spät thust, so wird dir meine Gnade wieder. Da that die heilige Jungfrau mit ganzer Herzensruhe alles, was ihr der Abt geheissen hatte, und in nicht vielen Tagen hiernach starb Marina in Gottes Frieden. Gott wollte ihre Geduld belohnen. Da sagten dieselben Personen dem Abte, dass

Marinus verschieden wäre. Der Abt sprach: Meine Freunde, seine Sünde war grob, darum hat ihm Gott nicht die Zeit gegeben, dass er hier mit reuigen Werken volle Gnade erworben. Nun ist er darum gestorben. Waschet ihn und sehet danach, dass er in ein Grab gelegt werde, welches fern vom Kloster sei. Sie gingen hin und bespülten ihn mit Wasser, und als sie des Mannes Leib bewegten, da wurden sie gewahr, dass er ein Weib war. Darüber erschracken sie im Augenblick, schlugen mit grossem Schmerz Haupt und Brust, und hierzu riefen sie überlaut: Sehet, wie diese gute Jungfrau in heiliger Geduld gelebt hat, als wir ihr unverdienten Kummer machten. Da gingen die Brüder weinend zu ihrem Oberhaupte und sagten: Komm, du sollst Marinus sehen. Der Abt sprach: Was ist geschehen? Sie sprachen: Komm und sieh dir an, was du beginnen willst. Er ward erschreckt und ging mit. Da hoben sie das Kleid auf, welches auf der Magd lag und der Abt sah, dass der Bruder von weiblichem Geschlechte war. Da fiel er gerade vor ihre Füsse nieder und schlug sein Haupt hart gegen die Erde und sprach: Bei Gott beschwöre ich dich, dass du mich nicht verdammst vor dem strengen Antlitze Gottes, darum, dass ich im Unmaasse dich leider sehr bekümmert habe. Fürwahr, ich meinte, dass du sündig wärest. Dein Wesen war mir unbekannt und dein heiliges Leben verborgen, das muss ich Armer nun schwer empfinden. Darauf sagte er, dass die heilige Jungfrau in der Kirche ruhen sollte, und das geschah nach seinem Willen. An demselben Tage kam des Wirtes Tochter gegangen, die war vom bösen Geiste besessen und sprach in der Kirche von ihren kundigen Werken und wer des Kindes Vater wäre; ward auch allda wieder gesund. Am siebenten Tage fuhr Marina in der Engel Chor. Als dieses Wunder geschauet wurde, da liefen viele Leute herzu, die an dem Meere wohnten, wohin Marina oft in Mönchskleidung mit dem Karren gezogen war, und eine grosse Schar derer, die in der Nähe waren; sie nahmen Wachs-

kerzen und liessen sich Kreuze vortragen und kamen mit Psalmen und Gesang in das Kloster und lobten Gott mit süssem Klange, und es geschahen noch viele Zeichen um des Gebets der heiligen Marina willen.

Herr Gott, mein Tröster sonderlich,
In deinen Heil'gen wunderlich!
Ich bitte dich, lass mich verdienen *)
Die Tugenden von Sanct Marinen.
Lass mich Unglück und Hohn empfahn
Mit Freuden, wie sie hat gethan.
Werde ich verworfen, oder belogen,
Beschädiget, oder betrogen.
Gib mir, dass ich es dulde.
Wirf mich nicht aus deiner Hulde,
Jesu, mein allerliebster Bruder,
Durch **) Sanct Marien, deine Mutter,
Die alle Tugenden besass,
Wovon Sanct Marinen zumass
Und andern Heil'gen, Gott nur Stücke,
Damit mir Armen dieses glücke;
Das gebe Gottes hohe Dreifaltigkeit,
Die selber ist die Ewigkeit.
Amen. Amen. Amen. Amen.

*) Im Original steht bequinen = ausharren.
**) Durch = Um willen.

XVII.
Theophilus.

Dieses, in niederdeutscher Sprache abgefasste, Gedicht von 753 Versen befindet sich ebenfalls unter den von Bruns herausgegebenen Romantischen etc. Gedichten in altplattdeutscher Sprache etc., und zwar mit Einschluss der einleitenden Worte des Herausgebers, v. S. 291 — 330. Es ist ein Beleg für die übertriebene Verehrung, in welcher die Jungfrau Maria im Mittelalter stand und worüber nachzulesen ist „Erzählungen aus dem XII. und XIII. Jahrhundert, mit histor. u. krit. Anmerkungen. Aus dem Französischen des Le Grand. (Uebersetzt und bearbeitet von Lütkemüller) Halle und Lpz. 1798. Th. V. S.125 ff.“ Auch sind von den dort mitgetheilten *contes devotes* einige zu vergleichen. Bd. II. 93—97 wird ein Auszug aus der französ. Moralité von Rütebeuf, welche das Wunder der Theophilus zum Inhalt hat, gegeben. Die Sache ist dort etwas anders behandelt. Der Verfasser des niederdeutschen Gedichts hat sich in Ansehung der Reime Härten und Freiheiten erlaubt, die nicht leicht vorkommen. Er reimt z. B. V. 309 rennen und schawen, V. 640 myk und vorplicht, V. 648 latest und twas, V. 655 veln und gedreven, V. 657 nicht und is. Ebenso ist die Rechtschreibung nicht streng an Gesetzte gebunden, man findet tzaghe und saghe, leyt und lit, moder und moter u. s. w. Zu den Sonderbarkeiten des Gedichts gehört noch, dass beständig *an* für *in* gesetzt wird; doch ist dies auch ein Beweis des hohen Alterthums, wofür auch Ausdrücke sprechen, welche noch ganz den angelsächsischen Charakter haben, wie V. 167 *blak-horne* für Dintenfass.

Ich bin genannt Theophilus, meine Klage kündige ich euch also: Ich wurde ein kluger Mann genannt, verstand mich wohl auf die Pfaffheit und auf fröhliche Dinge; ich konnte wohl Recht machen, Recht verkehren

und Unrecht mehren. Ich war wohlhabend und reich und mir war niemand, weder an Reden noch Sinnen gleich. Ich hatte sie theils schon innen, theils erwartete ich noch Ehren genug. Ich ward zu einem Bischofe erkoren, aber ich hätte ein weltlicher Herr sein müssen. Singen und Lesen verdross mich, ich hatte mir ganz etwas anderes erwählt. O weh, dass ich geboren ward! Meine Präbende wurde mir genommen und die Plage kam mir an Wein und Fett zu Hohne*). Darum muss ich nun ein armer Mann heissen. Ich will aber Alles daran wagen und dass es schwer zu tragen ist, Ihm klagen. Ich will Alles wagen, ich muss mich in die Schar der Teufel geben; wenn irgend ein Teufel hier auf Erden wäre, so wollte ich sein Eigen werden und ihm mehr Ehre erzeigen als Gott, damit er mir dazu hülfe, dass ich ein reicher Mann würde, dem Bischofe, den Herren und allen meinen Widersachern widerstehen könnte. Die muten mir so viel zu, dass ich das Gott im Himmel klage.

Ich gebiete dir, Satanas, bei dem Gotte, der geschaffen hat Laub und Gras, der alle Dinge geschaffen hat, dem Himmel und Erde zu Gebote steht; ich beschwöre dich bei dem Falle, den die Teufel alle thaten und deine Genossen, da ihr aus dem Himmel wurdet gestossen; ich beschwöre dich bei dem jüngsten Tage, wenn Gott führt grosses Gericht über alle seine Unterthanen, dass du schnell herkommst und mir auf Alles antwortest, was ich dich frage.

Satanas sprach: Theophilus, was meinst du hiermit? Das ist ja der Pfaffen Sitte, dass du mich so stark beschworen hast bei dem Gott, der Laub und Gras und alle Dinge geschaffen hat, gross und herrlich. So macht ihr Pfaffen es, ihr betrügt uns wie die Leute die Affen. Ihr zwingt uns durch einen Eid, dass wir, mit oder wider Willen, zu euch kommen müssen. Du hast mir eine lange Reise gemacht; ich war in Judäa und suchte meine Ge-

*) d. h. Meine Einkünfte wurden geschmälert, ich musste gute Speisen und Wein entbehren.

sellen; dort ist der König gestorben, und ich hätte die Seele wohl erworben und wäre gern dageblieben, du hast mich aber hergetrieben. Sobald ich deinen Willen vernahm, kam ich schnell zu dir her; nun sage mir, was willst du?

Theophilus sprach: Satanas, hast du Silber und Gold? Ich will dir den theuersten Sold geben, den ich je gewann, weil ich ein Edelmann bin. Ich will dir meine in der Taufe erworbene Seele verkaufen, sie ist mit Gottes Blute gereiniget, und nach seinem Bilde geschaffen. Die will ich in deine Hand geben, ich habe kein theureres Pfand; willst du das nehmen, so will ich den Handel eingehen.

Satanas sprach: Nein, die Reden taugen nichts*); denkst du Gold und Silber wären nicht auch etwas? Es ist wohl oft geschehen — darum wollen wir uns vorsehen — dass wir den Leuten unser Gut gaben, dass sie ihre Wollust damit trieben, zwanzig oder dreissig Jahr; dann fingen sie aber an an den Weg zu denken, dass sie uns entrissen würden. Ist dir nun unser Gut lieb, so lass uns einen Brief und Handveste schreiben, welche so eingerichtet sein soll: „Alle, welche diesen Brief lesen, hören oder sehen, die sollen bekennen und sagen, dass Theophilus des Teufels sei.“ Dein Insiegel hänge auch daran; der Brief muss vollkommen sein, auch den Ring hänge daran, den du an deiner Hand trägst, und überantworte mir Brief und Pfand, dann sollst du herrlich leben und ich will dir Gutes genug geben.

Theophilus sprach: Was sollte dir mein Brief? Ich will dir nichts vorlügen; wollte ich dich betrügen, so hiesse ich kein Pfaffe.

---

*) Das Original heisst: neyn, de rede dogen nicht,
dunket dy Sulver un gölt wesen nicht.
Bruns erklärt diese Stelle durch: „Die Reden taugen nicht, ich kann mich nicht darauf einlassen, wenn du nicht glaubst, dass ich Silber und Gold habe.“ Allein das wäre eine sonderbare Aeusserung, denn wenn er das nicht hat, kommt ja der Handel nicht zu Stande; wohl aber will Satan sagen: Blosse Worte helfen nicht, Gold und Silber ist auch etwas, und ich bin schon oft mit Redensarten betrogen.

Satanas sprach: Nein, damit kannst du nichts schaffen. Willst du uns unterthan werden, so will ich eine Handveste und deinen Brief haben, dass du mein sein willst. Lass den Brief schreiben, dass du bei mir bleiben willst, und lass darin schreiben, dass dein Leib und deine Seele des Teufels sein und nimmer Himmel und Erde dein Trost werden sollen, und dass jeder Unrecht thäte, welcher für dich betete. Behagt dir das, so wollen wir den Handel machen.

Theophilus sprach: Was einer thun muss, das ist lange gut. Ich bin darum zu dir gekommen, ich will dein Dienstmann werden und thun, was du mir auf Erden befiehlst.

Satanas sprach: Handele als ein Herr *).

Theophilus sprach: Du willst mich dazu treiben, dass ich dir eine Handveste schreiben lasse, ich bin dazu bereit; aber gelobe du mir nun offenkundig bei der höllischen Schar, dass du mir so viel an Gütern geben willst, dass ich herrlich leben mag und ein Herr werde, dem man Ehre erweiset.

Satanas sprach: Zweifele nicht ein Haar daran, denn ich sage dir fürwahr, was du einfach begehrst, das sollst du doppelt haben und ich will es wohl machen, dass man dich ehren soll.

Theophilus sprach: Ich will Alles thun. Ich muss doch alle Zeit ewig verloren sein, ich wäre besser ungeboren. Nun reiche mir ein Dintenfass, Federn und Pergament her.

Satanas sprach: Es ist bereit schnell wie der Wind.

Theophilus sprach: Ich will einen Eingang schreiben, dass meiner Seele nie mehr Rath werde.

Satanas sprach: Ehe du anfängst zu schreiben, mache dass du Gemeinschaft gewinnest mit mir und allen meinen Gesellen, welche in der Hölle gewaltig sind. Du sollst dich von Gott ganz und gar lossagen und von seiner Mutter, die ihn gebar; sie ist so kräftig und gut, dass

*) d. h. jetzt hast du noch freien Willen.

ich sie nicht nennen darf. Du sollst dich lossagen von allen Dingen, die mit Gott am Himmel sind; von allen guten Leuten, die hier auf der Erde sind; von Sonne, Mond und Sternenschein. Sage dich auch los von allen Dingen, die man in der Kirche singt, spricht und denkt. All' deine Gedanken sollen zu mir sein; du sollst auch keine Ehre für dich einlegen, wie gute Leute thun. Deine Zunge soll still liegen und zu Gottesdienst sich nicht bewegen. Verbiete deinen Ohren Gottesdienst zu hören. Kirchengehen sollst du vermeiden, keine Almosen austheilen. Wenn du sie aber zu meiner Ehre gibst, so verbiete ich es dir nicht. Willst du das Alles eingehen, so will ich deinen Dienst annehmen.

Theophilus sprach: Du hast mir eine Rede vorgesagt, wie man sie den Einzuweihenden zu halten pflegt, das hat mir missfallen; ich will mich aber von allen Dingen im Himmel und auf Erden lossagen, damit ich reich werde, nur eine will ich davon ausscheiden, die ist Maria geheissen, von der will ich nicht ablassen, zu ihr mag meine Seele wohl flehen.

Satanas sprach: O weh, das süsse Wort, das habe ich von dir ungern gehört. Schweig mir ja mit diesem Worte, es brennet mich und thut mir weh. Willst du mir unterthan werden, so musst du von Gottes Mutter ablassen. Sie ist so gut und rein, dass, wenn du sie allein behältst, wir dir nicht zu schaden vermöchten; sie brächte dich wohl zu Gnaden *).

Theophilus sprach: So muss ich ihr entsagen, damit du mich reich machest. Ist es mir auch schwer, so muss dein Wille doch geschehen.

Satanas sprach: Du sprichst als ein Herr; ich mache dir nun keine Vorwürfe mehr. Nun sollst du thun, was ich dich heisse.

Theophilus sprach: Dazu bin ich wohl bereit, das sage ich dir auf meine Treue.

*) Vergl. Erzählungen a. d. XII. u. XIII. Jahrh. etc. Th. V, S. 140.

Satanas sprach: Gehe es zum Schaden oder Glück, so tritt drei Fuss hinter rückwärts zurück, sprich: ich entsage Gotte gar und seiner Mutter, die ihn gebar.

Theophilus sprach: Ich habe einen Brief geschrieben über meinen Leib, über Seele und Leben, ein so schrecklicher Brief ward nie geschrieben; mich grauet, wenn ich ihn ansehe. Dieser Brief verkündiget, dass Leib und Seele dem Teufel gehören soll.

Satanas sprach: Gib her den Brief, lieber Freund, ich führe ihn in der Hölle Grund, und überantworte ihn meinem Meister Lucifer. — Er nahm den Brief in seine Hand und sagte: ich habe ein gutes Pfand und will ihn führen einen Weg, über Brücken und Steg, dass Lucifer behalte ihn bis auf den Tag, da er uns wohl nütze werden mag.

Satanas sprach: Ich bringe dir schöne Kleider, lobe mich darum, Silber und klares Gold. Du sollst schöne Kleider tragen, Sammet und Seide sollen mit Silber durchwebt sein. Hier ist ein feines Stück Silber zur Bestreitung der Kosten. Du sollst die besten Speisen essen und deines Leides vergessen. Hier sind edele Steine, die gib schönen Frauen, damit sie dich zum Freunde nehmen.

Da sprach Theophilus fröhlich: Nun will ich in Freuden leben, meinen Leib wohl besorgen, und habe ich so manches Jahr in Noth gelebt, so will ich nun in Freuden alt werden. Alles, was nun der Leib thut, muss die Seele vergelten. Der Teufel will sich meiner annehmen; nun mag die Seele von Morgen bis Abend sorgen. Wir wollen im Lande in schönen Kleidern umher reiten. Die Seele steht zum Pfande, das ist ein jämmerliches Elend; wenn der Leib in Freuden lebt, muss die Seele dafür beben. Ich kann ihr keinen Rath dafür geben, sie muss ewig in der Hölle schweben.

Satanas sprach: So sollst du immer bleiben. Du magst alle deine Lust treiben und noch lange leben; ich will dir Gutes genug geben.

Da sprach Theophilus jämmerlich also: Man sagt, dass die Seele klein sei, ich will es glauben und sie ihm lassen *). Derweile ich bei dir bin, will ich, so lange ich lebe, mir etwas zu Gute thun. Wenn ich sterbe, muss die Seele beben. O weh der schlimmen Stunde, wenn sie sich in den Abgrund senkt, woraus sie nicht kommen und Gottes Antlitz nicht schauen mag. **) —

Diese nach beschriebene Predigt hörte Theophilus. *Thema prædicatoris: Vidit Jesus hominem sedentem in telonio* ***).

„Gott verleihe uns allen seine Sinne und gebe uns seine göttliche Liebe, Friede und seine Gnade zu reden, damit es angenehm sein möge. Ich habe ein Wort auf Latein gelesen, das weiss mancher gute Christ; das schreiben die Evangelisten, und ich will es nachher vor allen guten Christen auslegen. Ehe wir die Rede beginnen, grüssen wir zuerst die Königin mit einem Paternoster, auch mit einem Ave Maria klar, dass sie mir ein wenig zu reden verleihe, dass wir allgemein getröstet werden und Gottes Sohn gelobt auf seinem Throne. Darnach spreche ein jeglicher ein Ave Maria. Sanct Matthäus spricht also, wie im Evangelium geschrieben steht: *Vidit Jesus hominem sedentem in telonio.* Das sprach Jesus unser Herr und sah sitzen einen Zöllner vor seinem Zoll. Das that ihm leid, er sprach: Folge mir. Er folgte ihm alsbald, und er sandte ihn in alle Länder. Erst war er ein Zöllner, nun ist er ein Apostel und Prediger. Er war ein offenbarer Sünder, nun geht er in Christus Schar. Erst war ihm Recht und Unrecht gleich, nun

*) Diese Stelle ist im Original dunkel. Sie lautet:

Me spreket, dat, de sele si cleyne,
Des mot ek scen un weynen,
un dat se si van clener nature:
des is my de vroude dure.
Ik wil id eventure truen,
Un wil se om wol duren.

**) Dieser und die noch folgenden Striche bezeichnen blos Absätze, Theile des Gedichtes, welche ohne Uebergang sind; Auslassungen finden dabei nicht statt.

***) Evang. Matth. IX, 9.

lehret er den Weg zum Himmelreich. Eia, was sündigest du so viel? Hast du dich zu Sünden verpflichtet, so kehre wieder um und zweifle nicht, wir wollen dich liebreich empfangen. Merk an Marien Magdalenen, wie sie zu Gnade kam. Sie war so manche Zeit mit dem Teufel verbunden gewesen. Sobald sie Gnade fand, überwand sie Gottes Zorn. Glaube, Sünder, an König David, der lag in Sünden manche Zeit. Als er Gnade begehrte, da half ihm Gott und er genas. Wir lesen in Sanct Peters Buche *), wie er Gott dreimal versuchte. Er schwor bei theuern Worten, so ihr in dieser Passion hören möget: Komme das werthe heilige Licht, ich bekenne Gottes Namen nicht. In derselben Stunde beweinte er seine Sünde. Ihm wurde so viel Gnade erzeigt, dass er ein Fürst der Apostelheit ist. Merke, Sünder, wie gross Gottes Milde ist und breit. Zweifle also nicht ein Haar, Gott nimmt deiner allzeit wahr, wohin du dich auch wendest in der Welt, damit du von Sünden lassest. O weh, du Zweifler, du bist doch ganz verloren; wenn du an Jesus Christus zweifelst, bist du ärger als der Teufel selber. Du bist mit sehenden Augen blind, dass du nicht an der Maria Kind glaubst, das dich bitterlich erlöset hat, welches dein Leben und dein Trost ist. Du bist in seine Füsse geschrieben mit einem unsüssen Griffel, du bist auch alle Zeit in seinen Händen, die dich gelöset haben von des Teufels Banden; du bist in sein Herz geschrieben. Um deinetwillen litt er grosse Schmerzen inwendig und auswendig und nicht stille. Sünder, das litt er für dich! Wenn du nun Gnade bei ihm suchst und an seinen Tod denkst, so will er dich nicht verlassen. Daher bitten wir immer, dass alle von ihren grossen Hauptsünden mögen entbunden werden. Alle, die in seinem Dienste gefunden werden, und jetzt Gottes Wort mit Innigkeit gehört haben, sollen so viel Ablass haben, als wenn sie zum heiligen Grabe gewesen wären über das Meer. Darum lieben, seligen Leute, danket

*) Passionslection. Matth. XVI, 35.

heute Gott und allen seinen Gnaden, die er hier gethan hat. Seliger Mann und Weib, eueren Leib und euere Seele befehle ich unserm Herrn und Marien heute und immerfort."

Da sprach Theophilus jämmerlich also: O weh, ich so kluger Mann, meine Augen lassen mich irre gehen, denn ich bin so betäubt, ich bin so dumm; darum ist mein Mund stumm geworden. Ich bin also ein Gauch. Meine Ohren sind mir taub geworden, seit ich mich bethören liess, dass ich Gottes Wort nicht mehr hören kann. Ich habe einen Kauf geschlossen und das lange Leben um ein gar kurzes gegeben. Dafür muss ich verloren sein und die Seele zur Hölle fahren; es wäre besser, dass ich nie geboren wäre. O weh, was soll ich Armer thun? Wer will sich über mich erbarmen? Zu wem mag ich mich wenden? Ich habe Gott im Himmelreiche und alle seine Heiligen verläugnet. Ich wäre besser nicht geboren worden, ich habe mich zu spät bedacht. Ich muss Tag und Nacht sorgen. Ich will wieder umkehren zu einer hehren Frau, die ist geheissen Maria. Von der soll mir Gnade werden auf dieser jammervollen Erde. Von ihr soll mir Gnade werden; zu ihr will ich eilen, sie ist ein Ueberfluss aller Gnade.

Teophilus sprach: Ich grüsse dich, Maria, du edles Gefäss; du bist eine Zuflucht aller Sünde; du bist ein Schrein aller Segnungen. Aus dir, edele Kaiserin, nun und immer Gnade floss. Gott gab sich in deinen Schooss und erwählte dich zu seiner Geliebten, damit du Gnade gewinnen solltest den armen Sündern zum Frommen, die vom rechten Wege abgekommen sind. Du bist ein edler Leitstern ausserhalb des fernen Weges. Hilf mir wieder in den Weg, denn du bist beides, Brücke und Steg. Alle, die zu dir kommen, werden dem Teufel genommen.

Theophilus sprach: Frau, ich habe sehr übel gethan, ich darf meine Augen nicht aufschlagen zu dem allmäch-

tigen Gotte, wenn du nicht meine Botin und Helferin sein willst. Hilf mir, dass ich Gnade gewinne durch deine segenbringende Bitte. Darin beruht meine Hilfe. Frau, sprich dein seliges Wort, das wird vor allem andern gehört, denn dein Kind, Jesus Christus, will dir gewähren, was du ihn bitten wirst.

Maria sprach: Theophilus, deine Moräste haben wenig Wasser *). Du hast drei Tage in Weinen und grosser Klage gelegen, ich habe nicht vernommen, dass dir Jemand zu Hilfe gekommen sei. Wer soll und wer mag nun dein Helfer sein?

Theophilus sprach: Das sollst du, vielliebe Kaiserin.

Maria sprach: Wie soll ich deiner pflegen? Du hast dich losgesaget von mir, von meinem Kinde und von allem himmlischen Gesinde im Himmel und auf Erden. Ich kann deine Hilfe nicht werden; wollte dir Jemand zu Hilfe kommen, so wollte ich ihm gern darin beistehen.

Theophilus sprach: Ach, du edele Rose von Jericho, warum tröstest du mich Armen so? Du bist ja die Gnadenfülle; der Engel schon sprach ja zu dir: *Ave gratia plena* **). Wolltest du bei mir allein deinen reinen Namen verlieren, so wollte ich mich statt deiner schämen. Nun bitte dein liebes Kind für mich. Dass ich viel Böses gethan habe, das macht mir grossen Schmerz; ich will gern nach deinem Willen thun.

Maria sprach: Nun liege stille. Ich will zu meinem Kinde; kann ich Gnade für dich finden, so will ich dein treuer Bote sein.

Theophilus sprach: Thu' das, viel edle Kaiserin.

Maria sprach: Ich bitte dich, mein liebes Kind, dass du mir gewähren willst. Da ist ein sehr Armer gekommen, lass deine Gnade sich seiner erbarmen. Er hat drei Tage gelegen und nichts anderes gethan, als Weinen und Schreien. Gönne mir, dass ich ihn beruhige und seine

*) Wahrscheinlich sprüchwörtlich so viel als: Du hast eine faule Sache.

**) Evang. Luc. I, 28.

Thränen trockene. Denn ich bin die Reine, an die sich der Sünder kehre. *Salve regina misericordiae.* Ich heisse, so wie ich weiss, eine Mutter aller Barmherzigkeit und Trostes und voll Gnade, des Sünders Heil, des Teufels Schade. Ich bin geheissen Morgenroth. Darum bitte ich dich bei deinem Tod. Ich heisse ein Schrein der Segnungen; lass mich nun auch seiner annehmen. Darum bitte ich dich, Kind und Herr, um deiner eigenen Ehre willen.

Maria sprach: Mein viel liebes Kind, warum schweigest du? Antworte deiner Mutter nun. Denke, liebes Kind, da wir beide von dem Erdreiche schieden, da gabst du mir Gewalt, es wäre einer jung oder alt, dass ich seine Sache führen könnte und ihn zur Seligkeit bringen. Willst du mir diese Gnade nehmen, das ist mir unbequem. Du hast mich lieb und ich dich auch; daher bitte ich, dass du mir den Sünder lässest und deinen Unmut aufgibst. Ich will sehen, wie ich für ihn büsse seine grosse schwere Sünde.

Jesus sprach: Mutter, was bittest du so sehr für das stinkende Aas, darin nie Reinigkeit war? Er hat sich von dir und auch von mir losgesaget. Hätte er nicht auch auf dich verzichtet, es hätte ihm mögen vergeben werden, dass er noch Gnade erlangt hätte. Mir thaten meine Wunden weh, als er mir absagte.

Maria sprach: Sein Schreien vor meinen Augen kann ich nicht länger vertragen.

Jesus sprach: Sein Fleisch stinket gar unmässig vor meinem Antlitze; darum sage ich dir, liebe Mutter, ich will nicht weiter gebeten sein.

Maria sprach: Viel liebes Kind, so suche ich, wo deine Füsse sind, weil du mir nicht gewähren willst, dass ich ein Friedensschild werde für den Armen, der daliget in grosser Reue. Nun mahne ich dich an alle Bitterkeit, die ich um deinetwillen litt. Denke Kind, dass meine Hand mit schlechten Tüchern dich umwand, da du in grosser Armut in der Krippe lagst. Sieh, Kind, das

sind die Brüste, die du mit Lust oft gesogen hast und zu deinem Munde lieblich gezogen. Denke, Kind, an meinen Willen, dass ich dich mit der Spindel ernährte, in der Zeit, wo wir es nicht bessern konnten. Denke, Sohn, dass ich manchen Weg floh, beides über Brücken und über Steg. Ich zog und floh hier und dahin, nach Aegyptenland und anderwärts. Denke, was ich litt in der Stunde, als dein Herz verwundet ward von den blinden Juden mit dem grossen Speere, dass das Blut durch deine Seite floss. Liebes Kind, um alle diese Bitterkeiten, die ich deinetwillen litt, und darum, was ich dir etwa Gutes gethan habe, so gewähre mir diese Bitte, lass mich diesen Sünder erretten und ihn in meine Huld gelangen.

Jesus sprach: Maria, meine liebe Mutter, steh' auf, und lass dein Bitten sein. Ich gebe ihn in deine Hand, kannst du ihm sein Pfand zurückschicken und seinen Brief, den er dem Teufel schrieb, so lasse ich ihn in deiner Huld.

Maria sprach: Theophilus, du hast drei Tage in grosser Reue gelegen, darum sollst du errettet werden. Ich habe Gnade für dich gewonnen, du bist deiner Sünden entbunden und in meine Hand gegeben. Ich will deine Seele und dein Pfand mit meinen Händen aus des Teufels Banden erlösen.

Theophilus sprach: Ach Frau, wird mir der Brief, der ist in der tiefen Hölle und das Insiegel dazu, so glaube ich wohl der Rede. Ach, erzürne dich nicht; ich sage dir, wie es mit mir beschaffen ist, denn das ist mein höchstes Pfand.

Maria sprach: Ich bitte dich, Satanas, du unreiner und widerstrebender Geist, komm hier hervor aus dem Höllenthore. Dem Theophilus sind seine Sünden vergeben, er soll ewiglich mit mir leben. Er ist meiner Hut anbefohlen worden. Du sollst von ihm ablassen und mir den Brief holen, darum rief ich dich.

Satanas sprach: Frau, seid berichtet, ich weiss nichts von seinem Briefe. Er hat sich mir so verpflichtet mit seinem eigenen Briefe, dass, möge es ihm leid oder lieb werden, keiner für ihn bitten sollte, der uns anders Unrecht thäte.

Maria sprach: Ich gebiete dir, Satanas, du unreiner und widerstrebender Geist, dass du Theophilus loslässest von den Gelübden, die er dir gelobt hat. Denn damals war er betäubt; nun ist er zu Sinnen gekommen und gehört zu den Himmlischen.

Satanas sprach: Frau, des seid berichtet, ich weiss von seinem Briefe nichts. Ich habe seither so viele Dinge getrieben, dass ich nicht weiss, wo er ist und wo er liegt.

Maria sprach: Fahr hin schnell in den Abgrund der Hölle, fahre die Länge auf und nieder, suche mir den Brief wieder.

Satanas sprach: Frau, ich sage euch fürwahr, ich bin die ganze Hölle durchfahren mit meinen besten Sinnen, ich kann den Brief nicht finden. Ich habe meinen Herrn Lucifer darnach gefragt, der hat also gesagt: Es ist so manches Jahr verstrichen, dass ich den Brief nicht gesehen habe. Fürwahr, ich mag wohl sagen, dass wir den Brief nicht finden können.

Maria sprach: Ich will dich noch binden mit meiner Zucht und Gewalt, dass du den Brief wohl finden sollst. Ich gebiete dir bei meinem Namen und bei dem rechten Gehorsam, dass du alsogleich in der Hölle Grund fahrest und mir den Brief bringst, den Theophilus schrieb. Er liegt unter Lucifer's Rock, ich spreche, „gebiete ihm, dass er sich bücke, damit du den Brief finden mögest.“

Satanas sprach: Viel edle Rednerin, gib mir ein wenig Frist, ich weiss wohl, wo der Brief ist, höre auf, mich zu zwingen, ich will ihn wieder herbringen.

Satanas sprach: Lucifer, nun gieb mir Rath! Unsere Gewalt hat kleine Macht, Gottes Mutter ist gekommen und hat uns den Theophilus genommen, der den Brief ge-

schrieben hatte, den ich dir gegeben habe und der unter dir verborgen liegt, den will sie wieder haben. Sie ist Frau und wir sind Knechte. Wir mögen nicht wieder sie fechten. Ja, je ehe wir von ihr kommen, desto besser für uns.

Satanas sprach: Frau, ich kann euch nicht länger aufhalten, nehmet den Brief auf euer Wort hin. Mögen es nun Laien oder Pfaffen sein, sie dürfen uns nicht mehr äffen. Seit uns dieser genommen ist, darf keiner wieder kommen. Kommt uns noch einer, so will ich ihn also sehr führen, dass ihm eine ordentliche Jagd gehalten werden soll, dass er seine Nase wohl hüten mag.

Maria sprach: Nun, kraftloser Theophilus, der du drei Tage in grosser Noth gewesen bist, du bist nun frei von aller Sorge. So singet Theophilus: *Alma mater deipara.*

Maria sprach: Ich will dich reich machen und dich nicht hintergehen. Ich lege den Brief auf dein Herz, vertilgt sind alle deine Schmerzen dadurch. Wenn du nun wirst erwachen, so danke meinem Kinde und allen himmlischen Scharen, dass dir Gnade gegeben und kehre um zu einem ewigen Leben.

Theophilus sprach nach kurzer Frist: Ich glaube an deinen Sohn, den heiligen Gott und will ihn nimmermehr abschwören. Die süsse Jungfrau Maria, die meine Gnade gewonnen hat. Wenn alle Gräser und Saaten sprechen, singen und beten könnten *), sie könnten sie nimmermehr genug loben, sie ist über alles Lob erhaben. Lobet sie, Frauen und Männer, all' unser Trost ist bei ihr. Sie ist aller Gnade voll, das hat sie an mir gezeigt. Ich hatte mich auf solche Dinge eingelassen, dass ich ewiglich

---

*) Bruns hat schon in der Einleitung bemerkt, dass der Schluss unleserlich geschrieben, und bei V. 737 ff. bemerkt er wieder, dass die Stelle dunkel sei. Sie lautet im Original:

Dat alle grot un sat
Konden spreken, dwingen un heten,
So konden se mit love nummer mer boton,
So en konden se nummer wul loven.

Ich denke, dass meine Uebersetzung die Stelle heller macht.

hätte des Teufels sein müssen. Sie half mir, dass ich genesen bin. Ich will allezeit nach ihrem Lobe ringen, mit Lesen und mit Singen, und will mich nimmermehr lossagen von der süssen Jungfrau Maria *).

XVIII.

Zeno.

Das niederdeutsche Gedicht Zeno, welches 1528 Verse zählt und dessen Verfasser nicht bekannt ist, steht bei Bruns in dem bereits bei Marinus und Theophilus angeführtem Werke, S. 25—96. Die Zeit der Abfassung fällt, wenn nicht schon in das Ende des XIII., doch in das XIV. Jahrh. Es besteht das Gedicht aus zwei Theilen; einmal aus der Geschichte Zeno's, wie er durch den Teufel vertauscht wird, diesen später bannt, die darauf vom Teufel besessene Prinzessin im Morgenlande befreiet und die Leichname der heiligen drei Könige erhält; sodann zweitens aus der Erzählung von der Wegführung dieser heiligen Leichname aus Meiland nach Cölln.

We dat gerne wolde vornemen;
wu de hilgen dre konige to lande quemen:
de ſcal weten vor war,
dat na goddes bort cccc jar **)
ſes unde drittich were vorgan,
do duſse dink worde angevan.

In der Lombardei ist eine Stadt, Verona genannt, dort lebte ein reicher und mächtiger Edelmann, Zeno mit Namen, dessen Frau Entitia hiess und aus Gallacia war. Die Frau war schön und tugendsam, aber sie blieb unfruchtbar. Die Gatten baten beide Gott täglich, dass er ihnen doch Leibeserben geben möchte, auf welche ihre Güter kommen könnten. Da genas endlich die Frau eines

*) Zum Schluss hat der Abschreiber hinzugesetzt:
Ach wat was ik vro,
do ik sach finito libro.

**) Der Dresdener Codex hat vunfhundert jar.

Sohnes, worüber Zeno von Herzen froh war und die ganze Stadt theilte seine Freude. Als Satanas die Freude in der Stadt vernahm, wollte er sie böslich betrügen, nahm das Kind aus der Wiege, brachte es nach Meiland, wo ein edler Bischof war, der auch Zeno hiess, und legte es vor das Thor des Münsters, dabei einen Brief, worin er geschrieben hatte, wer des Kindes Vater und dass es noch ungetauft wäre. Darauf eilte er nach Verona zurück, nahm des Kindes Gestalt an und legte sich ganz leise in die Wiege, während die Mutter mit dem Gesinde schlief. Nun fing er an zu weinen, und die gute Frau, welche das Kind tränken wollte, hätte fast das Leben verloren, denn er zog so heftig an den Brüsten, dass man sie laben musste. Sie nahmen nun manche Lohnfrau, welche aber alle durch das Ungeheuer ihr Leben verloren. Da trauerte Zeno und sprach: „Was soll ich nun anfangen, wenn ich keine Amme behalten kann? Treibet alle meine Kühe zusammen auf dem Hofe, damit ich mein liebes Kind füttere.“ Das verschlug aber auch nicht viel, und der gute Herr Zeno ward sehr betrübt, dass er sein Kind nicht satt machen konnte. Er bot all' sein Gut feil, und so ward denn verkauft und versetzt, bis er nichts mehr hatte; dazu brachte ihn das Kind, welches dennoch weder Gedeihen noch Gewinn davon trug. Da klagte Zeno voll Herzeleid, dass er nun ein Bettler sei*).

*) V. 97. „O we ek arme bedrovede man!
wat scal ek nu anegan?
min gewält is worden elene,
min gut is den luden nu gemene,
de wisheit myn vordummet,
myn munt is my vorstummet,
de oren myn vordovet,
myn geist is my berovet.
105. Wu scal ek arme man
nu myn ding anslan!
went ek nicht arbeiden kan.
Scal ek von doren to doren gan?
so were ek lever dot
110. wen dat ek levede in solker not.“
Dusse rede wil we laten stan
unde enem heteren na gan.
Dat kind, dat to Melan lach . . . .

Das Kind, welches der Teufel zu Meiland hingelegt hatte, lag bis zur Zeit der Frühmette. Der Bischof hatte die Gewohnheit, dass ihm des Morgens ein Licht gebracht wurde und er im wollenen Kleide und barfuss drei mal um das Münster ging. Das that er auch in dieser Nacht. Das Kind weinte; der gute Herr erstaunte, ging herzu, um zu sehen, ob es ein Kind wäre und leuchtete dahin. Das Kind lachte ihn an. Sogleich sprach er: Hast du einen Vater an mir gefunden, dass du mir entgegen lachst? Nun, ich will dich mit Freuden annehmen. Als er näher trat, erblickte er den Brief und las ihn, dann trug er das Kind in den Vorhof des Klosters zu seiner Wäscherin Haus, und klopfte sehr leise an die Thür. Als die Frau merkte, dass es der Bischof war, kam sie schnell heraus, und der Herr übergab ihr das Kindlein und gebot, es zu Pfingsten in die Kirche zu bringen, da wolle er es selbst taufen und ihm seinen Namen beilegen. Das geschah. Das Kind gedieh und nahm zu, und als es in das fünfte Jahr kam und in die Schule gehen sollte, prüfte es der Bischof, was daraus werden möchte. Der Knabe lernte in vier Jahren so fleissig, dass er alle andern Schüler übertraf. Der Bischof freuete sich darüber sehr und sandte ihn auf die grosse Schule nach Babilonia und Laterna, wohin er ihm so viel Gold und Silber mitgab, dass er genug hatte. Hier nahm er sich der Lehre so an, dass er in neun Jahren alle, die dort waren, an Tugenden und Künsten übertraf und der Leute Gunst behielt; Fürsten und Herren waren gern bei ihm. Nun hatte er Alles gelernt, ausser schwarze Kunst, welche man aber dort nicht lehrte. Da kam er in das Land Hispanien auf die hohe Schule und blieb drei Jahre dort, bis er die schwarze Kunst begriff, dann fuhr er heim.

Als der Bischof seine Ankunft erfuhr, ging er ihm entgegen und empfing ihn fröhlich mit Herz und Mund und sagte, dass er ihn über alle die setzen wolle, welche an seinem Hofe seien. Nun kleidete er ihn gut und die Herren, jung und alt, mochten ihn gern leiden, denn er

verstand so wohl zu reden, dass sie ihn alle ehrten. Das freuete den Bischof sehr, auch dass Zeno die Fürsten- und Grafensöhne, welche an seinem Hofe waren, an Erziehung übertraf. Mochten sie ein Spiel beginnen wie sie wollten, Zeno verstand es besser. Das verdross sie endlich und eines Grafen Sohn wies ihn sogar von ihren Spielen zurück mit den Worten: „Wir wollen dich nicht mehr leiden, denn wir sind reich und edel geboren und du willst doch immer etwas zuvor haben, obschon du eines Bischofs Kind bist.“ Zeno schwieg; er ward roth und bleich, und bedachte, wie er in kurzer Zeit das Eine oder Andere erführe. Als sie zu Tische gingen, fiel dem Bischof sein Aussehen auf und er fragte: „Mein liebes Kind, bist du etwa geschlagen oder verwundet?“ Zeno antwortete mit Nein. Der Herr sprach zornig: „Ich will weder trinken noch essen, bis ich die Wahrheit weiss.“ Nun erzählte der Jüngling den erlittenen Schimpf und der Bischof holte den Brief und gab ihm den zu lesen, woraus die jungen Herrn erfuhren, dass der Gekränkte eben so gut wie sie Edelmann sei.

Zeno rächte sich mit seiner Kunst so an des Grafen Sohn, dass er ihm aller Welt Gunst benahm und ihn zum Gespött der Leute machte. Nicht lange darnach bat Zeno den Bischof, dass er ihm erlauben möchte, seine Verwandten aufzusuchen, und der Bischof, welcher dies schon erwartet hatte, gewährte die Bitte gern, kleidete ihn prächtig, gab ihm Silber und Gold und liess ihn von seinen Hofbedienten nach Verona begleiten.

Als sie nach Verona kamen, fragten sie vergeblich nach dem angesehenen Zeno, Keiner wollte ihn kennen. Darüber ward der junge Mann weiss wie ein linnen Tuch und sank vom Pferde. Man besprengte ihn mit Wasser *), wovon er wieder zu sich kam. Da sprach ein vornehmer Herr: Ach, junger Mann, lässt du dir das so zu Herzen gehn? Sei gewiss, dir soll noch viel Gutes

*) Eigentlich: Sie gaben ihm Wasser in den Mund.

geschehen. Sie ritten nochmals die Stadt auf und nieder, konnten aber keine Kunde über den reichen Zeno erhalten. Da hüllte der junge Mann sein Haupt in den Mantel und weinte bitterlich und wünschte, dass sein Vater lieber ein Hirte sein möchte, dass er nur von bösen Gerüchten frei bliebe. Da die Herren seinen Jammer sahen, wurden sie sehr betrübt, und wussten nicht, was sie thun sollten. Da kam eine Beguine, sah seinen Jammer und befragte ihn deshalb. Er sagte, dass er hergekommen sei, um seinen Vater zu finden, der Zeno heisse, könne ihn aber nicht erforschen.

Die Schwester sprach: Zeno ist wohl vor dreissig Jahren bekannt gewesen; jetzt ist er aber in sehr übeln Umständen, denn er hat viel gelitten und leidet noch, da sein grosses Vermögen durch das Kind verzehret ist, welches seine Frau vor einunddreissig Jahren gebar, und welches noch so ist, wie es damals war. Als Zeno das hörte, liess er sein Leid schwinden*) und bat die Schwester, ihn dahin zu führen, wofür er ihr neue Kleider versprach. Er nahm zwei Knechte mit sich und liess die anderen Begleiter zur Herberge ziehen, während er der Schwester vor das Thor hin folgte an den Graben, wo ein kleines Haus an der Mauer stand. Zeno ging fröhlich in das Haus und begrüsste seinen Vater zärtlich, der nicht wusste, dass es sein Sohn war und ihm dankte, dass er es nicht verschmähe, ihn bei seiner Armut zu besuchen. Er erzählte, wie seine Noth des Kindes wegen sehr mannigfach sei; wenn er seinen Schöpfer loben wollte, so finge das Kind an zu toben, dass er es unterwegs lassen müsste. Wenn Gott nicht in Gnaden ein Ende gäbe, so müsste er, da er nicht mehr leben könnte, der Sache selbst ein Ende machen. Da begann der Teufel ein Geschrei, recht als wenn er sagen wollte: Das wollte ich eben, dass du dir das Leben nähmest.

*) V. 375. Do her Zeno dat horde
Sin let he gar vorstorde. —
Bruns bemerkt bei let in der Anmerkung: vielleicht cled Kleid; aber es ist wohl besser zu lesen leyt.

Da sprach der junge Zeno: „Mann, was redest du so? hebe zu Gott die Hände auf und danke ihm, dass die Sache ein solches Ende genommen hat. Ich bin dein liebes Kind.“ Da küsste er den Vater auf den Mund, dass dieser gleich gesund wurde.

So wie das der leidige Teufel sah, floh er aus der Wiege und wollte davon; aber der junge Zeno sprach: „Nein, Bruder, warte, dieses Scheiden wäre zu früh; du sollst nicht so leicht fliegen, wir wollen erst unser Erbe theilen. Hast du mein Theil verthan, so will ich es von dir wieder haben. Warte bis morgen früh, ich will die Bürger dazu nehmen.“ Da bannte er den Teufel geschwind, dass sich derselbe nicht regen konnte.

Nun erkundigte er sich, ob seine Mutter noch lebte, und da er hörte, dass sie gestorben, wurde er sehr betrübt. Aus seinem Kleidersacke, worin auch viele Kleinodien waren, nahm er einen vollständigen Anzug für seinen Vater, den er in die Herberge führte, ihn dort den Rittern und Knappen als seinen Vater vorstellte und mit ihnen zu Tische nieder sass. Als sie gegessen hatten, fragte er den Wirt, was er verlange für die Bewirtung aller Anwesenden auf den morgenden Tag, und als derselbe hundert Mark forderte, gab er sie ihm und ging des Morgens zu den Bürgern und bat sie, dass sie nicht unterlassen möchten, mit dem armen Zeno zu essen, er wollte ihnen auch dabei ein seltsames Wunder zeigen. Darauf liess er ausserhalb der Stadt einen weiten Plan beschlagen und die Leute herbei rufen. Er blieb in der vordersten Laube. Nun kamen sie herbei, nicht sowohl des Essens als des Wunders wegen. Der junge Zeno liess nun die Wiege mit dem Kindlein herbeitragen, welches Herrn Zeno's Sohn sein sollte, und sprach: „Ihr Frauen und Männer, mein Erbgut ist mir verthan, worüber ich klagen sollte, wie recht ist. Herr Zeno, der sehr reich war, bat den Herrn, dem alle Reiche gehören, um Kindersegen, damit seine Güter einen Erben hätten. Das vernahm Satanas, der von Anfang an ein Betrüger

war, und wollte meinen Vater betrügen; er nahm mich aus der Wiege und brachte mich nach Meiland, wo mich ein Bischof erzogen hat, und er legte sich an meiner Stelle in die Wiege. Damit dies jedermann wisse, will ich ihn selber sprechen lassen."

Zeno nahm ein Glas und liess den bösen Satanas hineinfahren; da rief der Teufel mit lauter Stimme: O weh, Zeno, ich wusste, dass du zu meinem Widersacher geboren warest, darum wollte ich gewinnen; aber ich habe nun verloren. „Nein, sprach der junge Zeno, es geht nun erst an. Ich will dich dazu machen, dass du nicht mehr solche Laute von dir geben sollst, wie du gestern thatest, du meintest gefischt zu haben und hattest kaum etwas an dem Hamen."

Die Leute freueten sich sehr, als sie nun Zeno's rechten Sohn sahen, und was von den Gütern des Vaters noch versetzt war, das gaben sie um seinetwillen zurück und hofften Nutzen von seiner Kunst zu haben. So wurde der Vater sorgenlos. Nicht lange danach sprach der junge Zeno, dass er dem Bischof ein Kleinod verehren wolle und das sollte der Teufel im Glase sein, darum bat er seinen Vater um Urlaub. Der Teufel rief aber überlaut: Ach, Zeno, lass mich heraus, ich will dir vor Mitternacht Schätze genug bringen. „Nein, du Bösewicht, entgegnete Zeno, ich begehre deines Gutes nicht und will dich peinigen, wie du es mit meinem Vater gethan hast." Da nahm er Urlaub, verliess mit den Herren Verona und nahm den Teufel mit sich.

Sie kamen so spät zu Meiland an, dass der Bischof schon zu Bette war und Zeno nicht wusste, wo er das Glas anders lassen sollte, als bei seiner lieben Amme. Er befahl ihr also bei ihrem Leben, das Glas in ihre Kiste zu setzen und nicht dabei zu gehen; darauf ritt er mit den Herren in die Stadt. Als er hinweg war, fing Satanas an zu sprechen und zu singen von wunderlichen Dingen, dass die Frau ausrief: was ist dass? Der Teufel antwortete: Wenn du hierher kämest, könntest du

grosse Wunder sehen; hier ist der grosse Satanas in ein kleines Glas gesetzt, damit ihn die Frauen zu Meiland schauen mögen. Das wollte die Frau auch gern sehen, sie ging hin und öffnete das Glas. Schnell fuhr der Teufel heraus und sprach: Nun magst du mich vorn und hinten beschen. Lass es dir nun so lieb sein als es mir zum Schaden war, dass mir Zeno gesandt wurde, der mich also schimpflich behandelt hat. Da bewies er noch seine Tücke, indem er der Frau den Hals umdrehte und Dach und Sparren mit sich hinwegführte. Als Zeno am andern Morgen kam, sah er, dass die Amme verloren war, sagte es betrübt seinem Herrn an und dann begrub man den Leichnam feierlich.

Der Teufel fuhr in das Morgenland zu einem grossen Könige, der nur eine einzige Tochter hatte, welche man überall pries. Dieser bemächtigte er sich und bewirkte dadurch, dass sie in ihrem Wesen gegen früher ganz verändert war. Der Vater, dem dies grosses Leid verursachte, bot dem, der ihr helfen könnte, so viel, dass er stets davon mit Ehren leben könnte. Die Pfaffen kamen und wollten ihn mit Latein bannen; aber der Teufel sagte, dass ihn niemand austreiben könnte, als Zeno in der Lombardei. Das nahm der König auf. Den Teufel wurde seine Aeusserung leid und er sagte, dass er nur gespottet. Aber der König war ein geschwinder Herr, welcher gleich nachfragte, wo die Lombardei gelegen wäre. Da war ein vermessener Ritter, der sprach, sie wollten hinziehen, und wenn Zeno noch ferner wäre. Der König darüber erfreuet, gab ihm Gold und Silber und Kleinodien für Herrn Zeno, damit er zum Könige käme. Die Boten segelten ab und kamen nach Venedig und wendeten sich nach der Lombardei, bis sie Herrn Zeno bei seinen Freunden in Verona fanden. Die Bürger pflegten sie dort und schenkten ihnen kühlen Wein. Zeno kam mit seinem Vater gegangen, um zu sehen, was das für fremde Leute wären. Da sagten die Bürger zu den Fremden: da kommt Herr Zeno. Zeno be-

grüsste sie und ein Ritter nahm das Wort und sagte, wie der König von Morgenland sie mit Kleinodien gesendet, um seine Tochter von dem Teufel zu befreien, den er, wie der Teufel selbst gesagt, allein bannen könnte. Herr Zeno sagte zu seinem Vater: Höre, mein Vater, das ist eben dein Sohn; aber ich will zum Feste kommen, morgen über dreissig Tage. Die Ritter waren erfreuet, liessen sich die Zusage schriftlich geben und kehrten heim. Der König war betrübt und zornig, dass Zeno nicht mitgekommen war; er glaubte, seine Schätze verloren und sagte den Boten, er wolle sie zwischen Galgen und Schwert wählen lassen, denn es koste ihnen das Leben. Da baten viele vor, dass er doch die von Zeno bestimmte Frist abwarten möchte.

Zeno hatte aber so vielerlei zu thun, dass er sein Versprechen vergass, und als er am letzten Abend mit seinem Vater sass und trank, sprach er: Morgen bin ich an Leib und Ehre verloren, ich sollte morgen früh bei dem Könige sein. Wozu räthst du? Sein Vater sagte, er möchte davon bleiben. Der Sohn verwarf aber diesen Rath und sagte, sie wollten hinausgehen und die Sterne betrachten. Als sie vor die Thür traten, stand ein grosses starkes Ross davor, dem band er den Zaum auf den Kopf und sass in Gottes Namen auf; das Glas, worin er den Teufel in Verona eingeschlossen, hatte er in der Tasche. Der Vater bat Gott, dass er ihn in der Kürze möchte zurückkehren lassen.

Der junge Zeno wusste nichts von der Lage des Landes, aber der, auf dem er sass, wusste es desto besser. Der Teufel fing an mit Zeno zu dingen und sprach: Wenn du mich nicht so kränkest, wie du meinen Kumpan zu thun denkst, so will ich dir einen grossen Schatz zeigen, das sind die heiligen drei Könige. Die sind dort zu Lande verborgen und ich helfe sie dir heimbringen, wenn du mich nicht mehr bannst und mich nicht in Noth bringst. Zeno war damit wohl zufrieden, liess sich das Versprechen vom Teufel vestgeloben, der ihm durch här-

teres Auftreten die Stelle, wo die Könige lägen, zu bezeichnen sich erbot und zugleich aufmerksam machte, dass der König des Landes die Wegführung mit grosser Mannschaft zu verhindern suchen würde, aber er wolle sie schon durch höllisches Feuer zurücktreiben.

Unterdessen war es Morgen geworden und die Zeit verstrichen, in welcher Zeno da zu sein den Boten versprochen hatte. Da gebot der König von Morgenland, dass nun niemand mehr für die Gefangenen bitten sollte, wenn er nicht selbst hängen wollte. Die Gefangenen selbst baten aber den König um eine Frist, nur so lange, dass man eine Meile in solcher Zeit zurücklegen könnte. Dabei unterstützten sie die andern Herren doch und der König gab es nach. Sie stiegen nun auf die Zinnen, schaueten umher und wurden Zeno's gewahr. Sobald sie das verkündigten, liefen die Herren, wie sie konnten, zu den Fenstern oder auf die Mauer und sahen, wie Zeno ankam. Der König und die Königin empfingen ihn und führten ihn in die Burg, wo Fürsten und Herren standen und ihm ihre Achtung bewiesen. Der Teufel in der Kammer sprach die bösesten Worte, die man je gehört hat, und trieb einen Unfug, als ob er die Burg umkehren wollte. O, sprach er zu sich selbst, das war ein unglücklicher Tag, als ich selbst sagte, dass keiner als ihr mich vertreiben könnte. Der Teufel, welcher draussen als Ross angebunden stand, war froh, dass er mit Zeno Verabredung getroffen. Zeno rief nun laut: „Man führe die Jungfrau aus der Kammer.“ Der König versetzte: „Ach edeler Mann, ihr müsst selber zu ihr gehen, sie ist nun ein Jahr schon in der Kammer und Keiner kann zu ihr gehen, ohne sein Leben in Gefahr zu geben; ihre Speise wird ihr durch eine Oeffnung in der Thür zugesteckt.“ Zeno versetzte: „Lasst alles Leid und seid mit mir fröhlich.“ Da ging er hin und schloss die Thür auf. Satanas war von der Jungfrau ausgefahren und sie lag vor todt da; ihr Vater weinte, aber Zeno beruhigte ihn, zog ein Kraut aus dem Beutel, steckte das der Prinzessin in den Mund und als-

bald war sie gesund und frisch. Ihr Vater befragte sie über ihren Zustand und wollte noch nach andern Dingen forschen, aber Zeno brachte sie davon ab und sagte: „Ich sollte hier einen Bruder haben*), aber er hat sich im Winkel versteckt, da er Gäste kommen sieht. Wollte er nicht zu mir sprechen?“ Der Teufel schwieg still und Zeno fing nun seine Beschwörung an und bannte ihn in das Glas; da musste er hineinfahren und sofort schloss Zeno das Glas und zeigte den Leuten, welche auf der Burg waren, den schnöden Satanas. Da war die Freude gross, man tanzte bei Pfeifen und Trommeln und schmauste herrlich. Nach dem Essen nahm Zeno Urlaub. Der König und die Königin baten ihn, bei ihnen im Lande zu bleiben, aber er sagte, dass er noch mehr im Lande zu besorgen hätte, was er nicht gern aufgeben wollte. Da liess ihm der König so viel Kleinodien bringen, dass man sie nicht auf einen Wagen geladen hätte, die nahm er auf sein Ross, vergass sein Glas nicht, beurlaubte sich bei allen Herrn und ritt davon.

Unterwegs fand er an der Stelle, wo die drei Könige lagen, ein Werkzeug, womit man zu graben pflegt, und als er damit einen Fuss tief gegraben, fand er die Könige und zwar jeden in einem verschlossenen Sarg, die Schlüssel dazu fand er auch und schloss auf; da begann es so schön zu riechen wie in einer Apotheke. Da wurde man von der Burg es gewahr und merkte, dass die heiligen Könige es waren, welche geraubt werden sollten. Der König von Morgenland war bestürzt und rief endlich seine Mannen zu den Waffen, um den Schatz mit bewehrter Hand zu vertheidigen. Als die Ritter aber Zeno anrannten, sprang das Pferd im Kreise herum, das Feuer fuhr ihm aus den Hufen und wer davon getroffen wurde, erkrankte. Keiner konnte dem Zeno etwas anhaben. Er steckte die Könige in seine

*) Wie früher schon gescherzt von Zeno, dass er den Teufel, der ihn ausgewechselt, seinen Bruder nennt.

Reisekiste*), legte sie dem Rosse auf dem Kopf und sass in Gottes Namen auf. Der König beklagte ihren Verlust sehr; es war unsere grösste Ehre, sagte er, was behalten wir nun noch? Zeno fuhr seine Strasse und es wurde so spät, dass er nicht mehr sehen konnte; Da erblickte er drei brennende Kerzen, und als er das Zeichen schauete, sah er zum himmlischen Thron aufwärts und sprach: „O Schöpfer, wenn du mich in Gnaden aufnehmen willst, so will ich alle weltliche Ehre lassen und es bereuen, dass ich je gegen deinen Willen that.“ So zog er fort bis der Tag anbrach, da fuhren die Kerzen aufwärts, er sah ihnen nach so lange er konnte, und alsbald brachte die Sonne den Tag.

Zeno kam nach Meiland vor die Stadt und sandte dem Bischof einen Boten, dass er sein Messgewand nehmen und ihm in Prozession entgegenkommen möchte. Der Bischof hatte des Nachts einen Traum gehabt, dass drei brennende Kerzen kommen sollten, welche alle deutsche Lande erleuchten würden, und als der Bote kam, nahm er den Traum zu Herzen, gebot den Kanoniken, Regularen und Mönchen, zur Prozession zu kommen, und dass niemand bei Strafe des Bannes ausbleiben sollte. Als sie nach der Veranlassung dazu fragten, ward es allen bekannt. Man läutete die sämmtlichen Glocken in Meiland und die Prozession kam heraus. Zeno hatte indess von dem Rosse alle Kleinodien genommen, und als der Teufel im Glase merkte, dass das Ross frei war, bat er jenen, nicht in der Hölle davon zu reden, wie er gepeinigt würde.

Inzwischen kam die Prozession heran; die Herren verneigten sich vor dem Heiligthum, der Bischof trug die Könige und brachte sie in das Münster. Da geschahen grosse Wunder. Zeno gab auch dem Bischof das Glas, worin Satanas war, vor den Augen vieles Volkes. Ist das dein Bruder Satan? fragte der Bischof, und als Zeno es bejahet, sagte der Bischof: Nun, du arger Böse-

*) V. 1100, in de malen, das franz. Malle; Felleisen, Mantelsack.

wicht, heute wirst du geschändet und Gott mache deine Pein ewiglich.

Zeno ritt nach Hause, weil sein Vater krank war; aber dieser stand doch vom Bette auf, als er des Sohnes Ankunft erfuhr, ging ihm entgegen und sagte, dass ihm in der Nacht geträumt habe, der Sohn sei gestorben und habe drei Sterne gegraben, welche grossen Schein gegeben. Der Sohn sagte, dass dies auf die drei Könige deute, welche er mitgebracht, und der Vater solle sich mit ihm aufmachen nach Meiland, um die heiligen Leiber dort zu sehen. Der Bischof war sehr erfreuet, den edeln Zeno zu sehen und sagte, dass sie beide nun bei ihm bleiben sollten. Das geschah, und sie lebten manchen Tag zusammen. Der junge Zeno liess ein Kloster bauen, setzte Frauen hinein, und liess von Golde drei Särge machen, welche in die Kirche gesetzt wurden. In der Folge wurde einer Frau, welche würdig war es zu schauen, offenbart von diesen drei Königen, wie sie so fröhlich vor Gott in dem Himmelreiche ständen. — Die Könige blieben sechshundert ein und siebenzig Jahr daselbst.

Da kam ein gewaltiger Kaiser zu Rom, der hiess Friedrich. Er hatte mit seiner Macht viele Länder bezwungen und alle Städte waren ihm unterthan, nur Meiland widerstand. Er lag länger als fünf Jahre vor der Stadt und konnte sie nicht erobern, bis den Bürgern die Speise ausging und sie sich dem Willen des Kaisers unterwarfen. Das war dem Kaiser sehr lieb, er verzieh Allen, nur Einem nicht, dem ward Fehde gelobt; das war der höchste Podesta zu Meiland, welcher über allen Rath war. Ich wähne, dass er allein Ursache des ganzen Krieges gegen den Kaiser war. Der Kaiser sagte nun zum Bischof von Cölln*), dass er einen Traum gehabt

*) Die Stelle von V. 1257—1300 ist nicht recht klar. 1) Kann nicht V. 1259 der Podesta mit „leve broder myn" angeredet werden, sondern es muss der Bischof verstanden werden, wie das V. 1273 ergibt. 2) Man begreift nun nicht, wie V. 1275 mit einemmale es heissen kann: „dem broder dat behagede, nicht mer er sinen

habe, drei mal hinter einander, dass die heiligen Könige, weil ihr Heiligthum hier vergessen würde, von hinnen fahren wollten. Als er dies den Frauen angezeigt, haben diese gesagt, dass das nicht wohl angehe; er aber wolle den Traum wahr machen und die Heiligen, dem

---

dod clagede." Denn das geht nothwendig auf den Podesta, welcher Bruder der Aebtissin des Nonnenklosters war, wo sich die heiligen Könige befanden. Möglicherweise sind Lücken im Gedicht an dieser Stelle, welche ich nach den Original hersetze, und oben in der Erzählung dem Sinne nach, mit Rücksicht auf die Nachricht der Chronik, zusammengefasst habe.

Da Keiser bi sinem rike
un bi sinen fruwen ewichlichen
so sprack: „love broder myn
vornym du mynen sin.
Ek hebbe der hilligen koninge wort
nu drie kortliken hort,
dat ore hilgedom vorgetten ware;
des wolden se van henne varen.
Ek dede ot den vruwen openbare.
Do ek on witlik dede,
se spreken wu ot my gedrogen hedde,
wu dat scolde to wege komen,
dat on de koninge worden nomen.
Nu wil ek den drom war maken
Mit dussen sulven saken
Un wil senden de dre heren,
dy to gnaden un to eren
hen to Colne uppe den Rin,
dar de Dudeschen al wunne syn."
Dem broder dat behagede,
nicht mer he sinen dot clagede.
Do de vruwe erst mochte,
de koninge so dem biscoppe brochte
de he leflíken entfengk,
over enen mul he se henk,
un bat richtere (riddere?) un knechte
dat se se schere to Kolne brochten.
De reise was on allen leff,
de biscop sulf verde blef,
un nam des keisers gude war.
Des morgens vro kam he dar,
de keiser hadde guten mot.
Do was des biscoppes erste grot:
„eddele keiser, wu gerne ek di bede
umme eyn klene rede."
Do satten se myt der verde
beyde up ore perde,
un wolden riden tigen de stad.
De biscop jo vort mer bat:
„Ik bidde, eddele here,
umme ene solke mere,
went dar en vruwe bringet draghen,
dat wil ek up en vordenst wagen,
de dar kumpt tigen uns gan."

Bischof zu Ehren und Nutzen, nach Cölln senden. Die Leichname der drei Könige wurden auch von der Aebtissin dem Bischofe ausgeliefert [unter der Bedingung, dass er ihrem Bruder, dem Podesta von Meiland, das Leben rette und des Kaisers Verzeihung erwirke], und dieser sandte sie mit Rittern und Knechten gen Cölln, während er selbst bei dem Kaiser blieb. Der Bischof bat den Kaiser, dass er ihm eine Gunst gewähren und ihm das schenken möchte, was eine Frau ihnen zuerst entgegen bringen würde. Der Kaiser war bei guter Laune, gewährte ihm die Bitte und verbriefte sie. So stiegen sie zu Ross und ritten zur Stadt. Da kam eine Frau aus der Stadt, welche einen Mann trug. Der Kaiser fragte: Was ist das? Das ist der Podesta von Meiland, antwortete der Bischof. Der soll hängen, sagte der Kaiser, und wenn ich noch mehr Gelübde gethan hätte. Der Bischof erinnerte ihn aber an sein kaiserliches Wort und an den Brief, welcher in seinen Händen sei. Da sprach der Kaiser: „Du hast gewonnen und ich will es dir gönnen." Auch setzte er den Podesta wieder in Meiland ein. Da kam der Rath heraus zum Kaiser und begrüsste ihn, und Alle wurden ihm unterthan und die Stadt blieb in Ehren stehen.

Der Bischof beurlaubte sich. Der Kaiser sprach, er solle noch bleiben und erst aufschreiben lassen, was Ritter und Knechte an Schoss zu zahlen, das wolle er ihm geben. Der Bischof lehnte es ab und sagte, er habe heute ihm schon geschenkt, dass der Mann am Leben bliebe. Aber der Kaiser, welcher ihm die Verdienste als höchster Rath und für den Beistand mit seinem Volke lohnen wollte, liess ihm zwei mal zweihundert Pfund Goldes zuwägen und wollte ihm mehr geben, wenn er bleiben wollte. Der Bischof entgegnete, er habe schon mehr als die Hälfte zuviel erhalten. Da sprach der Kaiser, ob er ihn zu einem Bruder aufnehmen wollte. Das that der Bischof und machte ihn auch des geistlichen Standes theilhaftig. Der Kaiser küsste die Erde und em-

pfing den Segen mit grosser Würde. Der Bischof zog ab; der Kaiser blieb noch da, liess die Einnahme der Stadt aufschreiben und an einem Freitage nahm er das Schreiben. Er ging in das Kloster, wo bisher die heiligen Könige waren, und begehrte sie zu sehen. Die Nonnen waren sehr erfreuet; aber sie erschraken nicht wenig, da sie die Särge leer fanden. Der Kaiser fragte, wie das komme? Da sagte eine heilige Jungfrau, die Könige seien in der Lombardei verlästert worden, darum seien sie in das deutsche Land, an den Rhein nach Cölln gezogen. Da verlangte der Rath von Meiland, der Kaiser solle das rächen. Der aber sprach: Wenn die Frau nicht Recht hätte, so sollte es mir leid thun, denn ich gönne den Cöllnern die Ehre, da ich die Brüderschaft empfangen habe. Da schwiegen die Bürger.

Der Bischof eilte seinem Gefolge nach und fand sie in einem Walde, wo sie Halt gemacht hatten und in Sorgen waren; die Heiligthümer waren ihnen abhanden gekommen. Da weinte der Bischof und klagte über das Unglück, welches ihnen auch besonders noch den Zorn des Kaisers zuziehen würde. Sein Schmerz vermehrte sich, als er Cölln sah, welches er durch die heiligen Könige hatte zu grossen Ehren bringen wollen. Als er aber heran kam, sah er einen guten Rauch aus der Stadt gen Himmel steigen und ward der Könige darin deutlich gewahr. Da warf er sich mit seinem Gefolge in Kreuzweise auf die Erde und danketen und lobeten Gott; in die Stadt aber sandte er, dass man ihnen mit Prozession entgegen zöge, um die heiligen Könige zu empfangen. Der Bischof legte sein Messgewand an und trug die Heiligthümer. Da geschahen grosse Wunder: Die Stummen sprachen, die Tauben hörten, die Unreinen wurden heil, die Blinden und Lahmen gingen gesund davon, die Todten offenbarten sich und die mit dem Banne Belegten fanden Gnade.

So sind die heiligen drei Könige nach Cölln gekommen. Ehre sie jeder gern, denn Christus ehret sie im

Himmelreich. Gott hat ihnen die Gewalt gegeben. Wer geht oder reitet, trage ihre drei Namen bei sich und an dem Tage geschieht ihm nichts Böses; wer etwas verloren hat, der rufe sie an.

Gott gebe uns den Orden
Den diese drei Könige führten;
Das uns das allen geschehe
Dazu helfe Gott und die drei Könige.

XIX.

Sanct Brandan's Reisen.

Dieses niederdeutsche Gedicht von 1152 Versen steht bei Bruns, mit dazu gehöriger Einleitung von S. 161—216. Die *Acta Sanctor.* berichten ebenfalls, dass er wunderbare, siebenjährige Seereisen gethan, welche sie aber mitzutheilen Bedenken tragen, weil Unsinn darin enthalten sei. Im 15. Jahrh. sind die wunderbaren Reisen mehrmals gedruckt worden, z. B. Augsburg 1497, Ulm 1499, Strassburg 1510. Diese gedruckten Ausgaben sind in hochdeutscher Prosa, und obschon dem Inhalte ganz gleichförmig mit dem Gedichte, doch in einzelnen Stücken ausführlicher. Abweichend von dem deutschen Gedichte ist die lateinische Erzählung von Brandan, von welcher auf der akadem. Bibliothek zu Helmstädt sich ein handschr. Exemplar befindet unter dem Titel: *Peregrinatio St. Brandani, abbatis et confessoris*, geschrieben von Peter Mule aus Darmstadt im J. 1453, 12 Blätter 4°. Damit übereinstimmend ist die Bearbeitung, welche im II. Bande der „Altfranzösischen Sagen, gesammelt von H. A. Keller, Tübingen 1840" nach Jubinals Ausgabe in *La légende latine de S. Brandaines*, Paris, 1836, v. S. 1 bis 57 geliefert ist. Die Veranlassung zur Reise wird hier so erzählt, dass Brandan, ein Sohn des Synlocha, Enkel Altydes, aus dem Geschlechte des Eogene, geboren in dem Bezirk Scamle in der Mumensier Lande, durch einen fremden Abt, Barintes, dem Neffen Neils, hört, wie derselbe seinen Sohn, Mernoc, auf einer Insel besucht, welche die Köstliche hiess, und von dort mit diesem zu einer Insel geschifft, welche das Land der Verheissung hiess, wo kein

Unterschied von Tag und Nacht war, und wo sie ein Jahr gewesen, während sie meinten, einen Tag da zu sein. Nach Barintes Abreise eröffnet Brandan sieben Brüdern seinen Vorsatz, dieses Land der Verheissung aufzusuchen, und die Mönche erklären sich bereit, ihm zu folgen. Sie rüsten sich zur Abreise und drei andere Mönche bitten, auch mitgenommen zu werden. Das Schiff wird mit Vorräthen auf vierzig Tage versehen. Nach vierzig Tagen kommen sie an eine hohe, felsige Insel, an welcher sie erst nach drei Tagen, indem Br. die Brüder auf Christi Beistand verweiset, einen Hafen finden. Ein Hund führt sie in ein Schloss, das mit grossen Schätzen versehen ist, wo sie durch unsichtbare Macht bedient werden und wo ein Mönch einen silbernen Zaum stiehlt (V. 410 ff. im deut. Ged.). Br. entdeckt den Diebstahl und nach Bereuung und empfangenem Abendmahl fällt der Dieb todt nieder. Darnach kommen die Reisenden auf eine Insel, wo sie Ostern halten, treffen darauf den grossen Fisch, den sie für eine Insel halten, und kommen dann an die Insel der Vögel. Diese weissen Vögel gehören zum Falle des alten bösen Feindes, aber sie sündigten nicht selbst, sondern gaben nur seiner Sünde ihre Beistimmung. Durch einen Vogel wird ihnen die Mittheilung, dass Br. und die Brüder sieben Jahre auf dem Meere umirren und Ostern jedesmal da feiern werden, wo das erste Mal. Sie bleiben bis Pfingsten, und nachdem sie drei Monate lang nichts als Wasser und Himmel gesehen, kommen sie an eine nicht grosse Insel, um die sie vierzig Tage lang schiffen, ehe sie einen Hafen finden. Auf der Insel ist ein Kloster, dessen vierundzwanzig Brüder mit Himmelsbrot gespeist werden, die aber nur durch Zeichen mit einander reden. Hier bleiben sie bis Weihnachten, kommen dann auf eine Insel, wo schlafbewirkendes Wasser ist, gehen zu Ostern wieder nach der Insel der Vögel, und werden, als sie von dort abgereiset sind, von einem grossen Wallfisch verfolgt, der aber durch einen andern, welcher Feuer speiet, getödtet wird. Sie landen an einer Insel, wo sie einen Theil des getödteten Fisches finden, nähren sich von dem Fleisch, bleiben drei Monate und erhalten als Speise nochmals das Stück eines grossen Fisches. Darauf segeln sie nach einer Insel, welche von Kindern, Jünglingen und Greisen bewohnt wird; sie werden hier verpflegt und einer der drei Mönche, welcher die Reise mitmachen wollte, ist bestimmt, hier zu bleiben (der Dieb des Zaumes war auch einer der drei). Sie nehmen sehr saftreiche Früchte mit, von denen sie

leben, ein grosser Vogel bringt ihnen einen Zweig mit Trauben. Bei ihrer weitern Reise werden sie von einem Greif verfolgt, aber jener Vogel, welcher den Zweig brachte, bekämpft und besiegt ihn. Das Osterfest wird am gewöhnlichen Orte gefeiert. Als sie das Petrusfest auf dem Schiffe feiern, ist das Meer so durchsichtig, dass sie die Thiere auf dem Grunde sehen. Brandan singt laut die Messe und die Thiere schwimmen um das Schiff. Darauf sehen sie eine Säule auf dem Meere, von welcher ein Teppich herabhängt, welcher den Raum einer Meile einnimmt; der Teppich ist silberfarben und härter als Marmor, die Säule ist von Cristall. Sie segeln durch den Teppich durch, die Säule hat auf jeder Seite eine Tagfahrt Umfang. Am vierten Tage finden sie einen Kelch vom Stoff des Teppichs und eine Schale vom Stoff der Säule, sie nehmen beides als Wahrzeichen mit. Darauf kommen sie an eine felsige, hässliche Insel, deren Bewohner glühende Schlacken in das Meer werfen und es so erhitzen, dass sie nur mit Mühe entrinnen. Ein andermal zeigte sich ihnen ein hoher Berg gen Mitternacht, der in Wolken gehüllt war. Ein Wind zog sie an das schwarze, hohe Ufer, und der letzte jener erwähnten drei Mönche sprang an das Ufer und sagte den Brüdern, dass er dort bleiben müsste. Der Wind trieb sie zurück und sie sahen, wie der Berg Flammen spie. Darnach fanden sie auf einem Felsen, um den herum das Wasser vest war wie ein Wall, einen Mann sitzen. Das war Judas. Die Erzählung ist nun wie in dem deutschen Gedichte. Nach drei Tagen finden sie auf einem Felsen einen frommen Mann, der, nur von seinen Haaren bedeckt, hundertundvierzig Jahre alt ist, funfzig Jahr in einem Kloster und neunzig auf diesem Felsen lebte. Er sagt ihnen, dass sie das Osterfest am bekannten Orte hinbringen und dann nach der Insel der Verheissung kommen würden. Sie werden dorthin geführt und erhalten, nachdem sie das Land gesehen haben, die Weisung, in die Heimat zurück zu kehren und von den edlen Gesteinen so viel mitzunehmen, als ihr Schiff tragen kann. Sie besuchen noch das Land der Wonne, bleiben dort drei Tage und kehren in die Heimat zurück, woselbst Sanct Brandan sein Leben in Frieden beschliesst.

Das deutsche Gedicht möchte wohl den Vorzug vor der lateinischen und französischen Bearbeitung verdienen, da es Brandan's Reise nicht aus Neugier entstehen, sondern in seine Zweifel an die Möglichkeit der gelesenen Wunder begründet, nicht die stete nutz-

lose Wiederkehr auf dieselbe Insel hat, dagegen den diebischen Bruder aus der Hölle durch Brandan's Gebet erretten lässt u. A.

In Gottes Namen heben wir an
Von dem heiligen Sanct Brandan,
Der zu einem Abt ward erkoren.

Er las in einem Buche von wunderbaren Dingen, welche Gott machen könnte, und das kam ihm alles so unglaublich vor, dass er das Buch in das Feuer warf. Dies geschah in Irland*). Da sprach ein Engel von Gott zu ihm: „Du hast wider Gott gesündigt, dass dir die Schrift ein Spott däuchte; darum, weil du dies Buch verbrannt hast, sollst du lange Freude entbehren, und das Buch wieder machen. Gott hat mich zu dir gesandt, dass du in diesen Jahren das Wasserland bereisen, die Wunder sehen und aufschreiben sollst.“ Brandanus erwiederte, dass, wenn ihm Gott beistehen wollte, er es wohl vollbringen würde; jedoch hätte er darauf geschworen, dass der Inhalt nicht wahr sei; denn er habe auch darin gefunden, wie Judas auf einer grossen See läge, und von Hitze und Kälte viel littte. Der Engel gebot ihm darauf, ein Schiff zu bauen, und Speise auf neun Jahr mitzunehmen, denn er müsse die Welt umfahren und solle die Wunder alle schauen. Bradanus bat den lieben Gott, dass er ihn bewahren möchte, er wollte in seinem Namen fahren. Drauf griff er die Sache schnell an, liess ein Schiff bauen, eine Kapelle darin einrichten, trug sein Heiligthum hinein, nahm Speise genug, und fuhr mit seinen Brüdern und dem Capellan dahin. Einen nahm Gott in das Paradies, und einen andern holte der Teufel eines geringen Pfandes wegen in die Hölle**), wo er seinen Spott mit ihm trieb, bis ihn der heilige Mann mit grosser Mühe erlöste.

Als sie so dahin fuhren, kamen sie in grosse Noth,

---

*) Im Texte steht, V. 19. In Jiitland, offenbar durch Fehler des Schreibers, denn Brandan war ein Irländer und V. 1079 heisst es auch: hen to hus to Yhernien.

**) Die Erläuterung hierzu kommt V. 407—420. Der Mönch stiehlt einen goldenen Zaum und wird dafür von einem dabei stehenden Teufel in die Hölle geführt.

denn im Osten that sich eine Wolke von einander und ein grässliches Thier, einem Hirsche ähnlich, kam ganz brennend vor sie, nahm einen Drachen und machte sich damit in die Luft. Erschrocken riefen sie Gott um Beistand an, der ihnen auch half; mit grosser Gefahr waren sie aber ein ganzes Jahr unterwegs, ohne dass sie Land sahen. Als sie darüber klagten, sahe der heilige Mann einen Wald (der auf einem Fische gewachsen war), und da das Wasser reissend war, so kamen sie bald vor dem Walde in einen Hafen. Sie machten ein schönes Feuer an; aber die Freude kam ihnen theuer zu stehen. Der Fisch entkam ihnen damit. Als der heilige Mann die Bewegung sah rettete er sich, mit den Brüdern kaum in das Schiff, und dann sahen sie, wie der Wald unterging. Sie dankten Gott mit einem Lobgesange, und der gute Mann sprach, dass es wohl ein grosser alter Fisch gewesen sein müsste, welcher den Wald auf seinen Rücken gehabt. Sie baten Gott, dass er sie bald an das Land bringen möchte, und Brandanus klagte, dass Gott es nicht ungerächt lasse, dass er das Buch verbrannt. Als der Fisch untergegangen und die Wellen aufschlugen, sahen sie ein Angst erregendes Thier. Es war halb Fisch, halb Mensch; unter den Augen war es wie ein altes Meerweib, und der Leib war rauh; es schwamm lange um den Kiel herum. Brandanus sprach: Wir haben ihm nichts gethan, also lass das Thier von uns fahren und bewahre uns Gott; Er fiel nieder auf seine Knie bis das Thier verschwunden war, und dann sangen sie Gott einen neuen Sang.

Der Wind schlug sie in ein anderes Land. Da sah Brandan ein wunderliches Gesicht. Das waren geisterähnliche Leute. Seelen, welche auf einer See umherliefen und grosse Pein von Durst und Hitze litten. Eine Seele kam zu Brandanus und sagte, dass es ihre Strafe sei, weil sie sich der Armen nicht hätten erbarmen wollen, und der heilige Mann sagte, dass er sie nicht weiter betrüben, sondern jeglichen gestatten wollte, einmal

zu trinken und das Haupt zu benetzen, um ihre Pein zu lindern. Drauf fuhr er mit seinen Gefährten hinweg und schrieb mit weinenden Augen die Leiden der Seelen auf, welche dort umherliefen und laut Ach und Weh riefen.

Ein Sturm trieb nun das Schiff in das Lebermeer*). Da sah Brandanus eine Menge Schiffe stehen, welche seit vielen Jahren hineingerathen waren. Eine Stimme rief ihnen zu, sie sollten sich nach Norden auf dem Meere wenden, da sende sie Gott hin. Da sah Brandan auf einer Klippe ein Münster stehen und Mönche waren darin, welche Gott fleissig dienten. Die Nacht über lag Brandan bei dem Stein allein, und des Morgens ging er auf den Berg. Da fand er alles sehr schön und konnte nicht begreifen, wer sie hingebracht hatte. Ihr Gottesdienst war sehr schön. Eine Taube brachte ihnen jeden Mittag ihre Speise. Sie luden Brandan ein, mit ihnen zu essen, welches er that, ebenfalls seine Speise aus dem Paradiese erhielt und dann Urlaub nahm.

Der Wind trieb sie davon und er sah auf einem Stein einen Menschen; das war ein Klausner, ganz haarig am Leibe. Brandan fragte ihn, wie er dahin gekommen wäre, und er sagte, er sei den Mönchen unterthan und schon seit zehn Jahren auf dem Steine, Gott sende ihm seine Speise, und er habe bis jetzt noch keines andern Menschen Stimme gehört, als Brandan's seine. Brandan fragte nach seinem früheren Leben und jener erzählte: „Ich war ein reicher König, Babilonien war mein Land, Cappadocien war in meiner Hand, und ich nahm meine Schwester zum Weibe, von der ich zwei Kinder hatte. Da merkte ich, dass es Sünde war, tödtete das Eine, das

*) V. 226. lever mere. Bruns bemerkt: „ohne Hummels Auszug (aus der pros. Ausgabe). S. 12 würde ich dieses nicht verstanden haben. Kleber Meer, wo schon viele Schiffe vor ihm beklebt waren.“ — Der Dichter kann aber auch geradezu eine weiche, schwammige, leberartige Masse haben bezeichnen wollen. Im Herzog Ernst, V. 3210 (s. o. S. 113) wird das Meer, in welchem der Magnetstein liegt, Labermeer genannt, welches doch wohl dasselbe sein dürfte. Im Gott Amur, V. 1730, Lebermeer, worin

der edel agestain,
der an sich groz unde clain
zuket gar an alle wer.

Wetter erschlug mir das Andere, ebenso mein Weib*). Nun lag die Sünde allein auf mir, und ich fürchtete Gottes schweren Schlag, gab die Krone meines Reichs auf, und machte mich schnell nach Rom, um dem Papste meine Sünde zu bekennen. So bin ich auf diesen Stein gekommen um meine Missethat zu beklagen. Doch höre ich täglich den himmlischen Sang." Brandan fragte, wie er es aber im Winter ohne Kleidung aushalten könne, wenn der Frost komme; dann, antwortete er, krieche ich in eine Höhle, welche hier unten ist, und warte bis das Wetter wieder angenehm ist. Meine Gebeine sollen hier auch des jüngsten Tages warten.

Nun fuhr der gute Schiffer**) auf demselben Meere gegen Sonnenaufgang. Da sah er kleine Wonne. Es kam vor seinen Anblick ein dicker Nebel von einem glimmenden Berge, da sah er Jammer und hörte viele klägliche Stimmen, und sah viele Seelen umhergehen, schwarz und übelgethan, und mancher verfluchte Geist war da, der die Seelen peinigte, und einer der Bösen kam zu ihm und sagte: „Das sind alle die, welche ungerecht richteten. Sie sind so verurteilt, dass keine Rettung für sie da ist, das sage ich dir; du kannst nun von hier wegfahren, denn dein Gebet wird nicht gehört." Da fiel sie ein solcher Gestank an, dass sie mit dem Schiffe weichen mussten, und fuhren nach einer fernen Insel, welche düster wie die Nacht war. Der Boden der Insel war Gold, und der Kies waren lauter Edelsteine; da hatte Gott manchen Karfunkel verborgen. Da lagen sie wohl funfzehn Tage mit Sorgen, ohne dass sie das Tageslicht hatten. Am sechszehnten Tage fuhr Sanct Brandan einen Fluss hinab, und kam in einen schönen Saal, wie ihn Menschen Augen je gesehen hatten. Der Saal war von rothem Golde, und Säulen von Karfunkel, welche hell wie die Sonne leuchteten. Vor dem Saal

*) V. 312. darna myn wif elsam. Bruns meint, elsam sei vielleicht Eigennamen für Else, Elisabeth. — Es heisst aber „ebenso" — gleichfalls.

**) V. 340. vere. Bruns meint: vielleicht here; aber es ist wohl verge zu verstehen, wofür vere vorkommt.

war ein Brunnen, daraus floss in vier Röhren Milch, Wein (Mel? — Meth) und Honigseim. In dem Saale waren auch fünfhundert Cedern, man kehrte ihn mit Pfauenfedern aus, und es gefiel den Mönchen ausserordentlich darin, dass sie ihn ungern verliessen. Oben unter dem Dache war alles, was ein Kaiser nöthig hat, von edelen Steinen und von Gold. Während sie den Saal beschaueten, stahl einer der Mönche einen Zaum und steckte ihn unter sein Gewand. Da stand ein Teufel dabei, der verleidete ihm die Dieberei, schleppte ihn in die Finsterniss der Hölle, und übergab ihn seinen Genossen zum Spott. Brandan musste den Saal verlassen. Als sie fürbass fuhren, sah er eine andere Burg vor sich stehen, die war noch schöner als der erste Saal. Sie glänzte viele Meilen weit, davon hatte das Land Licht, so dass es keine Nacht dort gab, auch fiel kein Reif und Schnee und das Land wurde nicht von Regen nass. Ein alter Mann mit einem grauen Barte sass davor, welcher die Pforte hütete, das war Herr Enoch. Wie uns das Buch sagt, sass zuvorderst unter dem Bergthore Elias, bei dem stand ein Knappe im weissen Rocke mit feurigem Schwerte; das mochte wohl ein Engel sein. Das Schwert war lang und breit. Elias sprach gleich: „Wollt ihr mit mir gehen?“ Da gingen sie mit den Mönchen in das Bergthor, Enoch schlug die Thüren hinter ihnen zu, und liess sie einen Theil der brennenden Aue beschauen; dann zog der heilige Mann von dannen. Die Burgmauer war so hoch, dass kein Mensch sie messen konnte, sie hatte ein Mass von drei Meilen. Nun stiegen sie zu Schiffe und fuhren in das düstere Land, Brandan bejammerte den Verlust seines Capellans. Sie nahmen so viel Gold in ihr Schiff, dass sie daheim manches Gotteshaus mit Gold und Edelsteinen schmückten.

Sie hörten darauf ein grosses Getöse von Donnern und Blitzen, und Brandan dachte an den, welchen ihm der Teufel genommen und hätte ihn gern wieder gehabt, und alle vereinigten sich im Gebet. Da zeigte sich ein

heller Schein und eine Stimme sprach zu Brandan, warum er auf Gott zürne, der Teufel habe recht gethan, dass er den Dieb genommen. Brandan liess aber nicht nach im Gebet und gelobte gut zu machen, die Sünde seines Mönches. Gott gebot daher dem Teufel, dass er den Mönch wieder in das Schiff trüge. Alsbald nahm der Teufel den Mönch auf den Rücken, trug ihn herbei und warf ihn heftig in das Schiff. Der hatte seine Farbe so verloren, dass ihn niemand kannte; seine Haut war hart geworden und er hatte manchen beschädigten Fleck. Brandan sprach weinend: Hättest du den Zaum liegen lassen, so hättest du die Pein nicht erlitten, auch uns den Weg nicht verlängert. Der Capellan dankte, dass er aus der Hölle erlöset war. Brandan dachte nun an die Stätte, wo die Schiffe gestrandet waren, und als sie dahin kamen, sahen sie Leidens genug. Vor ihnen stand manches Schiff, reich mit Gütern beladen, und Jammergeschrei ertönte von denen, die früher dahin gesegelt waren. Die Todten eilten auf das Schiff, und der Teufel kam zu denen, die noch lebten und mit dem Tode rangen, und stritt mit Sanct Michael um die Seelen. Mehr als drei davon kamen nicht in das Himmelreich, die andern wurden alle von den Teufeln in die Hölle geführt. Brandanus war sehr betrübt darüber.

Als sie weiter fuhren, hörten sie die Stimme einer Sirene und wer solche Stimme vernahm, wurde eingeschläfert, darum befahlen sie sich Gott; der Steuermann vergass sich so, dass das Schif auf dem Meere trieb und sie nicht wussten, wo sie waren; der Kiel strebte gegen einen Berg, worauf ein schwarzer Mann umherlief, der die Mönche durch lautes Geschrei aufweckte, sehr erschreckte und ihnen zurief, er wolle ihnen zeigen, wie sie fahren sollten. Brandanus nahm ihn ein, und nicht lange darnach fing er folgende schnöde Rede an: „Du alter Mönch Brandan, hast eine böse Fahrt gethan, ich meine, dass du es büssen musst, dass du uns soviel zu leide thust. Gott versagt dir deine Bitten nicht, weil du

immer so anhaltend bittest. Das mag ihn wohl verdriessen. Du solltest dich darnach richten. Dir ist unser Leid sehr lieb, du nahmst uns auch den Zaumdieb, der da hinter dir sitzet und vor Furcht schwitzet.“ Der Mönch hatte sich hinter ihm verborgen und war in grossen Sorgen. Der Teufel hatte einen glühenden Mastbaum, den warf er in das Schif. Mit feurigen Bränden liefen die Teufel*) heran und stürmten um das Schif; Gott bewahrte aber die Mönche. Dem heiligen Brandanus entfiel sein Hut; er bat den Steuermann, dahin zurückzukehren, aber dieser und die andern auch hatten wenig Lust und sprachen: und wenn er golden wäre, so müsste man ihn im Stich lassen. Der Mönch, welcher in der Hölle gewesen war, bot dem Brandanus die zwei neuen Hüte an, welche er hatte; allein dieser bestand darauf, den seinigen wieder zu haben, damit die Teufel keinen Spott damit treiben könnten. So kamen sie wieder an die Stelle und da waren noch Teufel genug, welche sie höhnten; aber Brandan sang den Psalm: *Deus misereatur nostri* **), da mussten die Teufel fliehen und er bekam seinen Hut wieder.

Nun sah Sanct Brandan, der heilige Mann, eine steinerne Burg, darin waren zwölf Thiere, welche niemand verstören konnte, denn Gott allein. Als er die Wunder beschrieben hatte, blieben sie nicht lange, und der Wind trieb sie von dannen; da fanden sie ein Gottes Kind, welches auf dem Meere schwebte und von Gottes Gnade lebte. Er sprach zu ihm: wer hat dich hier hergesandt in die wilde unbekannte Gegend, büssest du deine Missethat? Jener sprach: Gott hat mir meine Speise aus dem Paradiese ein und zwanzig Jahre gegeben, und durch seine Gnade soll ich leben; ich und mein Bruder wir haben sehr für den Mann gebeten, den dir der Teufel wegen des Zaumdiebstahls nahm. Brandan begehrte mehr

*) Der Dichter hat bisher nur einen Teufel erwähnt, V. 638 spricht er aber in der Mehrzahl und so in der Folge. Es ist anzunehmen, dass mehr nachfolgten, wie auch die Verse 673 ff. besonders angeben.

**) Psalm 66 nach der latein. Vulgata, Psalm 67 nach dem Hebräischen.

zu wissen und der Gute sprach: In der Stadt Narrasim sollte ich im Kloster sein, aber Gott hat das Land, der Sünden wegen, in den Abgrund versenkt. Mehr sage ich dir nicht; du sollst nun fürbass ziehen.

Da sah Sanct Brandan einen nackenden Mann in grossen Nöthen auf einem glühenden Steine sitzen, wo er Gottes Zorn litt. Eine Seite war verfroren, dass ihm das Fleisch von den Gebeinen fiel, und auf der andern Hälfte war es so heiss auf dem Steine, dass er nirgends Hilfe hatte. Sein Jammer war mannigfach, doch hatte er Ruhe alle Sonnabend Nacht bis zur None des Sonntags; dann kamen die Teufel und peinigten ihn. Brandan fühlte Erbarmen und fragte ihn, wer er gewesen. Der antwortete, er sei Judas, der den verrathen, welchen Johannes getauft; darum müsse er hier leiden. Die Hitze sei so gross, dass, wenn ein hoher Berg von lauter Stahl darin läge, dieser doch zerschmelzen müsse. Brandan wollte zu Gott für ihn beten, aber Judas sagte, er möchte es nur lassen, es hülfe ihm doch nicht. Da wollte Brandanus sehen, was dem Armen am Sonntage geschehe, und nahm das Heiligthum hervor und sie beteten sehr. Da kam das Heer der Teufel, dass sie meinten, Luft und Meer sei ein Feuer und alle riefen: „Wir hätten hinwegfahren sollen.“ Die höllischen Geister kamen gerade auf das Schiff zu, und aus ihren Rachen stank Schwefel und Feuer wie Stroh; sie peinigten den Judas und wollten ihn in die Hölle führen, aber Brandan gebot, ihn zu verschonen die eine Nacht. Die Teufel schalten und droheten, sie würden ihn dafür doppelt peinigen; aber Brandan verbot das, befahl, dass sie ihm nicht mehr als sonst thäten. Darnach wurden die Segel aufgespannt, damit sie den Höllenweg verloren und auf die rechte Fahrt wieder kamen.

Da fanden sie ein Land, das war das schönste, was man sehen konnte, und Alles war da, was man nur haben mochte. Da flossen süsse, schöne Wasser, das Wild war zahm, der Wolf nahm dort kein Vieh; das Land

heisst *bona terra* und liegt den Menschen unbekannt; wären jene nicht durch den Wind hin verschlagen, es könnte niemand etwas davon sagen. Sie sahen eine schöne Burg, klar wie die Sonne und Brandanus verliess sein Mut, mit Fünfen begab er sich dahin. Sie erstiegen den Berg mit Mühe und fanden Lindwürme und Drachen, welche die Thür hüten mussten. Brandanus bannte sie. Die Mauern waren von Cristall, lauter und klar, und darin standen aus Erz gegossen viele Thiere, Löwen, Panther, Würme, Vögel schwebten, alle, als ob sie lebten, Elephanten, Hasen, Luchse und Jäger dazu, als ob sie jagten. Männer und Frauen konnte man sehen. Auf dem Hofe stand ein seltner Stein und mancher wonnige Baum, dicht belaubt, dass die Sonne nicht hindurchscheinen konnte. In der Burg war ein Palas (Saal) mit Gold und edelen Steinen geziert, so dass er auf Erden nicht besser sein konnte. Der eine Capellan sprach: Wir wollen aus der Burg gehen, ehe wir Schaden nehmen, ich denke, wir haben sonst grosse Noth zu bestehen. Da kehrten sie in das Schiff zurück und segelten ab; aber hinter ihnen kam ein wunderbar anzusehendes Volk her, welches zornig auf sie eindrang. Die Häupter waren wie von Schweinen, ihre Hände wie von Bären, die Füsse nach Hundeart und Krannichhals und Menschenbrust dazu. Brandan bat Gott um Hilfe, und sie entgingen ihnen. Darauf sprach Brandan: Lasst den Kiel sacht gehen, ich will doch den Leuten Gott nennen, um zu sehen, ob sie ihn fürchten oder kennen. Da trat er an das Steuer und gebot den Ungeheuern bei Gott und seiner Schöpfung, dass sie ihn in Frieden liessen. Sie blieben gleichwohl bei dem Schiffe; doch fielen ihnen zuletzt die Waffen aus der Hand und sie schwiegen bis auf einen, welcher sprach: „Du bist durch Wunder und durch manches unbekannte Land gefahren. Nun hat dich Gott hergesandt, den du uns nennst und meinst, das du ihn kennst. Wir erkannten ihn viel besser, da er in seiner Gottheit sass; wir sahen ihn, ehe Lucifer gefallen

war.“ Brandanus erwiederte darauf, dass ein weiser Mann gesagt habe, dass die Engel nicht sagen dürften, dass sie Gott in seiner göttlichen Macht und Schöpfung sähen; es sei ihm unmöglich, darum möge er deutlicher sprechen. Der Geist sprach: „Du sagst das, was du weisst; du willst nicht glauben, darum musst du Schande haben. Als du das Buch verbranntest, hast du grosse Sünde gethan.“ Nun sagte er ihm, dass sie alle gute Engel und Gott nahe gewesen, bis sie mit Lucifer, der mit unrechter Gewalt im Himmelreich hätte wirken wollen, verstossen seien, doch hofften sie wieder zu Gott zu kommen. Brandanus sagte nun, dass er ihnen nichts genommen und dass Gott sie bisher beschützt, sie wollten nun weiter fahren, da sie fast schon zu lange geweilt.

Nun fuhren sie bis an den andern Morgen, da kamen sie in grosse Sorge. Ein schrecklicher Fisch, mit drei Mannslachter weitem Rachen, schwamm drei Tage bei dem Schiff und wollte es verschlingen. Ein alter Schiffmann sprach mit Zweifel, ob Gott ihnen wohl beistehen möchte; aber Brandan sprach weinend, er sollte nicht zweifeln, denn Gott sei ihnen hold. Wenn der Fisch von ihnen führe, würden sie schon getröstet sein. Da sahen sie den Fisch hinziehen, freueten sich sehr und kamen an ein Land, wo Christen waren, man sie gut empfing und göttliche Werke beging. Da sprach ein heiliger Mann, welcher Johannes hiess: „Ich war ein reicher heidnischer König und ward von den Griechen vertrieben, so dass ich kaum mit sechzig Mann entkam und auf das Meer weichen musste, um mich zu retten. Mit grosser Noth kamen wir auf das Land und in eine Burg, Luprie geheissen. Da wurden wir von einem reinen Manne willkommen geheissen, der uns allen die Hand küsste, mich selber taufte und mit dieser Stätte begabte.“ Als dies Brandan vernahm, sprach er: „Der dich taufte und von Sünden rein machte, derselben bin ich einer; Gott hat uns hier wunderbarlich vereinigt.“ Er blieb dort nicht lange und kam in ein unbekanntes Land, wo er einen schönen Mann sah,

des Bart geflochten und mit Gold durchwunden war, der einen kostbaren Mantel trug mit edlem Geschmeide behängt, und ein Hemde von weisser Seide am Leibe hatte und einen goldenen Gürtel, wie ihn ein Kaiser tragen sollte. Der Mann hiess Helsprane und sollte dem Gerichte vorstehen. Als Brandanus das Wunder gesehen hatte, sprach er, dass sie nun nicht länger weilen, sondern heimkehren wollten, nach dem Gebote des Engels, und Gott um einen guten Wind nach Hibernien bitten.

Sie gingen zu Schiffe, banden die Segel hoch auf und fuhren unverdrossen fort, bis sie an einen Stein kamen, der war so lang, dass sie drei Tage zu fahren hatten und den Kiel nicht fortbringen konnten. Sie kamen an eine Pforte und gingen alle hinein. Da sahen sie einen heiligen Altar und einen Kelch darauf stehen. Brandan sprach: Wir wollen mit süssem Tone eine Messe singen und Gott loben. Als das Amt gehalten war, baten sie das Marienkind um guten Wind und traten in das Schiff. Da führte Gott Brandanen wieder dahin, wo er vordem zuerst in das Schiff stieg, und als sie landeten, kamen ihnen die Brüder mit den Kreuzen entgegen und empfingen sie liebreich, und Gottes Stimme rief zu dem frommen Manne: „Du hast mein Gebot erfüllt, du bist willkommen, Brandan! du sollst nicht lange mehr hier bleiben, sondern in mein Himmelreich kommen.“ Als Brandan das hörte, freuete er sich, lobte seinen Schöpfer und bereitete sich zur heiligen Messe. Nicht lange darnach verschied er und gab Gott die Seele; sein Leib ward beerdigt. Darauf ward bald ein Münster gebauet, mit sieben Chören geziert, um die sieben Jahre zu bezeichnen, die er aus war.

Nu fculle we bidden den hilligen man,
dat he vor uns bidde,
dat we mit ome entfan
de himmelfchen crone.
Des helpe uns Marien fone
un fin moder Maria,
dat we de ewigen vraude befitten hirna,
de nummer vergenklik ist.
Des helpe uns here Jhesu Crist.

XX.

Die Sage von Pilatus.

Die Sage von Pilatus gehört in das zwölfte Jahrh., ist der Sprache nach Fränkisch und hat das Rheinland als Heimat der Sage. Das Gedicht ist nicht ganz vollständig; wie es vorliegt enthält es 620 Verse. Mone theilte es zuerst mit im Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. Karlsruhe 1835. Vierter Jahrgang, viertes Quartalheft, Sp. 434—446, nachdem von Sp. 421—433 Einleitung und das hexametrische Gedicht *de vita Pilati* vorausgeschickt. Wackernagel liess in seinem Lesebuche (I, 207) die ersten 142 VV. abdrucken, und H. F. Massmann gab einen erneuerten Abdruck in seinem Buche: Deutsche Gedichte des XII. Jahrh. und der nächst verwandten Zeit etc. Quedlinburg u. Leipzig, I. Th., S. 145—152.

Man sagit von dutiſcher zungen,
ſiu ſi unbetwungen,
ze uogene herte.
ſwer ſi dicke berte,
ſi wurde wol zehe
alſ dem ſtale ir geſchee,
der mit ſinem gezowe
uf dem anehowe
würde gebouge.
ſwi ihz gotouge,
ih wil ſpannin minen ſin
zo einer rede an der ih bin
ane ghedenet uil cranc.
mac ſi enthalden min gedank,
unz ih ſi geenden,
ſo weiz ih daz genenden
me tut dan maze
an ſulhen anlaze.

Ih grifen an den uollemunt
unde ſterke minen funt
mit dem eristen ſinne,
der under vnde inne
ſo gewurzelet ist:
wirt mir ſtate vnde frist,
ih gezyhe uz im einen
zo den fullesteinen
ſo manigiſ ſinniſ uolleiſt,
daz mir ſin vnde geiſt
gemut werdent beide
e ih dar abe ſcheide.

Der eriste ſin iſt ſo getan,
den ih ze fullemunde han,
under di andren geleit:
iſ irſchrikket mit freuilheit,
ſwenne ih neigen daran:
er ist allir ſinne vane,
ir zil vnde ir zeigen.
ih ne mac ſin niht gereichen,
ſwi ih in lege unde
zo dem fullemunde:

da komet doch alſo:
er iſ mir wilen zeho,
wilen iſ er mir eben;
alſ in der hat gegeben,
der wunderlih heizet
vnde vmbekreizet
himel vnde erden;
der liez den ſin gewerden.

Der ſelbe ſin der iſt ſin,
der mir in gab. di ſint min,
di ih dar abe han gezogen.
ih bin gebougit vnde gebogen.
baz dan ih were.
ih ſpien mih ze fere
do ih di ſinne beſchiet.
noh nentlozen ih mih niet:
ih wil an miner maze donen
unz ih geweichen vnde gewonen
in dutiſcher zungen uor baz:
ſi iſt mir noh al ze laz.

Anegin vnde ende,
dinen geiſt mir ſende
zo minem beginne:
blib mit mir derinne,
unz ih der uz muge komen:
diz mere daz ih han usnomen,
und ih hie wil ſagen,
daz geſchah in den tagen
do din ſun wart geborn
uon einer frowen uzirkorn
di muter iſt vnde maget
di mir ze mitternaht taget
vnde in vinſterniſſe luchtet,
vnde min herze irvouchtet,
ſwenne ih irlechen;
di mih heizet ſprechen,
ſo min zunge iſt trocken;
di mih ſo ih bocken,
wider ufrichtet;
di mih berihtet,
ſwenne ih awegie gen;
di mih heizet ufſten
ſwenne ih nider uallen:
ſiu iſt unſ allen
komen ze heile:
ſi hat uns von dem ſeile
unſer viende irloſt —
ſi iſt uns allir dinge troſt.

In diſem ellende
zo unſiſ libiſ ende
ſal ſi unſ gut ende ſin.
ſi hat den waren ſunneſchin
uf der erde gewunnen:
manen unde ſunnen,
di ſterren ſi ubirblichet
ir kuſcheit gelichet
der lylien an der wize.
in der hellewize
is ſiu ein lidigeren,
gewunden vnde ſeren
ein plaſter vnde ſemſlicheit;
in der barmherzicheit
imer bereite
der uerleiten geleite
wider an di hulde
unde uon der ſculde,
wider an das rehte
uon dem unrehte,
wider an di gnade
uon der ungenade
ze ruowe vnde zewunne;
von judiſchem kunne
alſe von dorne geborn,
ein reht roſa an dorn.

Aller wibe bluome
ze lobe vnde ze ruome,
allir magide crone —
gib mir ze lone,
daz ih dih loben muze:
wi turren mih di vuoze
vor angiſten tragen,
daz ih ir lob wil ſagen,
di lob hat an ende?
wi turren mine hende

ir lob ſcriben,
die uor allen wiben
geſegnet muz imer weſen?
wi getar min munt ir lob leſen?
wi getar min ouge ir lob ſehen?
daz ir gnaden iſt geſchen,
wi tar ih daz kunden,
ſit uon den ſunden
bin ein vnreine uaz?
wi tar ih loben uor baz
di di deſ lobiſ iſt ſo uol,
daz ih durh einer nadlin hol
einen olbent e brechte
e ih daz irdechte,
daz ſi eine lobis hat!
min ſin mir gar widerſtat,
wand ih niemer ne mah
vbirluhten den tach!

In derſelben frowen
muze mir gezowen,
daz ih eine rede enbinde,
di ih uon ir kinde
an einem buoche las;
ir ſun ir uater was,
e ſi in gewunne.
er geſcuf ir kunne;
die ſin gezalte,
des himeliſ er walte
menſche an der erden;
di er liez gewerden,
den tot ſi ime taten.
uon dem ir wart geraten
uon den ime der tot geſcah,
ſpriche ih, alſiz der ſprah,
der iz uor geſcriben hat.
iz geſcah durh der iuden rat;
durch ir rat vnd ir bete
pylatuſ ime den tot tete!
uon dem iſt diz mere.
wer pylatuſ were
vnde wi er wurde geborn
vnde wa er ze herren wart
irkorn
vnde was uon ime leidiſ kam
vnde wanne er den tot nam —
lere ih, alſich bin gelart.
uon wem er geboren wart,
is min erſte begin.
waz dar uz vnde dar in
iſt gewiſet unde gelert,
ſi alſo min arbeit,
daz ih niet ne wende
e ih di rede geende.

Ich fand zu Latein, dass an dem Rhein Tyrus, ein König sass, dessen Gewalt über Land und Leute ging, welche um die drei Flüsse, Maas, Mosel und Rhein lagen. Er hatte viel Wald in seinem Gebiete und Fische und Wildpret, daher kam er darauf, dass er in den Wäldern zu seinem Aufenthalt Jagdhäuser baucte. Eines Tages ritt er aus, fand und erlegte viel Wild, und als der Abend kam, blieb er mit Jägern und mit Hunden in einem Jagdhause.

Er und seine Gesellschaft hatten guten Vorrath an Wild und Zahm und nach der Mahlzeit wurden die Betten zurecht gemacht. In der Zeit, dass die Knechte dies für ihren Herrn besorgten, ging König Tyrus vor die

Thür. Es war eine sehr schöne Nacht. Der Wind war still, die Luft rein und die trüben Wolken waren verschwunden. Die Sterne glänzten hell und der Himmel war einfarbig. Tyrus ward das gewahr und sahe die Gestirne an. Er war der Astronomie vollkommen kundig; Fürsten und Freie, wohlgeborne Edelleute hatten in jener Zeit die Kunst auserkoren, sie war sehr beliebt; sie ist es auch noch zum Theil. Tyrus verstand die Wissenschaft. Als er vor der Thüre stand, begann er zu schauen und sah an den Sternen, dass die Zeit so beschaffen war, dass, wenn ein Weib in derselben ein Kind empfing, dieses sehr klug wurde und sein Name weit in den Landen bekannt werden sollte.

Nun war es sehr spät und er konnte nicht mehr mit seiner Frau zusammen kommen, und damit ein Weib von ihm schwanger würde in der Nacht, wartete er nicht, sondern sagte es heimlich seinem Kämmerer und schickte seine Knechte aus in den wilden Wald und hiess sie suchen überall, über Berg und Thal.

Sie ritten lange umher in der Nähe und Ferne, ehe sie ein Dorf sahen oder eine Wohnung fanden. Endlich trafen sie bei einem schwachen Gefälle, in einem tiefen Grunde eine Mühle, ein armseliges Gebäude, bewohnt von armen Leuten. Ein Mann mit seinem Kinde war darin, das Kind war ein schönes Mägdlein. Ihre Namen sind mir so gesagt: Atus *) hiess der Mann, die Tochter, die er gewann, hiess Pyla. Die nahmen die Knechte und brachten sie dem Tyrus.

Und es geschah, wie er vorhergesehen hatte. Sie hatte ein Kind empfangen, und er bezeigte sich königlich gegen sie, machte sie reich, hiess ihren Vater ihrer pflegen, sagte ihm, dass sie ein Kind trüge, liess ihr Speise genug geben und gab ihr guten Trost, dass, wenn

*) In dem lateinischen Gedichte heisst der König Atus (V. 29) und sagt auch V. 60:
Angemessener Nam' sei, will ich, dem Kinde gegeben;
Und da Atus selber ich heiss' und Pyla die Mutter,
Werd' ihm aus beiden gebildeter Name Pilatus gegeben.

die von ihrer Bürde erlöset wäre und es sei eine Tochter, diese einen Mann aus fürstlichem Geschlechte haben solle, und wenn es ein Knabe sei, so möchte sie das Kind gut halten, so lange es gesäuget würde, und darnach sollte sie es zu ihm bringen, dass es erzogen werden könnte, wie es für königliches Geschlecht sich gezieme.

Pyla that, so wie er bat und hiess. Er liess sie in der Müle und es kam der Tag, wo sie des Kindes genas. Sie gewann einen wohlgethanen Sohn. Sollte es ihm darnach gehen, wie schön er war, so musste ihm eine Krone und ein Königreich werden, so wohl gebildet war er.

Atus war sehr erfreuet darüber und bezeigte es dadurch, dass er nach ihnen beiden dem Kinde einen Namen gab. Die Tochter hiess Pyla und er Atus, daher nannten sie ihn Pylatus, der Name war heimlich und zeigte seine Herkunft an. Sie erzogen ihn mit Liebe bis zu der Zeit, dass er begann

Mit Füssen und mit Händen
Versuchen an den Wänden,
An Bänken und an Stülen.
Als er begann zu fühlen,
Dass er ihrer hätte Gewalt,
Ward er dreist und furchtlos bald
Im Laufen und im Gange,
Oft und also lange,
Bis er zu Rosse ward eben.

Da brachte Atus seinen Enkel nach Mainz, wo sein Vater sass. Tyrus empfing ihn sehr gut und hatte gute Hoffnung zu dem Jünglinge. Er liess ihn mit seinem ehelichen Sohne erziehen, aber er übertraf den Bruder sehr bald in allen Stücken und darum neidete ihn der rechte Sohn.

Pilatus hasste ihn ebenfalls, denn jener vermochte viel mehr durch Freunde und Verwandte; die Wage davon hielt des andern ersönliche Vortrefflichkeit gegen des andern Geburt. Uebele Gedanken und böse Worte

waren schnell bei der Hand und so ging es eine Zeit, bis der eine unterlag. Eines Tages ritten sie zusammen und geriethen mit Worten an einander, die Knechte unternahmen es vergeblich, sie zu trennen.

Pilatus achtete in Unmut weder Leib noch Gut und nahm dem Bruder das Leben. Als die Sache vor den Vater kam, wie es hergegangen sei, erschrak er sehr und es war ihm um beide Söhne leid. Sobald es weiter bekannt wurde, rieth man dem Tyrus überall, dass er dem Pilatus den Tod geben möchte, wie dieser seinem Bruder gethan.

Er sprach: Nein, ich will haben
Den Namen, dass ich Vater sei —
Ich denke eines andern dabei:
Tödte ich diesen, und jener ist todt,
So häufe ich Noth über Noth,
Und bin von zweien Schaden
Desto schwerer beladen.
Drum höret einen andren Rath.
Julius Cäsar der hat
Bezwungen alle die Land'
Und hat die Fürsten besandt
Und entboten ihnen allen gleich,
Dass sie römischem Reich
Und ihm seien unterthan:
Des will er Geisel von uns empfah'n.
Dies will Julius Cäsar,
Ich weder mag noch darf
Ihm irgend widerstreben.
Ich muss ihm schon Geisel geben:
Pilatus soll der Geisel sein,
So behalte ich das Kind mein
Und des Kaisers Huld.
Wegen der Schuld,
Die er erdachte.

Pilatus man brachte
Gen Rom, wohin er gesandt,
Fürstensöhne er da fand,
Manchen schönen Jüngling,
Die um dieselben Ding
Nach Rom waren gekommen.

440. Der eine hatte sich hervorgenommen
In allerhand Hübschheit,
An Stärke und an Weisheit.
Der Kaiser sein wohl pflegen liess.
Paynus der Geisel hiess.
445. Ihrer keiner war ihm gleich.
Ihn hatte von Frankreich
Sein Vater zu Geisel gesendet dar,
So wie geboten hatte Cäsar.

Pilatus bemühete sich nun ebenfalls, wie Paynus, am kaiserlichen Hofe Gunst zu erlangen und kriechend erwarb er eine Ehre nach der andern, bis er dem Paynus gleich stand und sich mit ihm messen konnte, endlich kam es so weit, dass Pilatus den Vorzug über Paynus erhielt. Das war diesem sehr empfindlich und daher hub unter den zweien Neid und Zwietracht an. Einer wollte über den andern sein; das dauerte so lange, bis Pilatus den Paynus erschlug. Das war dem Kaiser von Rom sehr leid, weil sie beide sehr vortreffliche Männer gewesen, und man allgemein sprach, der König von Frankreich sollte seinen Dienst den Römern aufsagen und Klage führen, dass ihm sein Sohn in aller Treue und im Frieden erschlagen wäre. Man beklagte den Paynus. Mancherlei wurde geredet, auch gerathen, Pilatus habe den Tod verschuldet, wenn ihm Recht geschehen sollte. Aber man wich vom Rechte ab, denn des Pilatus Geschlecht und das deutsche Volk wurde mehr gefürchtet, als die Karlinger.

Es wurde hin und her bedacht, wohin man den Pilatus wohl senden möchte, wo etwa ein wildes, widerspänstiges Volk wäre, dass er da sein Leben verlieren möchte. Da dachte man an das Land Pontus, welches von Rom sehr fern und wo Tag und Nacht Streit und Krieg war. Das Land lag in einem unwegsamen Gebirge, und das Volk war so unbeugsam, dass noch nie ein Kaiser so stark war, dass er es hätte überwältigen mögen und zur Genossenschaft bringen.

Dahin brachten sie Pilatus, indem sie dachten, wenn

es ihm gelänge, das Volk zu bezwingen, so hätten sie die Ehre davon; noch mehr aber dachten sie, dass er dort seinen Tod finden würde; ihre Absicht war gut. Auf solchen Bescheid sandten sie ihn wegen seiner Mannheit nach Pontus, damit er das Volk bezwänge und zinsbar mache, denn sie wussten, dass ihm und seiner Kraft Keiner widerstehen könnte.

Der Jüngling wähnte, es sei Alles in guter Absicht geschehen. Er fing es mannlich an, zog bald und behende dahin; er war seiner Aufgabe gewachsen, verstand sich auf Güte und Arglist, war geschwind und verschlagen, und kam mit seinem Heere von Rom in Pontus an. Hier blieb er so lange, bis er die Härtigkeit des Volkes bezwungen hatte. Er fuhr so schnell auf sie ein, dass die Mutter mit dem Kinde und der Vater dazu vor seiner Strenge erbebten; er zwang sie so sehr, dass sein Augenwinken und sein Finger gebot über ihr Leben und ihren Tod; in wenigen Jahren machte er sie dem römischen Volke unterthänig. Die Kunde davon flog bald und schnell nach Rom und man freuete sich dort sehr darüber, auch dass er mit seiner Macht so fern sei. Die Märe ging auch weiter, sie kam nach Judäa in das Land zu der Zeit, als Christus, unser Heiland, von einer Magd geboren ward, wie ich zuvor (in der Einleitung) gesagt habe.

Als der Landes-König, Herodes, die Märe hörte, dass Herr Pilatus die von Pontus also gewaltig überwunden hätte und dass sie seinen Worten gehorsam wären, dachte er, dass der Fürst Wunder thun dürfte, weil es ein grosses Wunder war, dass Pilatus dort mit dem Leben davon gekommen, und da kein Mann, ausser ihm allein, solche Gewalt da gewonnen hatte. Das däuchte ihm nichts Kleines, weil es eine grosse That war. Daher kam Herodes zu dem Rath, dass er nach ihm senden wollte und vieles zu seinem Nutzen mit ihm vollbringen, denn er war von fremden Landen her in das Land zu Judäa gekommen, dort hatte er ein Volk gefunden, hart und unbeugsam, zu Streit und Krieg ganz schrecklich und arg.

di Juden waren ſo ſtark
unde ſo mulich vnde so drete,
daz er angist hete,
615. daz ſi in freuelliche
uon dem riche
gar vertriben ſolden
ſwenne ſo ſi wolden.
... in abe was ſin gedanc
620. manige zit vil lanc,
wi er d.....
hi ist uz Pilatus *)

*) Dem Abschreiber ist wahrscheinlich die Geduld ausgegangen, er hat zu Anfang einer Seite aufgehört. Das lateinische Gedicht, welches nicht wie das deutsche eine lange mystische Einleitung hat, sondern in 22 Versen nur den Autor sagen lässt, dass er, um Neid etc. unbekümmert, eine bisher nicht sehr bekannte Sache, gleichviel ob sie wahr oder nicht, ohne sich zu nennen, erzählen wolle, vervollständigt die Sage, indem vom 125 — 369 V., d. h. bis zum Ende gesagt wird: Pilatus wird vom Herodes in sein Reich berufen und den Juden als Mitregent vorgestellt, mit dem Bemerken, dass aber nichts Wichtiges ohne Herodes geschehen dürfe. Pilatus sucht ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sich beliebt zu machen und, als er sich in der Gunst des Volkes bevestiget siehet, vertreibt er den Herodes aus dem Reiche. Herodes beklagt sich, und es wird ein Tag zur Beilegung des Zwistes vestgesetzt. Inzwischen ist der Herr Christus von Judas verrathen worden, und Pilatus schickt ihn an Herodes, damit Christus nicht ohne des Königs Beistimmung verurteilt werde. Herodes schickte ihn an Pilatus zurück, der ihn hinrichten liess. Die Erde erbebte u. s. w. Als darauf Vespasianus und Titus zu Rom regierten, und beide an schweren Krankheiten litten, dass keine Aerzte sie zu heilen vermochten, hörten sie, dass Christus jede Krankheit geheilt habe, und verlangten vom Pilatus, dass er ihnen diesen Arzt eilig schicke. Pilatus erschrak und dachte durch Geschenke die Sache auszugleichen. Die Gesandten kommen unverrichteter Sache zurück, erzählen von Christi Hinrichtung und seinen Wundern. Vespasianus schwört bei seiner Nase (an welcher er einen Schaden hatte), den Anstifter der Hinrichtung zu tödten, und alsbald wird seine Nase heil. Titus geht nach Rom, erkundigt sich dort nach der Sache Hergang, bringt den Pilatus mit, welcher hingerichtet werden soll. Dieser tödtet sich im Gefängniss mit einem Messer. Man wollte ihn nicht beerdigen lassen, sondern warf den Leichnam in den Rhonefluss, wo er aber die vorbeifahrenden Schiffe in die Tiefe zog. Man begab sich in Prozession von den nächsten Städten aus dahin, holte den Leichnam heraus und warf ihn in einen Alpensee (bei dem Pilatusberge, d. h. Mons pileatus, Huttragender Berg), wo er noch Unwetter erregt.

XXI.

Bruchstücke aus dem Gedichte:

Landgraf Ludwig von Thüringen.

(Aus Fr. Schlegels deut. Museum IV, 72—76) Gentilotti's handschr. Katalog enthält über dieses Gedicht Folgendes: *Historia Ecclesiastica. Cod. CLIX. Ambras.* 418. *Membraneus foliorum* 137 *(kl.* 4°*) seculo XIV. ut videtur exaratus. Continetur eo poëma germanicum rhythmicum de bello Sacro duce Godefrido Bullionio et de rebus a variis principibus aliisque illustribus et nobilibus viris in eo fortiter gestis usq. ad a.* 1227. *quo Ludovicus VI Thuringiæ Landgravius obiit. Prætenditur equidem huic poëmati a recentiore manu nomen Wolframi de Eschenbach, cuius inscriptionis fidem secutus est Lambecius. At mihi scrupulum et dubitationem iniiciunt versus quos legere est fol.* 16. *verso, hoc exemplo:*

Ludewig ſin gezelt da ſunderlich
het ſin paulvn ouch dem glich
hette ſinez biſunder herman
ſin bruder der iunge ſuze man
des hoh priſende tat
tzu ſuzer rede bracht hat
her wolfram von Eſsenbach
gegen des bruders getzelte uber den bach.

Hi versus mihi designare videntur diversum esse huius poematis auctorem a Wolframo de Eschenbach, qui Hermanni, Ludovici Thuringiæ Landgravii fratris gesta accinerit.

Prologus sic se habet:

Den die reines hertzen gut
weſen ſuze wolgemut
den iſt mit ſuzer rede wol
Mir iſt geboten daz ich ſol
im rede tzu rechte berichten
in warem rim verslichten
ordentlich zu bringen ſie

Als der edele furste die
nicht rechte geordnet funden hat
dem liebet hohes prises tat
und die vron eren holde
mer vernunftic haben wolde
Vf freuden aventure
in sinem hvse zv sture
vnd wil zo lust genigen ir
dar zu genade gebe mir
der kunic der allen kvnigen obet
Als er des immer sie gelobet. Amen.
Vn sie bihagelich ovch dabi
dem wolgemvten werden sie
der mir diz werc bevolhen hat
als mich sin wirde dez nicht erlat
ich wese im ein dienst hie
dem ich doch wolde dienen je
in dinem namen Christe Jhesv
der rede wil ich beginnen nv.

Hactenus prologus. Initium tale est.

Da der edelen eren riche
vor gote der lobeliche
hertzoge von Lothringen
volkommen an allen guten dingen
Gotfrid zu kvnige nv was irwelt
menlich gemuter als ein held
in ir helfe der christenheit
vor Aschalon den sig erstreit
an dem soldane von babilo
Clemens der hiz darnach, do
Gotfrid den beyden fride sprach
Als sie des baten, vnd darnach
Itweder sit man stete
den gelobten friden hete
in ihrrusalem da rueten si.
Robert der grave von normandi
mit im Ropert von Flandern
mit vil herren den andern
ob ich wolde die ich wol nande
iz wurde zv lanc. heim zv lande
Vrloup zum kvnige namen die
der sie nicht gerne von im lie u. s. w.

Narrata Ludovici Thuringiae Landgravii morte opus his rythmis absolvitur.

Der Patriarche und die Prelaten
waz die herren prister da haten
sungen und lasen da
vigilie dem herren viel messe na
Gote so lobebere
als die lich en antwrt were
so erlich ward ie began
der Landtgraue herman
ein riches oppher da gap er
daz selbe ovch miltichen, der
Edele Cheyser Friderich
mit ihm die konige garlich
Als der konig Gwido
der von kiper was ouch do
konig Leo von Vbia
Ovch der von Armenia
Der hertzoge von Meran
von Paden der margrave herman
Der herre von Avenie
von henneberg der reine
siner gebare ovch der site
disen da waren mite
Graven, herren, frien vil
Rittere die ich lazen wil
die ir Schilde mit riches habe
tzu sture dem gotesgrabe
gaben vnd ein oppher do
daz empfingen die von dem templo,
Als Landtgrave Chunrat
daz gebeine ingemachet hat
des herren herze heilich
in eine choffen lusticlich
Als er des gedahte
den turen schatz erbrachte
tzulande vrowen Elizabet
All man daz uz geboten het
mit dem Lantvolke in bequam
die hohn bringe in genam
mit vollen eren die pfafheit
mit sonderlicher werdicheit
Tzu Munster sie trugen die
Vnde bestate heiliclichen sie.

Sequitur subscriptio miniata:

Hie hat diz buch ein ende
Got vns in daz hymelriche sende.

XXII. — XXVI.
Konrad von Würzburg.

1. Kaiser Otto mit dem Barte *).

Das Gedicht: Otte mit dem Barte, dessen Verfasser Konrad von Würzburg ist, hat Karl August Hahn zum ersten Male herausgegeben, Quedlinburg und Leipzig 1838, 8°. 112 S. Vorrede S. 1—44; Gedicht mit den Varianten verschiedener Handschriften bis S. 88; Anmerkungen bis 110. Frauenlobs Gedicht auf Konrad von Würzburg bis 112. Wir besitzen von Konrad von Würzburg noch verschiedene Gedichte: den trojanischen Krieg, sein letztes Werk, welches er nicht vollendete; die goldene Schmiede, ein lyrisch-moralisches Gedicht, zu Ehren der Jungfrau Maria; den Schwanritter; Engelhart und Engeldrut; von der Minne u. a., ausserdem lyrische Gedichte. Er war zu Würzburg geboren, verliess aber früh seine Heimat, hielt sich einige Zeit zu Strassburg auf und längere Zeit zu Basel, wo er 1287 starb und in der Magdalenenkirche begraben wurde. Er war verheiratet, seine Frau hiess Bertha, und zwei mit ihr erzeugte Töchter werden Gerina und Agnesa genannt. „Er gehörte zu seiner Zeit zu den besten Dichtern und besass, ausser seiner reinen Sprache und der höchsten Gewandheit, mit der er sich ihrer bediente, ausser jener Gelehrsamkeit, deren Anwendung in seinen Gedichten zu seiner Zeit so hoch angeschlagen wurde, aber doch auch ihre Tadler fand, eigentlich nur einen offenen Kopf, der ihm manchen glücklichen Gedanken erschaffen mochte, manchen auch wohl nur zuführte.

*) Den ersten Theil des Gedichts erzählt auch der Barfüssermönch, Johannes Pauli, in seinem Buche: Schimpf und Ernst, Nr. CCXXXIX.

Nachgeahmt zu haben scheint er mehr die äussere Einkleidung als den Geist, diesen wenigstens nur stellenweis.“ „Ihm war zumeist die Erzählung gerecht, und zwar diejenige, die ihn nicht zwang, sich zu schrauben und mit seinen Kenntnissen das zu ersetzen, was ihm an ächt poetischem Geiste abging, diejenige, bei der er nicht Gefahr lief, sich zu erschöpfen, in breite Reflexionen einzulassen und platt oder gar gemein zu werden: die kurze Erzählung also, die ihm einen schlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichtem Verse darstellte.“ — „Seine Sprache ist fliessend und rein; einzelnes Dialectisches, sowohl Franken als dem Elsass und der Schweiz Angehörige, bricht zuweilen hervor. Seine Perioden sind klar und ungezwungen und leiden nicht unter dem Verse. Nicht selten sind sie doch etwas zu kurz und contrastiren dann auf eine seltsame Weise mit der breiten Darstellung. Versbau und Reim sind untadelhaft.“ — s. Hahn's Vorrede zu Otto.

Es war ein Kaiser, Otto genannt, dessen Macht manches Land mit Furcht unterthänig war. Schön und lang war sein Bart, den er sehr pflegte, und was er bei dem Barte schwur, das hielt er gewiss. Er hatte röthliches Haar und war ein böser, zorniger Mann, was er vielfältig bewiess. Wer irgend etwas wider ihn gethan hatte, der musste das Leben verlieren, und über wen er den Eid geschworen: das büssest du mir bei meinem Bart! der fand keine Gnade. So hatte er Manchem Leib und Leben genommen, der durch Verschuldung seine Gnade verloren hatte.

Zu einer Osterzeit hatte er in der schönen Veste zu Babenberg ein Fest veranstaltet. Aus den Klöstern kamen viel hohe Aebte, mancher werthe Bischof und in lichter Schar kamen gezogen Grafen, Freie und Dienstmannen, welche dem Reiche und dem kaiserlichen Vogt angehörten. Während die Messe gesungen wurde, waren die Tische bereitet, Brot darauf gelegt und manches schöne Trinkgefäss aufgesetzt, damit, wenn Kaiser Otto mit seinen Fürsten aus dem Münster käme, er das Wasser nähme und sich zum Imbiss setzte.

Zufällig war auch ein edler Junker da, der Sohn des mächtigen Herzogs von Schwaben, welcher durch seine Anmut alle Herzen gewann. Dieser ging an dem Tage auch zu Hofe, stand vor den Tischen, legte seine blanken Hände darauf und nach Kinder Art, nahm er ein kleines Brot und wollte es essen. Wie es denn die Kinder zu machen pflegen, welche gern früh etwas essen. Als der junge Fürst das Brot genommen hatte und ein Stück davon abbrach, ging des Kaisers Truchsess, welcher die Tische besorgte, mit seinem Stabe vorbei, der ward gewahr, dass der Junker nach dem Brote Verlangen getragen. Darüber ward er zornig, denn er liess sich durch Kleinigkeiten leicht aufbringen, lief auf den Jüngling zu, und schlug ihn mit seinem Stabe so auf den Kopf, dass Haar und Scheitel von rothem Blute nass wurden, der Junker niederfiel und manche heisse Thräne weinte.

Ein auserwählter Ritter, Heinrich von Kempten, welcher als Zuchtmeister mit dem Junker aus Schwaben gekommen war, sah, dass der Truchsess es wagte, den Knaben zu unbarmherzig zu schlagen, ward darüber unwillig und redete jenen zorniglich also an: „Was habt ihr nun gerochen, dass ihr euere ritterliche Zucht so verletzt habt, eines edlen Fürsten Kind so übel zu schlagen; ich sage euch, dass ihr dies ohne allen Grund gethan habt.“ — „Kümmert euch nicht darum, sprach der Truchsess, ich habe meiner Pflicht nach gehandelt, allem Unfug zu wehren und die am Hofe sich unzüchtig betragen, zu strafen; lasst daher eure Rede unterwegs, ich fürchte euch eben so wenig, als der Habicht das Huhn; was wollt ihr mir nun thun, dass ich den Herzog geschlagen habe?“ — „Das soll euch bald genug bekannt werden, sprach Heinrich von Kempten, und es soll euch gereuen, dass ihr edle Fürsten also bleuen konntet, denn ich ertrage es nicht. Ihr tugendloser Bösewicht, wie dürft ihr länger leben, da ihr dem Kinde einen so ungefügen Schlag gabt? da euere ruchlose Hand

so unadelig handelt, so soll euer Blut diesen Saal übergiessen.“ Damit ergriff er einen dicken Stecken und schlug ihm den Schädel wie einen Topfscherben entzwei, dass er sich rund umdrehete, und das Gehirn herausspritzte; Er fiel todt auf den Estrich, der Saal ward von seinem Blute roth, und es erhob sich grosser Lärm davon.

Inzwischen war der Kaiser gekommen, hatte das Wasser genommen und sich zu Tische gesetzt; da sah er das frische Blut auf dem Estrich und sprach: „Was ist allhier geschehen? wer hat den Saal so verunreinigt, dass er blutig geworden ist?“ Da sagte ihm sein Ingesinde, dass ihm kurz zuvor sein Truchsess erschlagen wäre. Zornig sprach da der Kaiser: Wer hat mich also beleidigt? Das that Heinrich von Kempten, riefen alle. „Ja, sprach der Kaiser, hat er ihm das Leben genommen, so ist er uns zu früh von Schwaben her in dies Land gekommen. Er werde sogleich vor mein Antlitz herberufen, ich will ihn fragen, warum er mir diesen Schaden gethan.“ Also wurde der Ritter richterlich vor den Kaiser geladen und als er vor ihn kam und ihn erblickte, sprach der Kaiser mit Zorn: „Wie habt ihr so getobet, dass ihr meinen wohlbelobten Truchsess mir ermordet? Ihr habt meine Ungnade vielfältig auf euch geladen, meine kaiserliche Gewalt soll euch streng gezeigt und es an euch gerochen werden, dass ihr die Ehre meines Hofes und mein Ansehen verletztet, indem durch euere Unthat mein Truchsess den Tod erlitten hat.“ — „Nein, Herr, sprach der unverzagte Heinrich von Kempten, lasset mich Gnade und stete Huld bei euch finden. Geruhet meine Unschuld und meine Schuld hier zu vernehmen; habe ich mit vollem Rechte *) euere Feindschaft verdient, so lasst mich hinrichten und sterben; kann ich aber zeigen, dass die Schuld nicht mein ist, so geruhet mir gnädig zu sein und mir nichts Uebels zu thun. Um des Gottes wilien, der heute, an diesem osterlichen Tage

*) mit rehter ungedult, d. h. so, dass es nicht zu ertragen ist.

erstanden ist, vergönnet mir, dass ich euere kaiserliche Gunst erlange; da ihr vermöge eurer Einsicht wisset, was recht und billig ist, so ehret heute diesen Festtag an mir armen Mann, lasst mich der Leute, welche man hier schauet, froh werden. Keine Schuld war jemals so gross, dass die Gnade aufhörte, darum lasset mich hier auch Heil finden."

Der Kaiser zornig und roth, antwortete ihm aus grimmen Herzen: „Die Todesschmerzen, welche hier der Truchsess erlitt, ertrage ich so schwer, dass ich nicht gesinnt bin um euerer grossen Schuld euch Gnade zu erzeigen; meine kaiserliche Huld habt ihr auf immer verloren. Ihr büsset es mir, bei meinem Barte! dass mein Truchsess vor euch todt liegt."

Der werthe Ritter Heinrich verstand wohl bei diesem Eide, den der böse Kaiser that, dass er hier das Leben verlieren müsste. Darüber gerieth er in heftigen Zorn und wollte den Leib wehren und sich gern sein Leben erhalten; denn es war ihm wohl bekannt, dass, was jener bei seinem Barte verhiess, er auch ausführte.

Da sprach er: „Nun merke ich wohl, dass ich hier sterben soll, darum thu' ich recht, wenn ich mich wehre und mein Leben erhalte, so lange ich kann."

Hiermit sprang der auserwählte Mann geschwinde auf den Kaiser zu, ergriff ihn bei seinem langen Barte, riss ihn über den Tisch hinweg, und Fleisch und Fisch, was man vor ihn gestellt hatte, ward alles in den Staub geworfen. Als er ihn so bei dem Barte zog, wurde Kinn und Mund manches Haares beraubt; das kaiserliche Haupt sehr beschimpft, die schön verzierte Krone, welche darauf sass, fiel in den Saal. Er hatte ihn unter sich gelegt, und zuckte schnell ein scharfes Messer von der Seite und setzte es ihm hart an die Kehle; mit der Hand fing er an, ihn um den Kragen zu würgen und sprach: „Nun lasst mich Bürgen und Sicherheit empfangen, dass mir euere Gnade und Huld zu theil werde, sonst habt

ihr auf Erden das Leben verloren; widerruft den Eid, den ihr geschworen, oder es ist euer Ende.

So lag er an der Erde und raufte ihn heftig an seinem Barte und würgte ihn, dass er nicht sprechen konnte. Die edlen und kühnen Fürsten sprangen alle auf, liefen und drangen herzu, wo der Kaiser fast todt unter dem von Kempten lag und hätten ihn gern befreiet.

Da sprach Ritter Heinrich: „So wie mich einer anrühret, muss der Kaiser sterben, dann bring' ich den in Noth, der mich zuerst anrührte. Da ich mich nicht retten kann, so kommt der Wirt zu Gericht, ich steche den Weisen mit diesem Messer ab, und die Gäste sollen es auch entgelten, die mich schlagen wollen, ich vergiesse ihres Blutes manchen Tropfen, bevor ich sterbe. Nur heran! wer sterben will, der kehre sich her und rühre mich an." Da traten alle zurück, wie es ihre Pflicht war. Der Kaiser bemühete sich auch mit Noth, ihnen zu winken, dass sie weg gingen.

Da dies geschah, sprach der unverzagte Heinrich: „Lasst mich hier nicht lange liegen, wenn ihr das Leben behalten wollt; gebt mir Sicherheit, dass ich ohne Gefahr bin, so lasse ich euch leben, wird mir diese Gewissheit nicht, so ist es euer Tod." Alsbald hob der Kaiser die Finger auf und gelobte bei seinen kaiserlichen Ehren, dass er ihn sofort unbeschädigt wolle ziehen lassen.

Nach dieser gewährten Sicherheit liess er den Bart aus der Hand und half Kaiser Otto aufstehen von dem Estrich, der sich dann in seinen reichverzierten Stul setzte, Haar und Bart strich, zu dem Ritter aber so sprach:

„Ich habe euch Sicherheit gegeben, dass ich Leib und Leben euch nicht gefährden will; nun ziehet euere Strasse, aber so, dass ihr mich immer vermeidet, und ich euch nie mehr mit Augen sehe. Ich empfinde und sehe wohl, dass ihr zu einem Ingesinde mir zu gefährlich seid, habt ihr doch sehr unsanft mich behandelt. Wer

meinen Bart ansieht, der sagt wohl, dass ich euere nähere Bekanntschaft entbehren soll; mich muss ein anderer Meister scheren, als ihr, das wisset ohne Spott; mein Bart muss immer, so mir Gott! euer Schermesser meiden, es schneidet unsanft Haut und Haar den Königen ab; ich habe es sehr wohl empfunden, dass ihr ein übler Scherer seid. Am heutigen Tage noch sollt ihr Hof und Land räumen.“ Da nahm der Ritter alsbald Urlaub von allen Mannen des Kaisers und zog ab.

Er kehrte nach Schwaben zurück und liess sich dort nieder auf seinem reichen Lehen, denn er hatte Acker, Wiesen und Feld, der von Kempten, da er ein Dienstmann des Stiftes war. Er betrug sich, wie erzählt wird, sehr gut, hatte viele Einkünfte und war geehrt. Zehn Jahr später begab es sich, dass Kaiser Otto einen grossen Krieg führte und jenseit des Gebirges vor einer herrlichen Stadt lag. Er und die Seinen hatten sich lange Zeit bemühet, die Stadt mit Steinen und Pfeilen anzugreifen; aber inzwischen war er neuer Mannschaft so bedürftig, dass er nach deutscher Ritterschaft aussandte und überall verkünden liess, dass, wer irgend zu der Zeit Lehen vom Reiche hätte, schnell ihm zu Hilfe kommen sollte; dabei that er auch den Fürsten kund, dass wer ihnen dienstshaft sei, Lehen oder Lehensverpflichtung von ihnen empfangen hätte, ihm nach Pülle (Puglia) zu Hilfe kommen und dort streiten helfen sollte; wer dies nicht thäte, der sollte seine Lehen verwirkt haben. Da diese Botschaft in allen deutschen Ländern bekannt gemacht wurde, ward auch zum Abte von Kempten ein Bote gesandt, der ihm die Märe sagte.

Als der edle Fürst des Kaisers Botschaft vernahm, machte er sich zur Fahrt bereit; auch wurden alle Dienstmannen beschickt und bei Treue und Eid zur Fahrt ermahnt. Den verständigen Ritter von Kempten liess er vor sich kommen und sprach: „Ihr habt wohl vernommen, wie der Kaiser nach Leuten in die deutschen Lande gesandt hat, und dass ich der Fürsten einer bin, der ihm

zu Hilfe über das Gebirge kommen soll. Dazu bedarf ich eurer und meiner Dienstleute, die ich heute auffordere, und euch zuerst, dass ihr der Fahrt und Reise, die mir und euch geboten ist, euch nicht entzieht; ihr sollt euch also sofort zur Fahrt bereit machen." „Ach Herr, was habt ihr gesagt! sprach Heinrich von Kempten, ihr wisset doch wohl, dass ich nicht vor den Kaiser darf und seine Huld für immer verwirkt habe; erlasst mir die Reise immer durch meinen Dienst; der Kaiser hat seine Gnade von mir abgelenkt, und seine Ungnade über mich gebreitet. Ich habe zwei Söhne erzogen, die sende ich, Herr, mit euch hin; lieber, als dass ich im Alter allein fahre, führet sie beide mit, ich sende sie, wohl zum Kriege ausgerüstet." Nein, sprach der Abt, ich bin nicht Willens, euerer um sie beide zu entbehren, denn ihr seit mir nützlicher allein; mein Trost und meine Ehre beruhet dermalen auf euch; ihr könnet recht gut im Kampfe sein, und was man in hohen Dingen an den Hof zu beschicken hat, verstehet ihr viel besser, als irgend jemand; mir ist bei dieser Hinfahrt keiner so nützlich als ihr, darum bitte ich, dass ihr mir Rath und weise Lehre gebet. Widerstrebet ihr mir aber und weigert euern Dienst, weiss Gott! so gebe ich, was ihr von mir zu Lehen habt, einem Andern, der es besser verdienen will."

„Bei meiner Treue, sprach der Ritter da, ist die Rede also, dass ihr mein Lehen einem Andern geben wollt, als ob ich euch ungehorsam wäre, so fahre ich eher mit euch; weiss Christus, wie mir diese Reise viele Sorgen macht; ehe ich aber mein Lehen und meine Ehre aus meiner Hand lasse, reite ich mit euch selbst in den Tod. Meine Hilfe soll zu rechter Zeit euch willig bereit sein, denn ihr seid mein Herr, dem ich meine Dienste schuldig bin: da ihr diese nicht entbehren wollt, so geschehe euer Wille; was mir auch der Kaiser Uebels thue, das will ich gern erdulden, damit ich auf dieser Fahrt euch nach Wunsche diene." Damit rüstete sich der tapfere Mann zu seiner Reise, und fuhr mit seinem Herrn über

das Gebirge. Er war so kühn und keck, dass er aus Furcht nichts unterliess; er that was ihm sein Herr hiess, und war ihm sehr unterthänig. Sie waren beide vor die Stadt gezogen, wo der kaiserliche Vogt mit seinem starken Heere lag. Heinrich von Kempten barg sich vor des Kaisers Angesicht und kam nicht vor ihn an das Licht, bis er den alten Hass weggeschafft hatte."

So floh ihn der kühne Mann; ein wenig vom Heere entfernt, hatte er seine Hütte aufgeschlagen. Eines Tages war ihm ein Bad darin getragen, dessen er nach der Fahrt zu seiner Erholung bedurfte; er badete in einem Zuber, der ihm von einem Dorfe hergebracht war. Da der Ritter also in dem Bade sass, sah er aus der Stadt einen Theil der Bürger kommen, und den Kaiser ihnen entgegen gehen. Er wollte mit ihnen wegen der Stadt reden und unterhandeln; dabei hatten die Treulosen mit Falschheit es angestiftet, dass sie ihn zu Tode schlügen, indem sie, wenn er mit ihnen redete, ihn ohne Widerstand ermordeten. Er kam ohne Waffen daher geritten, und ritt ungewarnt in einen Hinterhalt, der ihm gelegt war, und wurde mit frechen Händen im Kampf angegriffen, weil ihn das treulose Volk in Unglück bringen wollte. Als der Ritter von Kempten im Bade das ersah, wie man Verrath und Mord also begann und treulos den Kaiser erschlagen wollte, liess er baden und dehnen unterwegs, sprang als ein auserwählter Degen aus dem tiefen Zuber, lief zu seinem Schilde, der an einer Wand hing, und nahm ein gutes Schwert in seine Hand, damit kam der nackte Held zu dem Kaiser gelaufen, erlös'te ihn von den Bürgern und wehrte sich so nackt wie er war, und viele von den Feinden wurden zerhauen und zerspellt; viel schlug er zu Tode von denen, welche den Kaiser schlagen wollten; er vergoss manchen Blutstropfen mit starker Hand, trieb viel Leute zu einem bitterlichem Ende, und was am Leben blieb, machte er alles flüchtig. Als der Ritter also den Kaiser befreiet hatte, lief er sogleich wieder zu seinem Bade.

setzte sich schnell nieder und badete wie zuvor. Der Kaiser eilte zu seinem Heere schnell zurück. Wer ihn mit so tapferer Hand erlöset hatte, war ihm nicht kund, da er ihn nicht erkannt hatte. Als er in sein Gezelt kam, stieg er vom Pferde schnell und setzte sich zornig-lich auf seinen Thronstul. Die Fürsten kamen alle sogleich vor ihn. Er sprach: „Ihr Herrn, vernehmet wie nahe ich verrathen war, und hätten mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen, so hätte ich das Leben verloren. Wüsste ich, wer mir so schnelle Hilfe gebracht und nackend mich erlöset hat, ich wollte ihn belohnen und begaben: Leib und Leben habe ich von seinem helfenden Beistand; nie war ein Ritter so vortrefflich und wahrhaft kühn. Kennet ihn jemand, bei Gott! der bringe ihn vor meine Augen, ich gelobe es öffentlich, dass er reichen Sold haben soll; mein Herz ist ihm in allen Treuen geneigt und muss ihm immer günstig sein; weder hier noch anderswo lebet ein so auserlesener Ritter. Nun standen Einige da, die wussten wohl, dass Heinrich dem Kaiser geholfen hatte; die sprachen alle um die Wette: „Wir wissen wohl, Herr, den Helden, der euer Leben errettet hat von dem Tode. Nun trifft es sich aber, dass dermalen euere Ungnade schwer auf ihm liegt; er hat das Unglück, dass er durch seine Schuld euere Huld verloren hat. Wenn ihm die Seligkeit würde, dass er die wieder erlangte, so liessen wir ihn euch wohl sehen.“ Da sagte der Kaiser, und wenn er seinen Vater erschlagen hätte, so wollte er ihm seine Huld erweisen, und seine Gnade über ihm scheinen lassen, das betheuerte er auf seine Treue und kaiserliche Ehre. Da ward der Ritter Heinrich von Kempten ihm genannt. Der grosse Kaiser erwiederte ihnen: „Und ist er in dies Land hergekommen, so erfahre ich dies aufrichtig gern. Wer anders hätte das auch wohl gethan, dass er heute nackend gestritten, als er, der zuvor die Dreistigkeit im Herzen hatte, einen Kaiser bei dem Barte über den Tisch zu ziehen. Sein Mut ist fröhlich und frisch, das entgilt er nimmer; meine Hilfe muss

ihn stets gnädiglich decken, doch will ich ihn erschrekken und übel empfangen.“ Da hiess er hingehen und ihn mit zornigen Worten zu Hofe bringen. Er gebarte sich, als ob er ihn hasste. „Nun sagt, sprach der ruhmvolle Kaiser, wie durftet ihr je hierher ziehen oder vor meine Augen kommen? ihr wisst doch, warum ich euer Feind wurde; ihr seid es doch, der mir den Bart ohne Schermesser geschoren, und dess grimmiger Zorn ihn so vieler Haare beraubt hat, dass er noch ohne Locke ist, das hat euere Hand gethan. Dass ihr euch getrautet, in dies Land zu kommen, zeigt, dass ihr hochfärtig sein wollt und Uebermutes pflegen.“ — „Gnade, Herr! sprach der Degen, ich kam gezwungen her; darum bitte ich, dass ihr diese That verzeihet. Mein Herr, einer der Fürsten, die hier stehen, gebot mir bei seiner Huld, mich durch Nichts abhalten zu lassen, mit ihm herzufahren. Ich betheuere heute bei meiner Seligkeit, dass ich ungern die Fahrt ritt, allein ich musste, so mir Gott! sein hohes Gebot erfüllen; wäre ich nicht gekommen, hätte er mir mein Lehen genommen.“

Da fing der Kaiser an zu lachen, er sprach: „Ihr auserwählter Mann, ihr seid unschuldig, höre ich wohl, darum will ich gern meinen Zorn gegen euch lassen; mir und Gott sollt ihr tausendmal willkommen sein; ihr habt mich von einem grossen Unglücke befreiet und mir das Leben gerettet; ohne euere Hilfe, braver Mann *), war mein Leib verloren! Da sprang er auf und lief auf ihn zu und küsste ihm Augen und Liede **). Eine lautere Sühne und ein Friede wurde unter ihnen gemacht, ihrer beider Feindschaft war dahin, denn der hochgeborne Kaiser und sein grimmiger Zorn war dem Ritter nicht mehr feindlich. Einkünfte und Lehen gab er ihm, die jährlich zweihundert Mark einbrachten. Seine verwegene und tapfere Mannheit brachte ihn zu grossem Reichthum und zu so gerühmten Ehren, dass man seiner noch ge-

*) saelic man.

**) Augenlieder (ougen unde lide, wohl nur zusammen für Augenlieder.)

denket. Darum soll jeglicher Ritter keck von Gemüt sein, alle Zagheit wegwerfen und seinen Leib wohl üben; Mannheit und Ritterschaft, die zwei werden sehr gepriesen, sie bringen noch jeglichem Mann Lob und Ehre, der sie wohl hält und darin lebt. —

Hie sol ditz maere ein ende geben
und dirre kurzen rede werk,
daz ich durch den von Tiersberk
in rîme hân gerihtet
und in tiutsch getihtet
von latîne, als er mich bat
ze Strâzburc in der guoten stat,
dar inne er zuo dem tuome
ist probest und ein bluome
dâ schînet maniger êren.
Got welle im saelde mêren,
wan er sô vil der tugende hât.
Von Würzeburc ich Cuonrât
muoz im immer heiles biten.
Er hât der êren strît gestriten
mit gerne gebender hende.
Hie hât ditz maere ein ende.

2. Engelhart und Engeldrut.

Engelhart und Engeldrut besitzen wir in einer Bearbeitung des sechszehnten Jahrh., gedruckt unter dem Titel: „Ein schöne „Historia von Engelhart aus Burgunt, Hertzog Dietherichen von „Brabant, seinem Gesellen, vnnd Engeldrut, des Königs Tochter „ausz Dennmark, wie es jhnen ergangen, vnd was jammers vnd „not sie erlitten, gantz lustig und kurzweilig zu lesen. Vormals „nie im Druck auszgangen. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, „M.D.LXXIII.“ (durch Kilian Han.) Darauf folgt der Inhalt des Gedichts auf dem Titelblatte, welcher die Ueberschriften jedes Abschnitts angibt. In einer poetischen Vorrede erklärt der Verfasser den Zweck seines Gedichts, die Empfehlung der Treue oder Beständigkeit in der Freundschaft, deren Abnahme er beklagt, und nennt sich am Ende von Wirzburg ich Cunrat, wobei er bemerkt, dass er den Stoff seiner Erzählung aus dem Lateinischen genommen habe. Lessing entdeckte dieses Buch auf der Bibliothek

zu Wolfenbüttel und Eschenburg lieferte davon einen Auszug im deutschen Museum (1776, Bd. I, S. 131 ff.), den er in seinen Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 41 — 60, wieder abdrucken liess, und der in Ermangelung der Einsicht in das Original hier zu Grunde gelegt ist.

In Burgund lebte ein Edelmann, dem seine Gemalin, ein Weib schön von Herzen und Leibe, zehn hoffnungsvolle Söhne geboren hatte; einer aber von ihnen zeichnete sich ganz besonders durch seine gute Sinnesart aus, durch seine geistigen Fähigkeiten und seine angenehme Gestalt; er war so leutselig und tugendreich, dass manches edle Weib sich nach seiner Liebe sehr sehnete. Er hiess Engelhart, und um sich noch mehr auszubilden, fasste er den Entschluss, fremde Länder zu besuchen, und wählt vorzugsweise Dänemark. Sein Vater gibt ihm beim Abschiede drei Aepfel mit, die ihm dazu dienen sollen, diejenigen, welche er auf der Reise antrifft, und die mit ihm Gesellschaft machen wollen, zu prüfen. Verzehrt der, dem er einen Apfel gibt, denselben ganz, so soll er ihn meiden; gibt er ihm aber einen Theil davon zurück, so soll er seine Gesellschaft annehmen. Ganz besonders empfiehlt der Vater dem Sohne die Treue, der ihm Folgsamkeit verspricht und davon reitet. Es begegneten ihm nach einander zwei junge Männer, die mit ihm Gesellschaft machen wollten, allein sie bestanden die Probe nicht, denn jeder verzehrte den dargebotenen Apfel ganz; da begegnete ihm endlich ein Dritter, der ihm in allen Dingen sehr ähnlich war, den angebotenen Apfel nahm, schälte und die Hälfte davon an Engelhart zurückgab. Sein Name war Dietherich von Brabant und auch er zog in fremde Länder, um Dienste zu nehmen. Engelhart wählte ihn zu seinem Gefährten und kam mit ihm nach Dänemark, wo sie beide am Hofe sehr gut aufgenommen wurden. Der König liess sie vor sich kommen und hielt sie ihrer grossen Aehnlichkeit wegen für leibliche Brüder; allein sie ent-

gegneten ihm, dass sie nur ihren Gesinnungen nach Brüder wären und sich vereint hätten, ihm ihre Dienste anzubieten, damit sie an seinem tugendreichen Vorbilde ihre Jugend bilden möchten, da es ihnen für ihr ganzes Leben von dem erspriesslichsten Nutzen sein würde, wenn sie zwei oder drei Jahre an seinem Hofe zugebracht hätten. Der König nahm ihre Dienste an; überall machten sich die Jünglinge beliebt und lebten zusammen in der treuesten Freundschaft.

Der König hatte eine Tochter, Namens Engeldrut, welche von ausgezeichneter Schönheit war und grosser Tugend. Die beiden edlen Jünglinge gefielen ihren Augen wohl, bald auch ihrem Herzen, denn was den Augen sanft thut, dünket auch dem Herzen gut, da zwischen beiden die Sitte besteht, dass der Weg zum Herzen durch die Augen geht. Der schönen Jungfrau gefallen beide sehr wohl, da sie einander so sehr ähnlich sind, und sie weiss lange Zeit nicht, wen ihre Liebe vorziehen soll, bis endlich der Name Engelhart's als der wohlklingendste, welcher zugleich mit dem ihrigen zusammenstimmt, entscheidet.

Ein Bote aus Brabant bringt inzwischen Dietherichen die Nachricht, dass sein Vater gestorben sei, und die Aufforderung, heimzukehren, um sein Land in Besitz zu nehmen. Der Verlust seines Vaters erregt ihm lebhaften Schmerz, und seine Betrübniss über die Nothwendigkeit, sich von seinem Freunde trennen zu müssen, ist nicht geringer. Er bietet diesem einen Theil seiner Länder an, wenn er ihn begleiten will; allein Engelhart hält es für undankbar, den Dienst des Königs, der ihn so freundlich aufgenommen hat, sobald wieder zu verlassen, und nimmt zärtlichen Abschied von Dietherich, welcher aufs Neue ihn zu überreden sucht, und sogar lieber den ganzen Besitz seiner Länder als den Umgang mit seinem Freunde aufgeben will. Dagegen machte ihm aber Engelhart Vorstellungen, wie es ihrer beiderseitigen Ehre

wegen unerlässlich sei, sowohl, dass Dietherich der Aufforderung, heimzukehren, folge, als dass er, Engelhart, bei dem Könige von Dänemark bleibe; doch verspricht er ihm, zu ihm nach Brabant zu kommen, sobald er den dänischen Hof verlassen würde. Nun trennen sich die Freunde, und Engelhart macht sich am Hofe immer beliebter, jedermann hat ihn gern und ist sein Freund, nur Ridschier von Engelland, ein Schwestersohn des Königs, sieht ihn mit eifersüchtigen und neidischen Blicken an. Inzwischen stirbt die Königin, und um die über diesen Verlust betrübte und schwermütige Engeldrut aufzuheitern, fällt der König unter andern auch darauf, ihr Engelharten zu ihrer Gesellschaft und zum Aufwarten bei der Tafel zu geben, weil er vielerlei verstand, Harfespielen, Singen, Tanzen, Lesen, Schreiben, und also wohl geeignet war, ihr Kurzweil zu machen. Die Prinzessin ist mit diesem Vorschlag sehr zufrieden und beide junge Leute fühlen allmählig Liebe zu einander, welche von Seiten Engelhart's sich eines Tages dadurch verräth, dass er beim Vorschneiden, indem er die Dame seines Herzens anblickt, mit auffallender Verwirrung das Messer aus der Hand fallen lässt; Engeldrut befragt ihn einige Tage später über diesen Vorfall, und nach verschiedentlichem Ausweichen, da sie nicht ablässt in ihn zu dringen, gesteht er ihr seine Liebe und sagt, dass seit der Zeit, dass er von der Liebe zu ihr entzündet sei, ihn sein Sinn und seine Vernunft verlassen habe. So wohl der Prinzessin auch diese Erklärung in ihrem innersten Herzen gefiel, so stellte sie sich doch, als ob sie nichts davon hören wollte und gebot ihm, dergleichen Reden zu lassen. Engelhart verspricht, die verlangte Zurückhaltung zu beobachten, wenn es auch sein Tod sein sollte; er wird schwermütig und verfällt in eine Krankheit, welche seinem Leben Gefahr droht, von der er aber geheilt wird durch einen Besuch Engeldruts und ihre Erklärung, dass sie in eine Verbindung mit ihm willigen wolle, wenn er mit Ridschier zugleich Ritter

werde und genügende Proben seiner Tapferkeit gebe. Der König bewilligt Engelhart's Gesuch, und es wird nach dem Ritterschlage ein Turnier angestellt, worin Engelhart sich ausserordentlich hervorthut, sich durch die Scharen der Ritter Bahn bricht und nur die Tapfersten zum Kampfe sich auswählt, gleich dem Adler, der kleinere Vögel nicht angreift; auf die Besten aber war er so neidig, wie ein grimmiger Löwe niemals es nach einem Viehe war.

Die Prinzessin konnte ihm nun ihre Liebe nicht mehr verschweigen, verabredete mit ihm eine nächtliche Zusammenkunft im Garten, empfing mit Zärtlichkeit den Geliebten, hüllte ihn in ihren Mantel und drückte ihn an ihre Brust. Aber der eifersüchtige Ritschier, kam zum Unglück um eben diese Zeit in den Garten, und sah ihre zärtlichen Umarmungen. Sobald die Liebenden sich verrathen sehen, verlangt Engeldrut, dass Engelhart, um dem Zorne ihres Vaters auszuweichen, aus dem Lande fliehen soll; allein er kann sich dazu nicht entschliessen und betheuert der Prinzessin, dass, da ihn in der Entfernung von ihr doch die Liebe tödten werde, er bleiben und sich aller Gefahr aussetzen wolle. Darauf verabreden beide, dass sie auf ihre Unschuld bestehen wollen.

Ritschier hinterbringt am andern Morgen dem Könige seine nächtliche Entdeckung, und schildert die Folgen jener Vertraulichkeit mit den schwärzesten Farben. Der König geräth in grossen Zorn und lässt Engelharten sogleich in das Gefängniss werfen, worüber die Prinzessin sich sehr bekümmert und zu Gott flehet, sich ihrer zu erbarmen und den Geliebten zu retten, denn es würde ihr Tod sein, wenn er umkäme. Der König wird durch seine Räthe bestimmt, den Angeschuldigten nicht unverhört hinrichten zu lassen, da er möglicherweise ohne Grund angeschwärzt sein könnte. Engelhart wird vorgefordert und läugnet, obschon Ritschier gegen ihn zeugt, das ihm schuldgegebene Verbrechen und besteht hart-

näckig auf seine Unschuld. Die Sache wird deshalb dahin entschieden, dass die Wahrheit durch einen Zweikampf ermittelt werden soll, und derselbe wird nach Verlauf von sechs Wochen angesetzt. Engelhart, im Bewusstsein seiner Schuld einen unglücklichen Ausgang fürchtend, ersinnt das Auskunftsmittel, seinen ihm ganz ähnlich sehenden Freund Dietherich für sich kämpfen zu lassen, und gibt, um zu ihm reisen zu können, bei dem Könige vor, dass er in ein Kloster gehen wolle, um für seine vielfachen Vergehungen zu büssen, werde aber an dem vestgesetzten Tage sich stellen. Er eilt nach Brabant zum Herzog Dietherich, bei dem er in der Nacht ankommt und dort mit grossen Freuden empfangen wird. Sobald der Herzog von der Sache in Kenntniss gesetzt ist, erklärt er sich gleich bereit, und sie verabreden, Einer des Andern Rolle zu spielen. Engelhart bleibt in Brabant zurück und wird für Dietherich gehalten, dieser aber zieht nach Dänemark und kommt gerade am Tage des Turniers an. Das Gefecht zwischen den beiden Kämpfern ist sehr heftig und der Sieg bleibt lange zweifelhaft, bis Dietherich seinem Gegner eine Hand abhaut. Nun will er ihm vollends das Leben nehmen, als der König dem Kampfe Einhalt thut und Dietherichen, der fortwährend für Engelhart gehalten wird, seine Tochter zur Gattin verspricht. Die Hochzeitfeier wird angestellt und das Beilager vollzogen, wobei aber Dietherich ein blosses Schwert zwischen sich und Engeldrut legt; ebenso wie Engelhart in Brabant es bei Dietherichs Gemalin that, beide, unter dem Vorwande, sich diese Enthaltsamkeit zur Büssung ihrer Vergehungen aufgelegt zu haben. Gleich nach der Hochzeit kehrt Dietherich unter einem Vorwande nach Brabant, und Engelhart kommt von dort nach Dänemark zurück. Da Engeldrut's Vater nicht lange nachher stirbt, so wird er König an seiner Statt und lebt mit seiner Gattin in Glück und Ansehen, woran er auch seine Eltern und Verwandte Theil nehmen lässt.

Nach einigen Jahren wird Herzog Dietherich von der

Miselsucht*) befallen. Kopf- und Barthaare gehen aus, die Augen fallen ein, der ganze Körper bekommt eine blutrothe Farbe, die Kehle ist heiser und heftige Schmerzen plagen den Kranken. Er lässt sich in einer der anmuthigsten Gegenden ein Gartenhaus über dem Wasser bauen, wo er in völliger Abgeschiedenheit wohnt und Linderung seiner Leiden hofft. Nach einiger Zeit hat er eine Erscheinung im Traum, indem ein Engel zu ihm tritt und ihm als einziges Heilungsmittel seiner Krankheit anzeigt, dass er zu Engelhart reisen solle und diesen bitten, dass er seine beiden Kinder tödte und ihn mit dem Blute derselben bestreiche. Der Herzog kann sich dazu nicht entschliessen und strebt lange dagegen; allein die gänzliche Hintenansetzung und Vernachlässigung, welche er in seinem eigenen Hause und Lande erfahren muss, bringt ihn doch zu dem Entschlusse, nach Dänemark zu gehen. Engelhart empfängt seinen leidenden Freund mit grosser Zärtlichkeit, und da er mit vielen Fragen in ihn dringt, ob er denn kein Mittel zu seiner Heilung kenne, so erzählt Dietherich den gehabten Traum, nach grossem Kampfe mit seiner Liebe zum Freunde. Engelhart geräth in grosse Bestürzung, bittet Gott im Gebete, seinen Entschluss zu lenken und hält sich endlich für verpflichtet, das Leben seiner Kinder dem zum Opfer zu bringen, der für seine Ehre und sein Leben das seinige gewagt hatte. Er nimmt einen günstigen Augenblick wahr; „sein Herz empört sich jedoch wider die That, indem er über den schlummernden Kindern steht und im Begriff ist, sie zu tödten; viel leichter hätte er zwei starke Riesen überwunden, als dass er diesen kleinen Kindern das Leben nehmen sollte. Sein Herz rang in vielen Nöthen lange, bis er zuletzt, nachdem er den Kleinen manchen heissen Kuss gegeben, mit nassen Augen das Schwert aus der Scheide riss und ihnen die Häupter abschlug.“ Er sam-

*) Ueber diese Krankheit ist nachzulesen: „der arme Heinrich, von Hartmann von der Aue. Aus der Strassb. u. Vatikan. Handschr., herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815, S. 160—182, woselbst von S. 172—182 von der Heilung dieser Krankheit durch Blut geredet wird.

melt das Blut in ein Gefäss und geht damit zu dem Freunde, welcher durch das Bestreichen damit von seinem grossen Leiden befreiet wird. Mit schwerem Herzen, obschon voll Freude über Dietherichs Genesung, doch voll Betrübniss über das angewandte Mittel, geht Engelhart zurück und fragt nach seinen Kindern. Die Wärterin, welche sie bringen soll, findet beide vergnügt spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Engelhart geräth über dieses Wunder in grosse Freude. Dietherich kehrt nach Brabant zurück und beide Freunde leben von nun an in ungestörtem Glücke.

3. Die goldene Schmiede.

Konrads von Würzburg goldene Schmiede, von Wilhelm Grimm. Berlin 1840. (Klemann), gr. 8°. Einleitung LIII Seiten; das Gedicht, welches gerade 2000 Verse enthält, von S. 1 — 60, Lesarten bis S. 141, Anmerkungen bis S. 157, Register bis S. 172. Mit grosser Genauigkeit ist in der Einleitung S. XXVI — LIII eine Zusammenstellung der Gleichnisse und Bilder gegeben, welche von den Dichtern des Mittelalters gebraucht werden in Bezug auf Gott, die Dreieinigkeit, die Menschwerdung und Jungfräulichkeit, Maria und Christus, wodurch zugleich bewiesen wird, dass Konrad sich nur in Vorstellungen bewegte, welche seiner Zeit angehörten und worin diese sich befriedigte, weshalb das harte Urteil, welches Gervinus über das Gedicht fällt (Gesch. der poetisch. National-Litt. der Deutschen. Lpz. 1835, Bd. I, S. 441), dadurch gemildert werden muss. — Die Vorrede (S. I—VII) gibt die Handschriften an, welche W. Grimm benutzte. Früher gedruckt war das Gedicht in dem II. Bde. der Altdeutsch. Wälder (der Brüder Grimm); auch im Coloczaer Codex. Die vorerwähnte Ausgabe ist die erste kritische.

„Die goldene Schmiede enthält ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, das ihre Eigenschaften und Tugenden verherrlicht, und ist in soweit ein religiöses Lehrgedicht, als es zugleich versucht, die höchsten Mysterien des christlichen Glaubens in Bildern und

Gleichnissen auszudrücken. Dies sind die Edelsteine, die der Dichter in ein Schatzkästlein sammelt, oder zu einem schimmernden Geschmeide in das Gold seiner Rede fasst. Da er nur Weniges von dem Tode Christi erzählt, auch nur Einiges von dem Leben der Jungfrau, was wir aus den Gedichten Wernhers von Tegernsee und Philipps kennen, so kann weiter von einem Inhalt nicht die Rede sein; es sind nur Lobpreisungen und Bilder, die sich in zufälliger oder willkürlicher Ordnung an einander reihen." (Grimm: Einleit. S. XIII).

„Konrad stellt sich als einen in seiner Werkstätte arbeitenden Schmied dar. Er schmiedet aber nicht gemeines Eisen im Feuer, er bearbeitet als ein kunstreicher Mann edles Gold, und das Gleichniss wird erweitert, indem er die zum Vortrage der Dichtung nöthigen Glieder des Leibes sein Werkzeug, die Zunge seinen Hammer nennt; mündlichen Vortrag setzt er nämlich voraus." (Einleit. S. XII).

„Er hatte wohl den Gipfel seiner Kunst erreicht, als er die goldene Schmiede dichtete, welches nicht blos aus der Sicherheit, mit welcher er Sprache und Versmaass handhabt, sondern auch aus dem Bestreben, durch seltene Wörter und Reime zu glänzen, hervor zu gehen scheint." (Einl. S. XI).

„Konrad besass keine Tiefe, wohl aber Lebhaftigkeit des Geistes und eine grosse Fülle der Rede. Diese Gabe war nicht erlernt, sie war ihm angeboren, und er bezog es gewiss auf sich selbst, wenn er in einem seiner Lieder recht schön sagte:

„Alle Kunst
Gelehret mag werden schön mit Vernunst, *)
Nur dass Niemand erlernen kann Rede und Gesänge singen.
Die beiden müssen von sich selber wachsen und entspringen.
Aus dem Herzen klingen
Muss ihr Beginn von Gottes Gunst." (Einl. S. XIII.)

Die goldene Schmiede stand bis zum 15. Jahrhundert in grossem Ansehen. Da sie keinen erzählenden Inhalt hat, so kann ein Auszug daraus nicht gegeben werden und müssen einige Stellen genügen.

*) d. i. Vernunft.

Ei künd ich wol enmitten
in mines herzen ſmitten
getihte uz golde ſmelzen,
und lichten ſin gevelzen
von karfunkel schone drin
dîr, hohiu himelkeiserin,
ſo wold ich diner wirde ganz
ein lop durchliuhtic unde glanz
dar uz vil harte gerne ſmiden.
nu bin ich an der künſte liden
ſo meiſterlichen niht bereit
daz ich nach diner werdekeit
der zungen hamer künne ſlahen,
oder minen munt alſo getwahen
daz er ze dinem priſe tüge.
ob immer uf ze berge vlüge
min rede alſam ein adelar,
din lop enkünd ich nimmer gar
mit ſprüchen überhoehen.
ſus kan din wirde enpfloehen
ſo verre ſich den ſinnen min
daz ich den hohen eren din
nimmer mac genahen.
ſo min gedanc wil gahen
uf ze dinem werden lobe,
ſo ſwebet ez den himeln obe
reht als ein vlückes vederſpil:
ſwenn aber ich hie niden wil
mit gedanken suochen ez
ſo reichet ſiner tiefe mez
vür allez abegründe;
ſin ende ich nimmer vünde
und grüebe ich uf den dilleſtein.
der marmel und daz helfenbein
wirt mit halmen e durchbort,
e daz man diner wirde ein ort
mit tiefer rede vinde.
mit eime blie linde
durchgraebt man e den adamas,
und brichet niht ein dünnez glas
mit einem flegel ſtehelin
e man die hohen ere din
mit worden übergiudet:
daz mer man e verſiudet
und allez ſin geflehte,
e man din lop ze rehte
biz an den grunt erkirne.
ſo man nu daz geſtirne
gerechent und der ſunnen ſtuop,
und allen griez und allez luop
dur nehteclichen hat gezelt,
ſo wirt din pris alrerſt beſchelt
nach ſiner ganzen wirde.
Keins wiſen herzen girde
mac diner tugende richtuom
noch diner hohen ſaelden ruom
volleclichen übergern.
kein ſtaetekeit diu mac gewern
ſo lange ſo din hoher pris.
u. s. w. *)

Maria, Mutter und Magd,
Die wie der Morgenstern tagt
Dem führerlosen armen Heer
Das auf dem wilden Lebemeer **)
Der grundlosen Welt schwebet.
Du bist ein Licht, das immer lebet,
Und stets zur Rettung giebet Schein
Wenn es der Sünder Agetstein
An sich mit seinen Kräften nahm,

---

*) Die Einleitung geht bis V. 138.

**) So steht hier im Text. Vgl. bei Herzog Ernst S. 113. und bei Brandanus S. 342.

Und welche die Syrene trügesam
Versenken will der Schiffe
Mit süsser Töne Griffe,
Die leitest Fraue du zum Gestade;
Deine Hilfe aus tiefer Sorgen Bade
Viel manchen hat erledigt.
Dein Lob hat uns gepredigt
Dominicus und Franciscus. —

Eine Blume wächset in dem Meer,
Da nächtlich drin verschliesset sich
Ein wilder Vogel wonniglich
Wenn er den Tag getönet.
Sieh, also ward beschönet
Dein Herz und dein Gemüte
Mit reiner Keuschheit Blüte,
Dass sich verschloss ein Vogel drein
Nach dem erwähnten Sange sein,
Den er den hohen Weisssagen
Hat in ihren wahren Mund getragen
Von deiner Geburt hier vor.
Er flog durch deiner Ohren Thor
Darin dein Herz ihn liess eingehen.
Wie eine Taube anzusehen
Kam er zu dir geschwungen
Und hat doch ehr gesungen
Als wie ein Schwan seinen Tod;
In seiner marterlichen Noth
Eli das Wort er laute sang.
Des habe du, süsse Fraue, Dank,
Dass deine Tugend je geschuf
Dass uns benahm sein edler Ruf
Das Leid, das wir da fühlten,
Als sich die Steine spalteten
Und sich die Gräber thaten auf.
Da kam zu einander und zu Hauf
Die grossen Berge und das Thal
Die Sonn' erblich, ward trüb und fahl
Mancher Vorhang riss da entzwei,
Die Erde bebt, und that einen Schrei
Ueber den schweren unverdienten Tod.
So schrei ich Fraue ob der Noth

Zu dir für all die Christenheit,
Lass seines Todes Bitterkeit
An uns nicht werden verloren,
Seit er dich selber hat erkoren
Vor allen Creaturen theuer,
Bring uns mit deiner Steuer
Vor die heilige Trinitat,
Da Lob nicht mehr ein Ende hat
Von der Engel süssem Schalle.
Nun sprechet Amen alle.

4. Von der Minne.

Dieses Gedicht von 544 Versen steht im ersten Bande der Müllerschen Sammlung; es wird dort dem Gottfried von Strassburg zugeschrieben, allein Konrad von Würzburg ist der Verfasser. Vgl. Docen im altd. Museum I, 150. Der Inhalt ist derselbe, welchen Uhlands Gedicht „der Castellan von Couci" hat. In dem Liederbuche der Clara Hätzlerin (Ausg. v. Dr. Karl Haltaus, Quedlinb. u. Lpz. 1840) steht dieses Gedicht unter der Ueberschrift „der Hertz-Spruch" nach einer etwas späteren Bearbeitung und zählt dort 486 Verse. V. 375—384 befiehlt der Ritter seinem Koche, alle anderen Speisen zu versalzen, damit die Frau nur das Herz geniessbar fände.

Ich prüfe in meinem Sinne
Wie lautere Minne
Der Welt ist worden zu wild *)
Drum sollen davon ein Bild
Ritter und Frauen
In diesem Märe schauen,
Weil es von ganzer Liebe singt,
Wie uns das Gewissheit bringt
Von Strassburg Meister Gottfried. **)
Wer auf der wahren Minne Tritt
Will aber setzen seinen Fuss,
Ganz aufmerksam der hören muss
Sagen und singen
Von minniglichen Dingen

*) fremd. **) siehe oben.

Und wie dann wäre geschehen,
Dass sie sich hätten angesehen
Mit Augen voller Liebe;
Die Rede ist ohne Lüge.
Es minnet immer desto bas,
Wer von Minne etwas
Höret singen oder lesen,
Darum bin ich fleissig gewesen,*)
Dass ich diese schöne Märe
Mit Rede also bewähre,
Dass daran man mit Rechte
Der Minne Bild erkiesen möchte,
Wie sie lauter und rein,
Soll ohn alles Falsch sein.

Ein Ritter und eine edele Frau hatten Leben und Gemüt so in einander verwoben, dass beider Seele nur eine war, und was dem einen Schmerz machte, das war auch dem andern Leid, und das wurde ihnen zuletzt sehr bitter. Bis auf des Herzens Grund waren sie von dem Feuer der Minne entzündet, aber sie konnten nicht wohl zusammen kommen, um nach Wunsch ihre Leiden zu lindern, denn das süsse Weib hatte einen werthen Mann zur Ehe, welcher sie hütete. Der Ritter, welcher die Liebesqualen nicht mehr verhehlen konnte, ging oder ritt, wo es sein konnte, um sie zu sehen und ihr seines Herzens Ungemach zu offenbaren. Der Mann der Frau, welcher auf beide acht gab, merkte wie sie beide von den Stricken der süssen Minne gebunden, und vor Liebe zu einander schmachteten. Er bedachte, wenn er seines Weibes nicht sorgfältig hütete, leicht geschehen möchte, was ihm nachher sehr reuete; daher beschloss er, die Frau ihm aus den Augen zu bringen und sie über das wilde Meer zu führen, um das heilige Grab zu besuchen und dort einige Zeit zu verweilen, bis der Ritter die Gedanken an seine Frau verloren hätte. So wollte er ihre Trautschaft scheiden.

Als der Ritter dies erfuhr, war er sogleich entschlos-

*) ich wil flisig wesen = ich will fleissig sein.

sen, ebenfalls nach Jerusalem zu ziehen; denn er glaubte, wenn er daheim bliebe, vor Sehnsucht sterben zu müssen, und er wäre um des schönen Weibes willen in den grimmen Tod gefahren. Als die süsse tugendreiche Frau dies an ihm inne ward, sandte sie ihm einen Boten und sprach zum Ritter, als dieser bei ihr war: Lieber Freund, mein Mann hat den Willen, wie du selbst weisst, dass er mich von dir führen will; nun folge mir, trauter Geselle, und mache diese Fahrt, fahr' allein darüber zuvor, damit ich hier bleiben kann; denn, wenn mein Mann hört, dass du dorthin gegangen bist, so bleibet er hier und der Argwohn nimmt ein Ende, den er auf mich hat. Auch soll es dir nicht leid thun, eine Weile dort zu sein, bis das Gerede, welches von uns geht, aufgehört hat, denn wenn der süsse Christ dich wieder hergesandt hat, sollst du deinen Willen desto mehr haben. Dem edlen Gott sei es geklagt, dass du nach deinem Willen nicht immer bei mir sein kannst, und ich bei dir nach meinem Verlangen. Nun geh', lieber Herr, und empfange von mir diesen Fingerring; dabei magst du des Kummers gedenken, der mich immer fesselt, wenn dich mein Auge nicht mehr sieht. Gieb mir an meinen Mund einen freundlichen süssen Kuss und thu' um meinetwillen, wie ich dir gesagt habe.

„Gern, Frau, sprach er zu ihr, thu' ich, was ihr begehrt, denn ich habe Herz, Gemüt und Sinn so zu euch gewendet, dass ich mit Recht euch unterthan bin. Lasst mich euren Urlaub empfangen, auserwählte gute Frau! wisset, dass ich grossen Kummer nach euch erdulden muss, und dass ich nicht kleine Angst habe, man trage mich zu Grabe, bevor mir die Seligkeit geschehe, dass ich euch wiedersehe.“ Mit grossen Schmerzen schieden sie nun von einander, ihr Herz war todt für alle weltliche Wonne. Der Ritter zog an das Meer und auf dem ersten Kiel, den er fand, ward er hinübergebracht. Er hatte es wohl vorher gedacht, dass er auf Erden nie mehr recht freudig und froh werden könnte, es sei denn,

dass Gott es fügte, dass er von seiner lieben Frau etwas vernähme. Er sehnte sich nach ihr und trauerte nach Art der reinen Turteltauben, welche in ihrem Liebesleiden die grünen Zweige vermeiden und auf den dürren, abgestorbenen sitzen. Der Jammer drang ihm bis in der Seele Grund, und er seufzte oft: Geehret sei das reine Weib! wie kann ihre grosse Lieblichkeit so bittere Noth geben, wie so grosse Schmerzen ihre wonnige Gestalt. Wenn sie mein Leben nicht trösten soll, so muss ich bald sterben.

So jammerte und klagte er alle Tage, bis er endlich in ein so grosses Siechthum verfiel, dass er den herannahenden Tod empfand. Da rief er seinen Knecht zu sich und sprach: Ich befinde leider wohl, dass ich sicher sterben soll, aus Liebe zu meiner Frau. Wenn ich nun todt bin, so lass mir den Leib aufschneiden und nimm mein Herz heraus, und salbe es mit Balsam, damit es desto länger frisch bleibe, leg es dann in ein Kästchen von Gold und Edelsteinen, und thu' den Ring dazu, den mir meine Frau gegeben hat, und bring' ihr beides verschlossen und versiegelt; damit sie sehe, was ich gelitten um sie. Erfülle mein Gebot; der reine und der süsse Gott, der kein edles Herz nie mit seiner Hilfe verliess, der müsse sich erbarmen über mich viel Armen, und müsse der viel Liebes geben, Freude und ein wonnigliches Leben, von der ich hier muss liegen todt, mit dieser klagenden Herzensnoth. Das lass dich, Herr Gott, erbarmen, und tröste meine arme Seele.

Der Ritter starb. Der Knecht wand seine Hände jämmerlich über diesen Tod, und erfüllte alles, was sein Herr geboten hatte. Er kehrte zurück und zog nach der Veste, auf welcher er die Dame wusste. Da kam ihm auf weiten Felde der Ehemann entgegen geritten, der ihn kannte und sogleich dachte, der Knecht sei um keiner andern Absicht willen da, als um der Frau Nachricht zu bringen. Er ritt heran, und bemerkte am Gürtel des Knappen die kleine Lade, grüsste und fragte,

was darin wäre? Der getreue Jüngling sagte, es sei etwas, das weit mit ihm hergeschickt sei und was niemand sehen solle, als für den es bestimmt. Da es der Knecht nicht gutwillig zeigen wollte, brach der Ritter es ihm mit Gewalt vom Gürtel, that es auf und fand Herz und Ring; daran merkte er, dass der Ritter todt war. Er hiess den Knecht seine Strasse ziehen und versprach, das Kästchen selber abzugeben. Zu Hause befahl er seinem Koch, das Herz auf das Köstlichste zu einer Speise zu bereiten, dass keine andere wohlschmekkender sein könne. Er setzte sich zu Tisch, und liess seinem Weibe das Gericht auftragen, welches sie allein essen sollte. Dieses jammervolle Essen schmeckte ihr ausserordentlich lieblich. Darauf fragte der Herr, wie ihr die Speise behagt; er wähne, dass sie nie eine süssere genossen? Die Frau bejahete es und fragte, ob das Essen wild oder zahm gewesen? Zahm und wild, sprach er; den Freuden wild*), ohne Spott; den Sorgen zahm, ohn' Unterlass. Du hast des Ritters Herz gegessen, der nach dir so grosse Liebe trug; er ist aus Sehnsucht gestorben, glaube mir; zum Zeichen hat er sein Herz und diesen Ring hergesandt durch seinen Knecht.

Bei dieser doppelten Nachricht ward das beseligende Weib todtenstarr, das Herz ward ihr im Leibe kalt, die lichten Hände fielen in ihren Schooss und das Blut schoss ihr aus dem Munde. Mit grosser Noth sprach sie: Hab' ich also das Herz dessen gegessen, der ohne Unterlass so holde Gesinnung von Grund aus stets gegen mich getragen, so sage ich euch fürwahr, dass keine andere Speise ich mehr geniessen will. Ich will mit sehnender Herzensnoth hier mein armes Leben verschwenden, denn ich wäre ein treuloses Weib, wenn ich nicht daran denken wollte, dass der tugendhafte Mann mir sein Herz sandte. O weh! dass ich nach seiner Noth noch einen

*) Wild hier wie o. S. 385 = fremd.

Tag das Leben sah; aber es wird nicht lange sein, dass ich ohne ihn lebe.

Da wurden ihre Schmerzen so stark, dass sie alsbald den Geist aufgab. Hier hat diese Märe ein Ende. Der mächtige Gott schände den, der dem tugendhaften Weibe solche Speise aufzutragen wagte, welche das Leben von ihrem Leibe nahm, und der die Sinnlosigkeit hatte, es ihr zu sagen, was sie gegessen.

5. Der Welt Lohn.

Dieses Gedicht von Konrad von Würzburg steht in Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Poesie und Philosophie unserer Vorfahren enthaltend. Herausgegeben von Bern. Joh. Docen. Mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. München, 1809, Bd. I, S. 56—64. Es zählt 266 Verse.

Ihr Liebhaber der Welt, vernehmet diese Märe, wie es einem Ritter ging, der früh und spät nach dem Lohne der Welt rang; der auf mancherlei Weise bedacht war, dass er den Lohn weltlicher Ehren empfinge; der sein Lob aller Orten mit Werken und Worten mehren konnte, und dessen zum Besten in allen deutschen Landen gedacht wurde. Er hatte sich vor Schanden sein Lebelang wohl behütet; er war hübsch (fein in seinem Betragen), weise und aller der Tugenden voll, womit ein Mann in der Welt soll den Preis hoher Würde erjagen. Das verstand der Herr alles wohl. Man sah ihn auserwählte Kleider tragen; Pirschen, Baizen und Jagen verstand er und trieb es viel, Schachzabel und Saitenspiel war seine Kurzweil und wer ihm ein ritterliches Unternehmen gezeigt hätte, da wäre der Herr mit gutem Willen über hundert Meilen hingeritten und hätte gern gestritten, um das Lob von hohem Minnesold; er war den sittsamen Frauen so hold, dass er in seinem Leben ihnen mit so

lange währender Stetigkeit gedient hatte, dass alle liebenswürdigen Weiber seinen Reiz und seine Anmut priesen. Wie uns die Bücher beweisen, war er Wirin von Gravenberc genannt; er hatte, so lange er lebte, sich dem Weltlichen hingegeben und sein Herz rang im Stillen und offen nach Minne.

So sass er freudig einst in seinem Gemache und hatte ein Buch in der Hand, worin er Aventiure von der Minne las, und seine Freude über die süsse Rede, die er darin fand, war so gross, dass er den Tag bis auf die Vesperzeit damit hinbrachte. Da kam ein Weib hereingegangen nach seines Herzens Wunsche, die war so minniglich, dass ihre Schönheit vor allen lebenden Frauen hervor stralte, ein so minnigliches Kind hatte nie an Weibes-Brüsten getrunken; ich versichere auf meine Taufe, dass sie weit schöner war als Venus oder Frau Pallas und alle Göttinnen, welche der Liebe pflegen. Ihr Antlitz und ihre Farbe waren hell wie ein Spiegel und ihre Schönheit gab so lichten Glanz, dass das Gemach davon erleuchtet wurde. An ihr hatte der Wunsch seine Meisterschaft gezeigt und sie besass Alles, was man nur von schönen Weibern sagt. Ihre Kleider und die goldene Krone, welche sie trug, waren so reich, dass niemand sie hätte bezahlen können, wenn sie feil gewesen wären Herr Wirin von Gravenberc erschrak, als sie leise herein kam, seine Farbe erblich, er sprang ängstlich und bleich auf und empfing die Minnigliche so gut als er konnte, und sprach mit süssem Munde: Frau, seid Gott willkommen, ihr überstralet alle Frauen, die ich kenne. Hierauf sprach die Schöne: Viel lieber Freund, Gott lohne dir, erschrick nicht zu sehr vor mir, denn ich bin ja eben das Weib, um welches du Seele und Leib oft gewaget hast. Du bist fein und klug gewesen all' Zeit deines Lebens, du hast nach mir gerungen und von mir gesprochen und gesungen, was man nur Gutes kann, am Abend und am Morgen, wie ein rechter Dienstmann. Du blühest, viel werther auserlesener Ritter, wie ein Maien-

reis an Tugend, und hast von Kindes Jugend den Ehrenkranz getragen; dein Sinn ist lauter und stät in der Treue gegen mich gewesen, darum bin ich hergekommen, dass du nach deines Herzens Verlangen, meinen stolzen Leib wider und für betrachtest, sehest wie vollkommen ich sei, und gewahrest den reichen Lohn, den grossen Frommen, den du wegen deines lobenswerthen Dienstes von mir haben magst; ich will ihn dich gern sehen lassen.

Dem edlen tugendreichen Herrn däuchte das Geschwätz dieser Frau sehr wunderlich, denn der junge Mann hatte sie mit Augen nie gesehen, und doch sagte die Frau, er sei ihr Dienstmann gewesen. Er sprach: Gnade, Frau! wenn ich euch irgend gedienet habe, so weiss ich es fürwahr nicht, denn ich denke, ich kann ohne Lügen sagen, dass ich euch mit meinen Augen nicht gesehen habe, bis auf diesen Tag, wo ihr mich zu euerm Knechte anzunehmen geruhet habt. Herz und Leib soll euch zu Dienst bereit sein mit williger Arbeit bis zu meinem Tode, denn ihr habt so mannigfaltige Tugend, dass euere Freude blühende Jugend mich wohl belohnen mag. Wohl mir, ich freue mich, dass ich bis auf diesen Tag gelebt habe, seit ihr, minnigliche Frau, meinen Dienst annehmen wollt; geruhet mir zu sagen, woher ihr kommt und wie ihr geheissen seid, damit ich wisse ob ich je in meinen Tagen schon von euch hörte.

Da antwortete die schöne Frau: Viel lieber Freund, das soll geschehen, ich verkünde dir meinen hochgelobten Namen, du darfst dich dessen nicht schämen, dass du mir unterthänig bist, denn mir dient Alles, was auf der Erde ist, Kaiser und Könige sind unter meiner Krone, Grafen, Freie und Herzöge haben ihre Knie gebogen und befolgen alle mein Gebot; ich fürchte niemand, denn Gott, der hat Gewalt über mich; ich bin die Welt geheissen, welche du so lange begehrt hast, du sollst des Lohnes an mir gewährt sein, komm, ich zeige dir den nun.

So kehrt sie ihm den Rücken zu, der war an allen Enden mit ungefügen Schlangen, Kröten und Nattern behangen, ihr Leib war voller Blattern und Eiterbeulen, Fliegen und Ameisen sassen wunderviel darin, Maden assen ihr Fleisch bis auf das Gebein; sie war so unrein, dass von ihrem Leibe ein scheusslicher Gestank ging, den niemand ertragen konnte. Ihr reiches seidenes Kleid war viel jämmerlich gefärbt und bleich als Asche. Hiermit schied sie von dannen; möge sie von mir und der ganzen Christenheit verbannt sein. Als der edle und freie Ritter diese wunderbare Begebenheit sah, verzagte ihm das Herz und er verabscheuete jeden, der sich ihrem Dienste widmen wollte. Von Weib und Kind schied er da, nahm das Kreuz auf sein Gewand, zog über das wilde Meer und half dem edlen Gottesherre streiten gegen die Heidenschaft. Da ward der tugendhafte Ritter in steter Busse erfunden und er schuf zu allen Stunden, dass, als ihm der Leib erstorben war, die Seele genas.

Nun merket Alle, die ihr dieser wilden Welt Kinder seid, diese zuverlässige Erzählung, sie ist so, dass man sie hören soll; der Lohn der Welt ist jammervoll, das mögt ihr nun vernommen haben. Wer in ihren Diensten gefunden wird, der ist der Freuden sehr verloren, welche Gott mit ganzer Stetigkeit seinen Auserwählten bereitet hat. Ich, Konrad von Würzburg, gebe euch diesen Rath, dass ihr die Welt fahren lasset, wenn ihr die Seele bewahren wollt.

XXVII. — XXVIII.
Hartmann von Aue.

Hartmann, ein Ritter, aber Dienstmann von Aue (ze Ouwe) wie er sich selbst in seinen Gedichten nennt, lebte in Schwaben und Franken, etwa in den Jahren zwischen 1150 u. 1220 (?), ist uns aber seinen Lebensschicksalen nach völlig unbekannt; er spricht in seinen Minneliedern (Manesse II, 179[a] 180[b] 183[b]) davon, dass er zu einem Kreuzzuge entschlossen sei, aber ob es dazu gekommen und ob er davon zurück gekehrt, wissen wir nicht. Der Name von Aue wird erklärt durch ein Lehnsverhältniss zum Kloster Reichenau im Bodensee, indem diese Insel dort kurzweg die Aue heisst. Karl Greith (*Spicilegium Vaticanum.* Beiträge zur nähern Kenntniss der Vatican. Bibliothek für deut. Poesie des Mittelalters. Frauenfeld, 1838) führt für diese Behauptung, dass Hartmann zu einem Kloster in näherer Beziehung gestanden, seine gelehrte Bildung an (er las an den buochen) und seine Kenntniss vom klösterlichen Unterricht (Gregor vom Steine V. 1009). Wichtiger ist, dass das Wappen mit den drei Sperberköpfen, welches Hartmann in der Weingartner Handschrift und nach ihr in der Manesse'schen führt, in einer reichenauer Chronik von 1490 einem Lehnsmann von Reichenau, genannt von Westerspul (d. i. Westerbühl) beigelegt wird. Da nun eine Burg, Westerspuhel, unfern dem Einfluss der Thur in den Rhein vorhanden war, und ihre Besitzer (nach Stumpf 1548) zweierlei Wappen führten, eins mit drei Habicht- oder Sperberköpfen und das andere mit drei schwarzen Hörnern, und Hartmann dasselbe Wappen führte, und auch, wie die Edlen von Westerbühle, Dienstmann zu Aue war: so liegt der Gedanke nahe, dass er zu dieser Familie gehört haben mag und sein vollständiger Name war: Hartmann von Westersbühel, Dienstmann zu Aue, oder kurzweg Hartmann von Aue. Doch ist die Sache nicht ganz ausser allem Zweifel.

Hartmann war ein berühmter Zeitgenosse von Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg, die seiner in ihren Ge-

dichten gedenken, und wir haben, ausser den lyrischen Gedichten, in der Manesse'schen Sammlung der Minnesinger vier epische Gedichte von ihm: Iwein, der Ritter mit dem Löwen (herausgegeben von Benecke und Lachmann); Erek und Enite (zum ersten Male herausgegeben von Moritz Haupt, Lpz. 1839), beide dem Sagenkreise von Artus angehörig und romanischen Vorbildern nachgedichtet; Gregorius auf dem Steine, nach einer lateinischen Quelle (herausgegeben von Karl Lachmann, Berlin 1838), und der arme Heinrich, das kürzeste dieser Gedichte, offenbar nach rein deutscher Sage, und an Vortrefflichkeit den besten Gedichten des Mittelalters an die Seite zu stellen (herausgegeben durch die Brüder Grimm. Berlin, 1815).

1. Der arme Heinrich.

Da dieses Gedicht mit zu den bekanntesten gehört, in Lachmann's Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrh., Berlin 1820, im Coloczaer Codex, Pest 1817, S. 416 ff. und in Wackernagel's Lesebuche II. Aufl. Sp. 321 — 360 vollständig abgedruckt ist, die oben angeführte Ausgabe der Brüder Grimm von S. 1 — 30 eine vollständige prosaische Uebersetzung enthält, Simrock eine metrische Uebersetzung davon geliefert hat (Berlin 1830), auch G. Schwab eine Bearbeitung des Gedichts gegeben in dem Buche der schönsten Sagen und Geschichten (Stuttgart 1836), wie auch Joh. Büsching schon (Zürich 1810) eine Bearbeitung davon geliefert, welche in Rassmanns Anthologie, Bdchen II. Zwickau 1821 aufgenommen: so kann hier der Auszug um so kürzer sein, und es wird genügen, mit einer Stelle des Originals und der sehr gelungenen Simrock'schen Uebersetzung den Zusammenhang gedrängt anzugeben. Das Gedicht zählt 1522 Verse.

Ein ritter ſo geleret was,
daz er an den buochen las
ſwaz er dar an geſchriben vant:
der was Hartman genant;
dienſtman was er ze Ouwe.
er nam im mange ſchouwe
an mislichen buochen:
daran begunde er ſuochen
obe er icht es funde,

10. da mite er ſwaere ſtunde
ſenſter möhte machen,
vnd von ſo gewanten ſachen,
daz gotes eren töhte
und damite er ſich möhte
15. geliben den liuten.
nu beginnet er in diuten
ein rede die er geſchriben vant.
dar umbe hat er ſich genant,
daz er ſiner arbeit
20. die er hat dar an geleit
niht ane lon belibe,
und ſwer nach ſinem libe
ſi hoere ſagen oder leſen,
daz er im bitende weſen
25. der ſele heiles hin ze gote.
man ſeit, er ſi ſin ſelbes bote,
unde erloese ſich da mite,
ſwer über des andern ſchulde bite.
Er las diz ſelbe maere,
30. wie ein herre waere
ze Swaben geſezen:
an dem en was vergezen
de keiner der tugent
die ein ritter in ſiner jugent
35. ze vollen lobe haben ſol.
man ſprach do niemen alſo wol
in allen den landen.
er hete ze ſinen handen
geburt und darzu richeit;
40. ouch was ſin tugent vil breit.
ſwie ganz ſin habe waere,
an geburt unwandelbaere
und wol den fürſten gelich,
doch was er unnach alſo rich
45. der geburt und des guotes
ſo der eren und des muotes.
ſin name was gar erkenlich,
und hiez der herre Heinrich
und was von Ouwe geborn.
50. ſin herze hete verſworn
valſch und alle törperkeit,
und behielt ouch vaſte den eit
ſtaete unz an ſin ende.
an alle miſſewende
55. ſtuont ſin ere und ſin leben.
im was der rehte wunſch gegeben
ze wertlichen eren;
die kunde er wol gemeren,
mit aller hande reiner tugent.
60. er was ein bluome der jugent,
der werlde fröide ein ſpiegelglas,
ſtaeter triuwe ein adamas,

ein ganziu krone der zuht.
er was der nothaften fluht,
ein ſchilt ſiner mage,
der milte ein gelichiu wage:
im enwart über noch gebraſt,
er truoc den arbeitſamen laſt
der eren über rücke.
er was des rates brücke,
und ſanc vil wol von minnen.
alſus kunde er gewinnen
der werlde lop unde pris.
er was hübſch und dar zuo wis.

Als Herr Heinrich so in Ehren lebte, ward sein Mut plötzlich gebeugt und er erfuhr, wie die Schrift mit Recht sagt: *media vita in morte sumus.* Er ward nämlich vom Aussatz befallen*), und nun wandten sich alle, Mann und Weib, von ihm ab, dass ihm die Welt widerwärtig wurde und er den Tag verwünschte, wo er geboren war.

Er hatte noch einige Freude dadurch, dass man ihm sagte, die Krankheit sei verschiedenartig und könne zuweilen geheilt werden. Da dachte er darüber nach, wie er genesen möchte, zog gen Montpellier und fragte die Aerzte um Rath, fand aber dort keinen Trost. Traurig zog er weiter nach Salerno, wo ihm der beste Meister sagte, die Krankheit sei zwar zu heilen, aber die Sache sei so angethan, dass er doch nicht würde geheilt werden. Heinrich meinte, dass, wenn er heilbar sei, er auch geheilt werden könne, da er reich genug sei, alle Kosten zu bezahlen; aber der Arzt sagte, er möchte das dingen lassen, denn es würde ihm doch nichts helfen, wenn er ihm auch das Mittel sagte. Da Heinrich in ihn drang, so sagte er: „Ihr müsst eine reine Jungfrau haben, welche aus freiem Willen den Tod für euch leidet; nun ist's aber nicht der Menschen Art, dass jemand so etwas gerne thut. Wie ich euch gesagt: nichts anders ist nöthig, als solcher Jungfrau Blut, das wäre für eure Krankheit die rechte Arzenei."

*) S. oben bei Engelhart und Engeldrut S. 380.

Da sah Heinrich wohl, wie es unmöglich sei, dass er geheilt werde; zog heim und fing an, sein Hab und Gut, wie es ihm am besten dünkte, auszutheilen an seine Verwandten und an Gotteshäuser, damit Gott sich seiner Seele erbarme. Er floh die Menschen und zog sich auf ein neugebautes Land zürück, welches ein freier Meier bewohnte, den Heinrich von allen Lasten befreiet hatte, und bei dem er sich in Pflege begab. Dort lebte er, von allen Menschen bedauert und von dem Meier dankbar gepflegt. Der Meier war gesund von Leib, hatte eine sittsame Frau und wohlgerathene Kinder, worunter ein Mägdlein war von zwölf Jahren, lieblich von Gestalt und dem Kranken so zugethan, dass sie immer bei ihm sein wollte. Er schenkte ihr zuweilen Kleinigkeiten und hatte sie so lieb, dass er sie seine Frau nannte.

So diente sie ihm drei Jahre, welche er bei dem Meier zubrachte. Nun trug es sich einst zu, dass, als der Meier mit seiner Frau und dem Mägdlein von der Arbeit ausruheten und sie des Ritters Leid beklagten, der Meier sprach: Wie mag es sein, dass keiner von den klugen Meistern in Salerno ein Mittel zu eurer Heilung weis? Der Ritter sagte dem Meier, was ihm der Arzt zu Salerno geredet. Das Mägdlein hörte wohl diese Rede mit an, und bewahrte die Worte im Herzen. In der Nacht, als sie nach ihrer Gewohnheit ihre Ruhestätte zu den Füssen der Aeltern eingenommen hatte, seufzte sie tief und oft, und vergoss so viele heisse Thränen, dass die Füsse der Aeltern davon feucht wurden, und Vater und Mutter erwachten, und sie um die Ursache ihrer Thränen befragten. Sie sagte, dass ihr das Leiden des Ritters so nahe gehe. Die Aeltern sagten, allerdings sei das der Fall, doch möchte sie sich beruhigen, da es doch nicht anders sei. In der folgenden Nacht weinte sie wieder bitterlich, und sie beschloss vest bei sich, wenn sie den folgenden Tag erlebte, das Leben für den Ritter zu lassen. Darüber wurde sie ruhig und fröhlich; aber bei der Vorstellung, dass der Rit-

ter und ihre Aeltern es nicht zugeben möchten, beunruhigte und quälte sie sich so sehr, dass die Aeltern von ihrem Jammer erwachten, sie fragten, was ihr die Ruhe nehme und sie schalten, dass sie mit einer Klage, die niemand enden könnte, sich das Herz schwer mache und die Aeltern nicht schlafen lasse. Da sagte sie ihnen, wie sie entschlossen wäre, durch ihren Tod des Ritters Heilung zu bewirken.

Diese Worte betrübten die Aeltern sehr, und sie suchten der Tochter die Gedanken auszureden, indem sie ihr vorstellten, dass sie nicht wisse, wie herb der Tod sei. Die Reden der Eltern waren aber vergeblich und das Mägdlein redete für ihr Vorhaben also *):

Sie sprach: „Mutter ich getraue dir
Und meinem Vater wohl, dass ihr
Mir so hold und gnädig seid,
Als die Aeltern jederzeit
die Kinder lieben sollen;
Wie mir Beweise zollen
Alle Tag' im ganzen Jahr.
Euch verdank' ich Alles gar,
Die Seel' und einen schönen Leib:
Mich loben Alle, Mann und Weib,
Dass jeder gleich mich lieb gewinnt
Und sagt, ich sei das schönste Kind,
Das er auf Erden je gesehen.
Wem soll mein Dank dafür geschehen,
Als euch beiden nach dem Herrn?
Drum will ich eure Gebote gern
Befolgen, morgen so wie heut,
Wie mir Ehr' und Pflicht gebeut.
Doch, liebe Mutter, selig Weib,
Da ich Ehre nun und Leib
Nur verdanke eurer Huld,
So ertragt es mit Geduld,
Dass ich diese Beiden
Darf von dem Teufel scheiden
Und mich dem Herrn ergeben.
Es ist dies Erdenleben
Ja nur der Seligkeit Verlust;
Mich aber hat weltliche Lust
Bisher noch nicht berühret,
Die hin zur Hölle führet.

*) Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht des Hartmann von Aue, metrisch übersetzt von Karl Simrock. Nebst der Sage von „Amicus und Amelius" und verwandten Gedichten des Uebersetzers. Berlin 1830. 8. S. 26 ff.

Ich will dem Herrn Dank sagen,
Dass er in jungen Tagen
Mir den Verstand gegeben,
Dass ich dies eitle Leben
Achte so gering und klein.
Ich will mich unbefleckt und rein
Antworten in des Herrn Gewalt:
Ich muss befürchten, würd' ich alt,
Dass mich der Welt Süsse
Zöge unter die Füsse,
Wie sie schon so manchen zog,
Den ihre Süssigkeit betrog;
Dann wär' mir Gottes Reich versagt.
Ewig sei's dem Herrn geklagt,
Dass ich bis morgen leben muss;
Mir ist die Welt zum Ueberdruss;
All' ihre Wonne ist Herzeleid;
Das glaubt mir ohne Widerstreit;
Ihr süsser Lohn ist bittre Noth,
Ihr langes Leben ein jäher Tod.
Wir hatten nichts Gewisses je
Als heute Wohl und morgen Weh
Und zu allerletzt den Tod:
Das ist eine arge Noth.
Es schirmt weder Geburt noch Gut,
Schönheit, Stärke noch hoher Mut;
Es frommet Adel und reine Zucht,
So wenig vor des Lebens Flucht,
Als Untugend und Niedrigkeit.
Das Leben und die Jugendzeit
Sind ein Nebel und ein Staub,
Unsere Stärke bebt wie ein Laub.
Das wär' ein missgeschaffner Gauch,
Der in sich fasste diesen Rauch;
Ob es Weib sei oder Mann,
Der dies nicht wohl bedenken kann
Und den Trug der Welt vergisst.
Denn uns ward über den faulen Mist
Der Teppich hingespreitet:
Wen nun der Glanz verleitet,
Der ist zur Hölle geboren
Und hat nicht mehr verloren
Als die Seele und den Leib.
Das bedenket, selig Weib,
Im mütterlichen Herzen
Und sänftiget die Schmerzen,
Die ihr jetzo tragt um mich:
So bedenket auch der Vater sich.
Ich weiss, er sieht mein Glück nur an,
Doch ist er ein so biedrer Mann,
Dass er wohl erkennt, wie ihr
Doch nicht lange mehr an mir
Eure Freude haben sollt:

Denn bleib' ich leben, wie ihr wollt,
Und weile unvermält und frei
Bei euch zwei Jahre oder drei —
Ist dann mein Herr inzwischen todt,
So kommt ihr in so grosse Noth
Durch Dürftigkeit und Armut,
Dass ihr mir kein Heiratsgut
Mehr vermögt zu geben,
Und so elend muss ich leben,
Dass ihr mich lieber sähet todt.
Nun schweigen wir von solcher Noth,
Dass sie uns nicht gefährde,
Und auf dieser Erde
Unser Herr so lang noch lebt,
Bis ihr mich einem Manne gebt,
Der reich zumal und ehrenwerth:
So ist geschehn, was ihr begehrt
Und wähnet, mir sei wohl geschehn.
Doch schlimmer kunnt' es kaum ergehn,
Denn lieb' ich ihn, das ist eine Noth,
Und hass' ich ihn, das ist gar der Tod;
So hab' ich immer nichts als Leid
Und bin von Glück und Seligkeit
Mein Lebenlang geschieden.
Es stören meinen Frieden
Die Qualen all' und all' die Noth,
Womit den Weibern ist gedroht.
Drum lasst das höchste Glück mich sehn,
Das da nimmer mag zergehn:
Mich heischt ein freier Mann zum Weib,
Dem ich wohl gönne meinen Leib,
Fürwahr, dem sollt ihr mich geben,
So mag ich glücklich leben.
Ihm geht sein Pflug stets wie er soll,
Sein Hof ist alles Hausraths voll;
Da stirbt weder Ross noch Rind,
Da beschweret nie ein weinend Kind,
Da ist es nicht zu heiss noch zu kalt,
Da macht der Jahre Last nicht alt,
Der Alte wird zur Jugend entrückt,
Weder Frost noch Hunger drückt;
Man weiss von keiner Mühseligkeit,
Von lauter Wonne und nie von Leid.
Zu dem will ich mich ziehen.
Und solchen Hausstand fliehen,
Der Feuersnoth und Hagel schlägt
Und die Flut von dannen trägt,
Womit man ringt und immer rang:
Denn was man zwölf Monate lang
Schaffen und erringen mag,
Das vernichtet oft ein halber Tag.
Den Haushalt will ich hassen
Und meinen Fluch ihm lassen.

Ihr liebt mich Beide, das ist Pflicht:
Habt Acht, dass eure Liebe nicht
Mich an dem Heile kränke.
Wenn ihr wie ich denke
Ganz empfinden könnet,
Und mir nicht missgönnet
Des Glückes und der Ehren,
So erlaubt mir, mich zu kehren
Zu unserm Herren Jesus Christ,
Des Gnade so beständig ist,
Dass sie nimmermehr zerrinnt,
Der auch zu mir armen Kind
Hegt so liebevollen Sinn,
Wie zu einer Königin.
Ich will nie durch meine Schuld
Verwirken eure Gnad' und Huld,
So mir Gott die Kraft verleiht;
Denn sein Gebot ist's ohne Streit,
Dass ich euch sei unterthan,
Durch die ich Alles hab' empfahn:
Das leist' ich gern und williglich;
Doch auch der Pflichten gegen mich
Darf ich mich nicht entbrechen:
Ich hörte immer sprechen:
Wer den andern so erfreut,
Dass es ihn noch selbst gereut
Und wer den Andern krönet
Und sich selber höhnet,
Der geht in seiner Treue zu weit.
Ich bin gern dazu bereit,
Dass ich euch Treue leiste
Und doch mir selbst die meiste.
Missgönnet ihr mir das Himmelsbrot,
So lass ich euch lieber um meinen Tod
Eine Weile klagen,
Als mir zu versagen,
Was ich mir selber schuldig bin;
Denn es ringt mein Herz dahin,
Wo nichts der Freude setzt ein Ziel.
Ihr habt der Kinder ja noch viel;
Die lasst eure Freude sein
Und entübriget euch mein;
Denn mir wehrt es Niemand mehr:
Von aller irdischen Beschwer
Lös' ich meinen Herrn und mich.
Liebe Mutter, ich hörte dich
Doch so eben klagen,
Du werdest es nicht ertragen
Ueber meinem Grab zu stehn:
Das soll dir nicht zu Leid geschehn,
Du stehst auf meinem Grabe nicht:
Wo mir der Tod die Fessel bricht,
Das lässt dich Niemand sehen;

Es soll zu Salern geschehen:
Da wird uns Viere der Tod befrein
Von der Höll' und ihrer Pein:
Durch diesen Tod genesen wir
Und ich viel herrlicher noch als ihr."

Da die Aeltern sahen, dass es ihr vester Wille war, und sie ihre weisen Worte hörten, vermochten sie vor Schmerz erst nicht zu reden, gaben nachher aber, nothgedrungen, ihre Einwilligung. Da ward das Mägdlein fröhlich, und kündigte dem Ritter am andern Morgen an, dass sie durch ihren Tod, ihm seine Gesundheit wieder verschaffen wolle. Heinrich meinte, sie rede nach Kinderart, aber als die Aeltern ihm den vesten Vorsatz ihres Kindes bestätigten, da erhub sich grosser Jammer unter allen, und das Mägdlein weinte vor Furcht, dass der Ritter an ihrem Willen verzagen möchte. Endlich willigte Heinrich ein, dankte allen für ihre Treue, rüstete sich zur Reise nach Salerno. Das Mägdlein war sehr fröhlich, und es betrübte sie jetzt nur noch die Weite der Reise. Als sie dort angelangt waren, ging Heinrich zu seinem Meister, und sagte, dass er eine Jungfrau brächte, welche den Tod für ihn zu leiden bereit sei. Das nahm den Meister Wunder, und er stellte dem Kinde vor, dass es ein schweres Ding sei, und wenn irgend Zwang oder Reue sich dabei fände, der Opfertod zu nichts nütze. Auch stellte er ihr vor, wie er sie ganz nackend ausziehen, sie binden, und ihr das Herz aus dem Leibe schneiden müsse. Die Jungfrau sagte ihm aber, dass sie vest entschlossen sei, und den kurzen Schmerz um der ewigen Seligkeit willen wohl leiden wollte.

Da sprach der Arzt zum Ritter, es sei kein Zweifel, dass die Jungfrau vollkommen gut sei, und er brachte den Ritter in eine Kammer, und ging mit dem Mägdlein in eine danebenliegende, hiess sie sich entkleiden, was sie gern und hastig that, so dass sie bald nackt vor ihm stand, ohne sich zu schämen. Da sie der Meister so ansah, gestand er sich in seinem Herzen, dasseine schö-

nere Creatur nicht auf der Welt sei, und es jammerte ihn ihr Tod sehr. Er hiess sie auf einem hohen Tisch steigen, band sie darauf vest, und nahm ein breites Messer. Als er dieses aber untersuchte, fand er, dass es nicht scharf genug war, und da er ihr den Tod so leicht, als möglich machen wollte, nahm er einen Wetzstein und schärfte das Messer.

Das hörte Heinrich in der Kammer daneben, und es trieb ihn, durch eine Ritze in der Wand zu schauen, und sah das Mägdlein, wie sie gebunden da lag, und wie schön sie war. Da kam ein anderer Sinn über ihn, und er verlangte Einlass vom Meister; der wollte aber nicht, und hiess ihn warten, bis sein Geschäft gethan sei. Heinrich liess aber nicht nach, und erklärte, dass er den Tod des Mägdleins nicht wolle; sie solle leben bleiben, und der Arzt doch den bedungenen Lohn erhalten. Da ward die Jungfrau zornig und jammerte, schalt auf den Ritter wegen seiner Zaghaftigkeit, und wie sie nun erst recht todt sei, da ihr die Ehre, welche sie zu erlangen gedacht, hinweggenommen. Heinrich nahm alle diese Vorwürfe ruhig hin, bezahlte den Arzt, und kehrte mit dem Mägdlein heim, welche vor Jammer und Weinen dem Tode nahe war. Da geschah wegen der Treue des Kindes und der Güte des Ritters ein Wunder, dass er rein wurde, und auf der Heimkehr genas. Drei Tagereisen weit kamen ihm seine Freunde und Verwandten entgegen, und glaubten kaum, was sie sahen. Der Meier und seine Frau blieben auch nicht daheim, und waren voller Freude, dass sie ihr Kind wieder hatten.

Da empfingen sie die Schwaben
Mit löblichen Gaben,
Das war ihr gewilliglicher Gruss.
Gott weiss wohl, den Schwaben muss
Jeglicher Biedermann zu gestehen,
Der sie daheim hat gesehen,
Dass bessrer Wille niemals ward
Gezeigt, als ihm bei seiner Heimfahrt,
Wie seine Landsleut' ihn empfingen.

Heinrich beschenkte den Meier und die Meierin und ihre Tochter, und gab ihnen eigenes Land. Und als man in ihn drang, sich zu vermälen, und viele Vorschläge machte, so sagte er: „Welche Jungfrau könnte ich wohl andres nehmen, als die das Leben für mich lassen wollte?“ Da stimmten Alle bei, und es waren Pfaffen da, und man gab sie ihm zum Weibe. Sie lebten lange glücklich, und erlangten dann das himmlische Reich.

So müsse uns allen
1520. Zuletzt auch fallen
Der Lohn, den sie da nahmen,
Das helfe uns Gott! Amen.

2. Gregorius vom Stein.

Durch die Simrock'sche Bearbeitung, als Volksbuch, ist der Inhalt allgemein bekannt geworden; derselbe wird hier also nur in grösster Kürze angegeben.

Im Herzogthum Aquitanien herrschte einst ein mächtiger Herzog. Seine Gemalin hatte ihm Zwillingskinder geboren, einen Sohn und eine Tochter, war aber selber bei der Geburt gestorben. Als die Kinder etwa zehn Jahr alt waren, erkrankte der Vater tödtlich, empfahl die Kinder seinen Vasallen und dem Sohne, dass er stets für die Ehre der Schwester sorgen sollte. Der Herzog starb und der junge Herzog behandelte seine Schwester stets mit grösster Liebe und wollte sich nie von ihr trennen. Bei diesem steten Umgange aber entbrannte er für die Schönheit seiner Schwester, und seine unreinen Begierden trieben ihn so weit, dass er ihr Zwang anthat. Traurigkeit befiel die Schwester, Reue den Bruder, beide nahmen zu, als sich fand, dass die Jungfrau schwanger war. Diese war der Verzweiflung nahe und der Herzog hatte grosse Noth, sie zu trösten. Er offenbarte einem alten Edelmanne die Sache, der sich der Herzogin an-

nahm und sie bis nach geschehener Entbindung in seinem Hause behielt. Das Kind wurde mit kostbaren Kleidern und Gold und einem Täfelchen, worauf die Mutter etwas über seine Herkunft geschrieben, in einer Tonne dem Meere anvertraut. Die Herzogin suchte durch Almosen ihre Sünde zu büssen und ihr Bruder zog in das gelobte Land, woher er nicht zurückkehrte.

Der jungen Herzogin wurden verschiedene Heiratsanträge gemacht, aber sie wies alle zurück und lebte viele Jahre in gottseligem Wandel. Der Herzog von Burgund, welchen sie mit seinen Bewerbungen auch zurück wies, ward darüber zornig, rüstete ein grosses Heer und fiel verwüstend in ihr Land ein, belagerte endlich sogar die Hauptstadt; da aber kam eine unerwartete Hilfe. —

Das ausgesetzte Knäblein trieb mit seiner Tonne am dritten Tage an den Strand, wo in der Nähe ein reiches Kloster lag. Zwei Fischer waren vom Abte beauftragt, Fische zu fangen, sie konnten aber nicht, weil das Meer zu unruhig war; der Abt kam herzu und verlangte, dass sie die Netze noch einmal auswerfen sollten. Als sie dies thaten, zogen sie die Tonne heran, öffneten sie, fanden das Knäblein und die Tafel und der Abt übertrug dem einen Schiffer die Auferziehung des Kindes, indem er ihm dazu Geld gab, auch das Stillschweigen des andern durch Geld und Eidschwur verlangte. Am andern Morgen taufte der Abt das Kind und nannte es Gregorius. Als der Knabe sieben Jahre alt war, nahm ihn der Abt in die Klosterschule, wo er in kurzer Zeit alle seine Mitschüler übertraf. Auch die Pflegeältern hatten ihn lieb, und die Fischerin verschwieg das Geheimniss bis in das funfzehnte Jahr. Da geschah es, dass Gregorius beim Ballspiel den Sohn seiner Pflegeältern unversehens mit dem Schlägel traf und jener nach Hause lief und klagte, dass ihn der Bruder geschlagen. Die Frau des Fischers erzürnte sich darüber so sehr, dass unter Scheltworten und Verwünschungen sie von der Art

und Weise sprach, wie das Kind gefunden worden. Gregorius, welcher dem vermeintlichen Bruder nachgelaufen war, um sich bei ihm und bei der Mutter zu entschuldigen, hörte die bösen Worte, und begab sich betrübt zum Abte, damit er nähere Auskunft über die Wahrheit der Rede erlangen möchte.

Als er vom Abte die Bestätigung erhalten, dass er ein Findelkind sei, dankte er für die bewiesene Güte und begehrte fortzuziehen. Der Abt wollte ihn veranlassen, in das Kloster zu treten, da er in den Wissenschaften einen so guten Grund gelegt; allein Gegorius sagte, dass er mehr Neigung zu ritterlichem Leben spüre. Der Abt gab nach und bewirkte, dass er Ritter wurde, rieth ihm nun zu einer reichen Heirat, um ihm dann zur Schirmherrschaft über sein Kloster zu verhelfen; allein der Jüngling hatte keine Ohren dafür und wollte in die Welt ziehen. Da gab ihm der Abt das Gold, welches er in dem Fässchen gefunden und das nun, da es so lange mit Zinsen gewuchert hatte, zu einer ansehnlichen Summe angewachsen war. Zugleich gab er ihm das Täfelchen, welches von seinen Aeltern sprach, und wodurch deren Sünde ihm bekannt wurde. Das betrübte ihn sehr und er wollte zur Sühnung nach Palästina ziehen. Er begab sich in einen Seehafen und bestieg ein Schiff, welches dahin segeln wollte; allein ein Sturm verschlug es an die Küste von Aquitanien, wo er sich, da die Ausbesserung des beschädigten Schiffes lange dauerte, nach der nahen Hauptstadt begab und dort erfuhr, wie die Herzogin, da sie die Ehe des Herzogs von Burgund verschmäht, von diesem hart bedrängt werde.

Gregorius bot der Herzogin seine Dienste um Lohn an, und es gelang ihm nach verschiedenen kleinen Siegen den Herzog von Burgund in einem Kampfe zu tödten. Dadurch ward das Land völlig befreiet und er ging nun zum Seneschall und begehrte seinen Lohn und ehrlichen Abschied. Der Seneschall beredete darauf die Herzogin, den wackern Ritter zum Gemal zu nehmen,

worein sie endlich willigte. So ward Gregorius Herr von Aquitanien und lebte glücklich bis auf den Kummer, den er über seine Herkunft hatte. Täglich verschloss er sich in sein Gemach und beweinte die Sünden seiner Aeltern. Eine Kammerfrau hatte es bemerkt, wie der Herr täglich mit verweinten Augen aus dem Zimmer kam. und sie sagte es der Herzogin, welche darüber erschrak und sie bat, ihr behülflich zu sein, hinter die Ursache des Kummers kommen zu können. Jene hatte den Ort gemerkt, wo der Herzog das Täfelchen verborgen, und holte es hervor. Die Herzogin erkannte es mit Entsetzen als dasjenige, welches sie ihrem Kinde mit in das Fässchen gethan. Sie war die Gattin ihres eigenen Sohnes. Um aber völlige Gewissheit zu haben, liess sie ihren Gemal durch Boten aufsuchen und befragte ihn insgeheim um seine Herkunft und Aeltern. Die Wahrheit des unseligen Verhängnisses schmetterte beide zu Boden. Die Mutter wollte das Land verlassen und als Pilgerin umherziehen, aber Gregorius widerrieth das und erklärte, dass er gehen und die Sünde abbüssen wollte. Darauf legte er die reichen Kleider ab, zerbrach die ritterlichen Waffen und schlich um Mitternacht aus dem Schlosse.

Dem reichen Dürftigen war alle Gnade verschwunden, nur dass er seine Mühseligkeiten willig litt. Er begehrte nur, dass ihn der gute Gott in eine Wüste schikken möchte, wo er bis an seinen Tod büssen könnte. Er scheuete die Leute, die Strasse und das offene Gefilde, nur durch Wildnisse ging sein Weg; barfuss durchwatete er die Wasser, strich er durch Wald und Bruch und blieb ohne Speise bis an den dritten Tag. Einem Steg, welcher nahe an einem See zu Thal führte, folgte der unglückliche Mann, bis er ein Häuschen sah, da kehrte er ein und bat um Aufnahme.

Ein vischaere het gehuset da:
2580. den duhte daz niender anderswa
daz vischen waeger waere.
den bat der riusaere
der herberge durch got.

von dem dult er merren ſpot,
danne er gewon waere.
als nu der vischaere
ſinen ſchoenen lip geſach,
er wegte daz houpt unde ſprach:
„ja du ſtarker trügenaere,
ob ez nu ſo waere,
daz ich der torheit wielte
daz ich dich fraz behielte:
ſo naeme dich groz gebure,
der rede vil unture,
ſo ich hint entſlife und min wip,
daz du uns naemest den lip
beiden umbe unſer guot.
owe wie übel diu werlt tuot
daz ſi under in
dultent ſollen ungewin,
ſo manegen unnützen man,
des got nie ere gewan.
unde weſten die liute
ez waere ein breit geriute
zuo dinen armen wol bewant;
ez zaeme baz in diner hant
ein howe unde ein gart
danne din umbevart.
ez ist ein wol gewantez brot
(daz dir der tiuvel tuo den tot!)
daz du fraz verſwendeſt.
wie du dine ſterke ſchendeſt!
zume daz hus vil drate!“
nu was ez harte ſpate.
do enphie der ſündaere
dize schelten ane ſwaere
und mit lachendem muote.
ſus antworte im der guote:
„herre ir habt mir wâr geſeit:
ſwer guote warheit
im ſelben ſchafet, daz ist ein ſin.“
guoter naht wunſcht er in,
unde ſchiet lachende dan.
der wiſeloſe man
horte gerne den ſpot,
uude lobte ſin got,
der ſelben unwerdekeit,
ſwelch verſmaecheit unde leit
da ſinem libe waere geſchehen
die het er gerne geſehen.
het im der ungeborne
groze ſlege von zorne
über ſinen rücke geſlagen,
daz het er vil gerne vertragen,
ob ſiner ſünden ſwaere
iht deſte ringer waere.

Die Frau des hartherzigen Fischers erbarmte sich über ihn, denn sie dachte, dass er wohl kein Betrüger sein möchte, und ob des Scheltens ihres Mannes bei seiner bescheidenen Bitte wurden ihr die Augen nass. Sie sprach: „Es ist ungelogen, dass er ein guter Mann ist; fürwahr! ich sehe es ihm wohl an. Gott lasse es dich nicht entgelten, du hast ein Schelten vollführt, das deinem Heile schaden muss. Du weisst wohl, dass dein Haus den Leuten so fern steht, dass, wenn der Herr dich zu deinem Heile ermahnte und dir seinen Boten sandte, du den besser empfangen solltest und dich auch besser bedenken. Es ist, seit wir hier wohnen, kein Dürftiger zu uns gekommen, als dieser arme Mann, der auch nicht viel davon gewann. Der Mensch, welcher alle Tage auf seinen Erwerb ausgehen muss, wie du mit Zweifel gethan hast, der sollte Gott vor Augen haben. Das thu aber noch: das rath ich dir; so helfe dir Gott! und gönne mir, dass ich ihn rufen darf; seine Fahrt ist beschwerlich, geht er nicht schnell, so muss er im Walde übernachten. Fressen ihn die Wölfe nicht, was aber sehr leicht geschieht, so muss er ohne zu essen liegen und ist ohne alle Hilfe. Erlaube, dass ich ihn noch behalte.“ So besänftigte sie mit Güte des Fischers Gemüt, dass er ihr gönnte alsbald, dem Verlassenen nach zu laufen und ihn zurück zu rufen.

Als sie ihn wieder zurück brachte, wurde dem Fischer das Abendessen bereitet und für die erlittene unwürdige Behandlung wollte die Frau den edlen Dürftigen entschädigen und setzte ihm ihre besten Speisen vor; allein er weigerte sich, davon zu geniessen, wie sehr sie ihn auch nöthigte. Nur trockenes Brot und einen Trunk Wassers nahm er zu sich. Er sprach zu dem Weibe, dass sein sündiger Leib kaum der Speise werth wäre. Als der Fischer ihn so geringe Speise essen sah, schalt er ihn wieder und sprach:

„O weh, dass ich dies ansehen soll!
Ja ich erkenne die Betrüger wohl
2705. Und aller Betrüger Weise.

Du hast so geringer Speise
Dich bisher nicht begangen:
Es scheinet an deinen Wangen
Weder Frost noch Hungersnoth:
Die sind so weiss und roth:
Es sah nie, weder Mann noch Weib
Jemals stattlicheren Leib:
Den hast du nicht gewonnen
Von Brote und von Bronnen.
Du bist gemästet ziemlich wohl;
Deine Schenkel sind gerad', deine Füsse hohl,
Deine Zehen eben und auch lang,
Deine Nägel klar und blank:
Deine Füsse sollten unten
Breit sein und zerschrunden
Als einem wallenden Mann.
Nicht merk' ich deinen Schenkeln an
Weder einen Fall noch Stoss:
Sie sind nicht lange gewesen bloss;
Wie sie auch wohl bewahret sind,
Dass weder Frost noch Wind
Jemals sie angerühret.
Schlicht und nicht verwirret
Ist dein Haar, dein Aussehn lehrt,
Dass gute Speise du nicht entbehrt.
Der Arm als wie die Hand
Wird tadellos erkannt;
Sie sind so eben und so weiss
Dass du hast grössern Fleiss
Auf sie bei dir daheim
Als hier soll glaublich sein.
Ich bin des ohne Sorgen,
Du beginnest morgen
Diese Noth vergessen.
Du kannst wohl besser essen,
Da du es feil findest,
Da du wohl überwindest
Weifs Gott alle deine Noth;
Denn dieses Haferbrot
Und dieser Brunnen ist
Dem Munde ungewohnt."

Der Gute hörte auch diese Rede geduldig an von dem geringen Manne und antwortete ihm nicht, biss dass er fragte, was er für ein Mann wäre. Herr, sprach er, ich bin ein Mann, der wegen seiner sündlichen Schuld, um Gottes Huld wieder zu erlangen, einen Ort in der Wüste sucht, wo er bis an seinen Tod büssen kann. Es ist heute der dritte Tag, dass ich mich der Welt entzogen habe und in die Wildniss ging; ich erwartete hier weder Anbau noch Leute. Da mich heute mein Weg zu

euch getragen hat, so suche ich Gnade und Rath: wisset ihr etwa in der Nähe einen angemessenen Ort, einen wilden Stein oder eine Höhle, so weiset mich dahin und ihr thuet wohl. Der Fischer antwortete ihm: „Da du das begehrst, Freund, so sei froh: fürwahr, ich bringe dich wohl hin. Ich weiss hier bei uns einen Stein, ein wenig über diesen See, da mag dir wohl werden weh; wenn wir das erringen, dass wir dich dahin bringen, da magst du mit schweren Tagen dich deiner Sünden wohl beklagen; er ist dir wild genug. Sollte es dir da leid werden, dass du den Aufenthalt bereuetest, so weiss ich einen guten Rath: ich habe eine Eisenhalte seit langen Zeiten, die will ich dir dazu steuern, dass du zeitlebens dort bleibst. Die schliess an deinem Beine an, dann musst du da bleiben auf dem Steine, auch wenn es dir leid würde. Der Stein ist auch so beschaffen, dass man mit ledigen Füssen nicht gut davon kann. Ist es nun dein Ernst, so nimm die Eisenhalte und geh schlafen. Morgen früh setze dich zu mir in mein Schiff, wenn ich vor Tage fischen fahre, da will ich dir zu Gefallen dich auf den Stein bringen und du bevestigst dich mit der Eisenhalte.“ Nun war der rohe Mann so ungefällig, dass er dem Armen kein Obdach in seinem Hause gönnte, wie auch sein Weib bat; er trieb jenen nach Hundesweise hinaus auf den Hof; in einem zerfallenen Stall schuf man dem Fürsten solches Gemach, welches seinem Aschmann zu unbehaglich gewesen wäre. Da war wenig Bequemlichkeit; er fand weder Stroh noch Betten; das gute Weib brachte ihm ein wenig Schilf. Da legte er ruhig seine Eisenhalte hin und sein Täfelchen, damit er sie früh fände. Er betete, bis ihn die Müdigkeit überfiel. Als er anfing zu schlafen, war es nahe bei Tage. Da fuhr der Fischer auf den Fang nach seiner Gewohnheit und rief nun den Gast, der schlief aber so vest, dass er es nicht hörte. Da rief er nochmals und sprach: „Ich wusste vorher, dass diesem Betrüger die Rede nicht Ernst war; ich rufe ihn nicht weiter.“ Damit ging er zum

See. Da das gute Weib das sah, ging sie hin und sprach: Willst du fahren, guter Mann, so säume dich nicht, mein Wirt will jetzt auf den See. Da säumte er nicht, sondern beeilte sich, nahm die Eisenhalte und vergass in der Hast das Täfelchen, welches er zu allen Zeiten an seiner Seite hatte. Er ging dem Manne nach, der ihn auf den wilden Stein führte, ihm das Bein anschloss und dann sprach: „Hier musst du alt werden; wenn dich der Teufel nicht mit List hinweg führt, so kommst du nimmermehr aus den Fluten.“ Er warf den Schlüssel in den See und sprach: „Das weis ich ohne Wahn, wenn ich den Schlüssel wieder aus dieser Tiefe finde, so bist du ohne Sünde und bist ein heiliger Mann.“ Er liess ihn da und schied von dannen (2901).

Mit einem härenen Hemde bekleidet brachte Gregorius siebenzehn Jahre in strenger Busse auf den Stein zu und hatte keinen andern Trank und keine Speise als wenige Wassertropfen.

Danach geschah es, dass der Papst zu Rom starb und man konnte in der Wahl des neuen nicht einig werden. Endlich beschloss man, die Sache Gott anheim zu stellen. Und Gott offenbarte zweien weisen Männern, dass sie den Mann Gregorius suchen sollten, der siebenzehn Jahre auf einem wilden Stein in der See zugebracht. Man wollte dieser Weisung folgen und sandte Boten aus, welche lange umherzogen und dem heiligen Manne nachforschten. Endlich kamen sie auch in das Haus jenes Fischers und befragten auch ihn, ob er nichts von dem Gottesmann Gregorius wisse? Er verneinte es; als er aber einen schönen Fisch, den er desselben Tages gefangen, zerschnitt, um die Gäste damit zu bewirten, fand er den Schlüssel zur Eisenhalte in dem Magen, ward seines Frevels inne, und zerraufte sein Haar. Den Gästen erzählte er nun die Begebenheit mit dem armen Mann, und das Wunder mit dem Schlüssel. Der Fischer flehete um Vergebung seiner Sünden, und führte die Boten am andern Morgen nach dem Felsen, obwohl in Furcht,

der Mann möchte längst gestorben sein. Als sie aber heran kamen, sahen sie Gregorius auf dem Steine sitzen, begrüssten ihn und sagten, dass Gott ihn zum obersten Bischof berufen. Er wollte nichts davon hören, und meinte es sei Spott; als aber der Fischer mit dem Schlüssel herantrat, und ihn unter reuigen Thränen losschloss, erkannte er die Wahrheit des göttlichen Zeichens. Ein zweites Wunder geschah, dass sich das Täfelchen wieder fand, unversehrt unter dem Schutte des Stalles, den der Fischer niedergebrannt hatte. Nun zog man freudig nach Rom, wo das Volk die Ankommenden mit Glückwünschen, die Geistlichkeit sie in feierlicher Prozession empfing.

Nun sass Gregorius auf dem Stul Petri mit grosser Frömmigkeit, und der Ruf von seiner Gottseligkeit und Heiligkeit verbreitete sich durch alle Länder. Die Herzogin von Aquitanien, welche sich der Regierung ihres Landes fast ganz begeben, hörte auch von der grossen Heiligkeit des neuen Papstes und beschloss, ihm zu beichten und Trost und Sündenvergebung von ihm zu erlangen. Demütig, als bussfertige Sünderin, kam sie mit einer einzigen Magd nach Rom.

Als sie vor den Papst kam, erkannte sie ihn nicht, auch er erkannte die Herzogin nicht, denn beide waren durch die harten Bussübungen so vieler Jahre sehr verändert in ihren Gesichtszügen. Als sie aber beichtete, wie sie mit ihrem Bruder gesündigt und dann ihren eigenen Sohn geheiratet habe, da erkannte der Papst, dass die Frau seine Mutter und sein Weib war. Er befragte sie nun über ihren Sohn und da sie nichts von ihm wusste, tröstete er sie mit der Nachricht, dass er lebe und gab sich dann zu erkennen. Er legte ihr eine geringe Busse auf und ertheilte ihr die bischöfliche Absolution. Grosse Freude entstand bei der Nachricht, dass die Mutter des Papstes angekommen war. Die Mutter blieb in Rom, ward Aebtissin eines Frauenklosters und entschlief selig unter dem Zuspruch des Sohnes.

Auch Gregorius überlebte seine Mutter nicht lange.

XXIX.

Der König im Bade.

Dieses Gedicht steht Nr. CXIV. im Coloczaer Codex unter der Ueberschrift: Von einem König, der hiess: *deposuit potentes de sede.* Ich gebe dieses artige Gedicht in der Orginalform, wie es in jenem Codex steht.

Wer an ihm ſelbe nicht bewart
vnzucht vnd vnrechte hochvart
Den letzet got dort oder hie.
Nv horet wie ez hie bevor ergie
Einem kunige here
an dem lac michel ere
Der was ouch ſo gewaltic
daz er vil manicfaltic
Wirde fvrte an ſiner haut
Deutſche zunge vnd welſche laut
Dienten im vorchticlichen
in allen romiſchen richen
Im was die werlt undertan
Des wolde er den gelovben han
Daz nieman mochte ob im ſin
Do wart im offentlichen ſchin
Daz unſer Herre Jeſu Chriſt
ein voget ob allen fvrſten iſt
Daran gelovbet er vil kleine
in dovchte daz er eine
Scholte ob allen fvrſten weſen.
Er hort eines abends veſper leſen
ſo ſtet geſchriben an einer ſtat
in dem magnificat
Depoſuit potentes et exaltavit humiles
Do wolte der kunig wizzen es
Dicz wart ihm harte ſwere
Doch fragt er wie dem were
Die wolgelerten Levte
Die brachten ihm ze devte
Was got mit ſeiner erde tvt
er hohet alle demvt
Und niedert hochvertigkeit
Die rede waz dem kunige leit
Er ſprach es mochte niht geſchen
wu der kunig ie wurde geſehen
Der ſie mochte gewaltic weſen
er hiez den vers nimmer leſen
In ſolte nieman ſehen noch horen
man mvſte die ſchrift zerſtoren
Von ſinem gewalte durch die not
in allen landen er gebot
Daz man den vers wider abſchribe
aus welchen buchen er belibe
Die wollt er gar verbrennen
ez muſten boten rennen
Ze allen ſinen pfaffen
mit den hiez er ſchaffen
ſwer den vers deposuit
leſe der muſſe ſin beste lid
Vil balde ze hofe ſenden
damit wolte er in pfenden
Alſo waren diese Wort
ein wile von im zeſtort
Daz nieman ſo dvrſtlich was
der imen offentlichen las

Gder an degeimer Veſper las
Nu ſtund ez darnach vil unlanch
Daz in Jeſus Criſtus lie
Innen werden, daz er hie
Gewaltic was und immer iſt
nv horet vil einen ſpehen list
Got dem kunige erczeigete
ſin ſelde balde weigete
Er gie eines in daz bat
da kome ein Engel an ſin ſtat
In aller der gebere
als es der kunic were
Wan nieman anders in recht erkos
der kunic ſin ere da verlos
Und allen ſinen richthum
und wolde doch haben ſinen rvm
In kuniges wiſe fvr ſich dar
Do nam man ſie vil kleinen war
Und wart dem engel zu geſehen
ſwaz der wolde daz was geschehen
Dez kuniges wart vergezzen
Jedoch wart er gefezzen
Zu dem engel vf die Bank
der bader daher fvr dranc.
Vnde hiez in dannen ſitzen
do ſprach der kunic mit witzen
Gegen den ſweiz badern
ob er trunken were
Ich bin der kunic der herre din
ir mvget gar ein tore ſin
Sprach der Bader yſa
min herre der kunik ſitzet da
Ich wene ir ſit vol von wine
wes kunic nochtet ir geſine
Wo iſt iwer riche
der kunic ſprach zornichliche
Gehet vmbe diſen boſewicht
daz der einen fvr mich ſiht
Der alreſt herin ginch
einen kvbel er gevienc
Und wart den Bader ſwinde
do kom daz bader geſinde
Vnde rvften in alſo harte
dem kunige uz ſeiner ſwarte
ſeines hares viel manic hant vol
wan daz der engel tet ſowol
Daz er dem volke werte
vnd do den kunic nerte
Er mochte anders ob in immer clagen
im wart ſin nacke vil wal zeſlagen
Der engel uz dem Bade gie
den kunic er alſo ſitzen lie
In eines toren wiſe
dem engel wol ze priſe
Des kuniges wat wart angeleit
vil ſchone er zu der Burge reit
Do wart der eine kunic bloz
der bader un ſin hvs genoz
Stiezzen in vzerhalp der tvr
da ſtvn er nacket dar fvr
Vnde weſte nicht wes er ſcholde leben
do ſprach er wie mir iſt geſchehen
Ich was ein kunic hevte frev
da geſchah vil ſpottes zu
von armen und von richen
ſie ſprechen ſpotticlichen
Wo ſin geſinde were
die ſine ſovmere
Die wollten ein teil ze lange ſin
ſie ſint ertrunken in dem rin
Vnde ſint levte vberal
er horte ſpot unde ſchall
Ez wer im liep oder leit
der kunic ſtunt mit arbeit
Vor ſiner eigentlicher diet
ſin trvric herze im geriet
Detz er begonde bedenken
an einen frvmen ſchenken
Der was davor ſin beſter rat
er lief nacket ane wat
Mit groſsen ſchame den levten vor
vnz hin an des ſchenken tor
Der ſchenke was geſezzen
ein wile nach dem ezzen
Wan ez was nach der imbiz zit
der kunic dem torwarten ſchrit
Vnde hiez ſich in lazen
daz ich von den verwazen
Kvm die mir lovſent nach
dem torwartel was nicht gach

Da ſprach ze letste der porter
wer an der pforten wer
Er ſprach ich bins der Kunic hie
der portener ſprach ſo ge-
ſach ich nie
Kunic ſo leſterlichen ſtan
Irn werdet talanc herin gelan
Do ruft er aber ſere
der ſchenke ſprach dvrch
ſin ere
Sag an wer iſt an dem tor
herre do ſtet einer vor
Der gihet daz er ein kunic ſi
vnd iſt aller wete vri
Vnde iſt gar ein bloſer man
neina lihe im etswaz an
Vnd laz in her in durch got
ſin habent die levte gro-
zen ſpot
Vz dem armen hie getriben
mich wvndert daz er iſt
belieben
In einer ſnoden wete
fvr den ſchenken ſtete
Der hiez in willekomen ſin
do ſprach der kunic vrvnt min
Ir ſolt mich wol erkennen baz
daz muz ich lazen ane haz
Wan ez iſt mir hivte alſo be-
tagt
Daz ich bin wunderlich ver-
jagt
Von eren vnd von gvte
mir was des wol ze mvte
Daz ich daz wolte han getan
do ſprach daz ſolde ich
han tan
Ez war dem fvrſten ungemach
der kunic dem ſchenken vil
vrach
Von heimlichen ſachen
bis daz er begonde lachen
Vnde ſprach dicz iſt die war-
heit
und hat vch daz der tevfel ge-
ſeit
Dicz rette min herre wider mich
der kunig ſprach der bin ich
ſwie mir iſt miſſelvngen
oder ſwaz mich hat ver-
drungen
Doch weiz ich wol mines her-
zen ſin
daz ichz der rechte kvnic bin
Der ſchenke ſprach ir ſit ein man
den nieman abgerichten kan
Er hiez den armen zezzen tragen
er dacht ich wil dem kvnige
ſagen
Dirre tore wante er ſi rich
daz wir im dunken gemelich
Der ſchenke der was ſin wert
daz man ſines rats gert
Wan er was ovch ze hove wol
wan er riet allez daz man ſol
Ze eren tvn dem riche
er gienc gezogenliche
Vor dem engel da ze ſtvnt
und tat im dieſe mere kvnt
Von ſinem ſpehen gaſte
er ſmielt je mitten vaſte
Do ſprach der engel wo iſt der
heizet mir in kumen her
Do hiez der ſchenke ſpringen
den kunic ze hove bringen
Den fvrte man balde vf den ſal
daz hove geſinde vberal
Schriten alle ze hant
wil kume herre her kunic
ane lant
Die kuniginne bi dem engel ſaz
ſie ſprach herre waz iſt daz
Do hup der ſchenke wider an
er ſprach Vrowe der iſt ein
man
Der ſpeheſte den ich je geſach
der engel ze inem ritter
ſprach
Heizet die levte ſtille dagen
daz uns der tore muge ge-
ſagen
Do gie der arme kunic fvr
der engel ſaz in richer kvr
Bi der ſchone kvnigin
vnde grvſse den widerwen-
den ſin
Der was im vint vnde gehaz
do er bi ſiner vrowen ſaz
Doch ſez er bi ir ane var
der engel ſprach gvt man
iſt war
Sit ir kvnic habt ir veriehen
er ſprach ich hab den tak
geſehen

Ich was ovch gewaldic hie
min vrowe die empfie mich je
recht als ein bider wip iren man
ir gvtlich grvze mich gar
vergan
Der was mir e unverfait
Sie was ze dienfte mir bereit
Biz hevte an diefen leiten tac
do ich nehift bi ir lak
Do fchiede wir uns vrvntliche
dem tut fi nv vil vngeliche
Die kvneginne wart fvnder rot
die fchame fich daz tet ir not
Sie en wefte niht ob fie in ie
gefach
do er ir ta ze wibe jach
Daz was ir vnentlichen leit
fie fprach in ir befcheidenkeit
Zu dem engel herre min
der man mac wol unfinnic fin
Dazer do redet, dez ift niht
Swiget ir rechter bofewicht
Sprach ein alter hoveritter
waz veiges manes feit ir
Man fol vch heizen fleifen
do begonden nach im greifen
Die torifchen Jvngelinge
ein grozer vngelinge
Wer im komen an
wan daz in der engel dan
Fvrte von in ane fchaden
mit im in ein fchones gaden
Do fprach der engel gotes bot
fag an gelovbtft du noch
daz got
Gewaltic ift vber alle gefchaft
fich wie gar fin fterke gotes
kraft
Dich hat verdrvngen ane wer
waz hilfet dich michel her
Wo volget dir nv jemant mit
noch ift war *deposuit*
Potentes de sede
Got tet dir des wol nie
Der hat dich gedrucket nider
wolt er dv wvrdeftkunic wider
Do fprach der kvnic herre nv
fagt mir
dvrch iwer Zvcht wer fit ir
Sit irs von dem ir habt gefait
fo ovgent iwer edelkeit
An mir armen torifchen man
vnd wifet mich doch etwas an
Do fprach der engel ich binz
nicht got
ich binz ein engel und fin bot
Des waren Jefv Chriftus
der hiez mich werben mit
dir fvs
Als dir hivte ift widervarn
vnd liez dich davon wer-
den arm
Von diner hochvertigkeit
do man dir die wahrheit fait
Got hohet vnde nidert fwen er
wil
des widerfprech dv gar ze vil
Vnd tove dir noch zv nihte
zwar wan die gvt gerichte
Dir werdin Schvlde unvergeben
vnde mvfteft immer alfus
leben
Do viel der kunic hin zetal
fvr den engel manigen val
Er fprach nv gebietet vber mich
was got wil daz wil ovch ich
Jn hiez der engel vfftan
er fprach du folt gelovben
han
Daz dir die prifter kvnden
weift dv fie halt in Svnden
Doch lerent fie dich mit der
Schrift
die waren criftentlichen Stift
Noch rate ich dir mere
wil tv behalten din ere
So merke rechte waz ich fage
fwer dir finen kvmber clage
Gegen dem folt dv erbarmic fin
Vnd volgeft dv der lere min
So wirftu wider kunic als e
vnd bift behalten immer me
Der kunic von vrevden zeher lie
er neigte fich biz vf die knie
Er fprach ich volge vch imir
gern
durch got welt ir mich gewern
Der engel bot im fin hant
vnd gab im alles fin gewant
Vnd ovch fin kvnicreiche wider
do leit der kvnic daz rockel
nider
Daz im der lihen hiez
do in fin torwertel in verliez

Der engel vor dem kvnige gesweim
vnd fvr gegen himmelriche heim
Zv ſinem amplicke,
der kvnic ſprach vil dicke
Gelobet ſi der ſuze Criſt
der alſo recht gewaltic iſt
Swaz mir der engel hat geſait
daz iſt die rechte wahrheit
Ich het hie vor kranken ſin
ich weiz nv rechte wer ich bin
Ich ſol witzeglicher baden
er gie mit vrevden fur daz gaden
Sam einer der nie leit gewan
do fragten in ſin dienſtman
Herre wo mag der tore ſin
da ſprach der kvnic nv get herin
Vnd ſchowet wie mir iſt geſchehen
er begonde im offentliche jehen
Vnde ſait in diſe mere
wie im gelungen were
Der kuniginne und den ſinen
von den grozen pinen
Die er von in allen leit
vnd wie er mit dem bader ſtreit
Er zeigte in wo daz rockel lac
vil manic ritter des erſchrak
Sie hetten alle wol geſworn
lip und got daz wer verlorn
Die kuniginne bat in hvlde
ſie ſprach ich bin in ſchvlde
Ir wart mir werlichen unerkant
er flez ir hende in ſine hant
Vnde ſprach nv ſwiget ſtille
wan ez was gotes wille
Ouch bekant ich mie ſelber niht
do wart der Vers *deposuit*
Gar lobelichen wider bracht,
den er da vor verſmacht
Den hiez er wider ſchriben an
vnd wart ein recht biderber man.

XXX.

Gott Amur.

Dieses Gedicht eines unbekannten Verfassers zählt 2496 Verse und ist bis jetzt zum ersten und einzigen Male abgedruckt in dem ersten Bande der Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. u. XIV. Jahrh., welche der Professor Christoph Heinrich Müller (Myller) zu Berlin veranstaltete, vom Jahre 1782—86, in drei Bden. gr. Quart. Vollständige Exemplare dieser Sammlung sind jetzt sehr selten, da ein grosser Theil der Auflage bei dem Brande der Petrikirche in Berlin verloren ging.

Wollt ihr Jungen nun still schweigen und sagen hören eine schöne Rede von der Minne, damit ihr Lob und Ehre gewinnen möget. Wenn ihr euere Ohren zu meiner Lehre neiget, so dichte ich nach meiner Lust und berichte dichtend, wie man nach Liebe werben soll. —

Ich will euch nicht länger aufhalten und euch sagen, wie mir hievor geschah, da ich meine Sinne ganz und gar von der Minne wenden wollte. Als das die Minne merkte, legte sie mir manchen Hinterhalt, um mich zu bezwingen, dass ich ihr unterthan würde und trieb das so lange, bis ich für ein Mädchen entzündet ward, die wohl aller Frauen Krone sein mag. Als ich alle ihre Reize und Tugenden sah, da wurde mir so weh im Herzen, dass ich Gnade erwerben musste oder ohne Gnade sterben. Ich dachte, du musst entweder um ihrer Minne willen Leib und Sinne verlieren oder solchen Preis erwerben, dass deines Herzens *dulz amys* dir nach Diensten lohnen muss. Hätte Paris sie gekannt, er hätte in ihre weisse Hand den goldenen Apfel gelegt, den, wie daran geschrieben stand, die Schönste haben sollte. Sie

vertrieb aus meinem Herzen alle andern Weiber, so dass sie allein darin gewaltig war, und es wuchs mir grosses Ungemach davon in meinem Herzen; ich ward frei von den Schmerzen, da ich sie wieder sah. Das bemerkte mein Geselle und fragte mich, was mir angekommen sei? Ich sprach: Das kommt von einem rothen Munde, der mein Herz minniglich verwundet hat. Da führte er mich mit sich heim und legte mich auf sein Bette und ich bedachte dort, was wohl die Minne sein könnte, die Kaiser König, Königin, Mönch, Nonne und Herzog, Bischof und Papst mit ihrem Bogen und Pfeile schiesset, Junge und Alte zumal, Pfaffen und auch Schüler; ich gedachte, nun führwahr, wenn ich die Minne hätte, ich wollte sie schlagen, dass sie todt liegen bliebe.

Darüber schlief ich ein und sah nun ein wonnigliches Feld mit Blumen und Bäumen, von allen Creaturen waren zum mindesten zwei. Mitten durch den Plan ging ein blutrother See, dessen Wogen waren so schrecklich, dass ich erbebte und meinte, es wäre das rothe Meer. Der Bord brannte in schwefelfarbnem Feuer; aber ich sah weder Mann noch Weib dort. Am See stand eine goldne Säule, worin künstlich Perlen und Steine eingelegt waren, oben darauf sass ein schönes Kindlein, das war recht wonnesam, sein Haar war gelb und gescheitelt, es trug eine goldene Krone, hatte an den Schultern zwei grosse Flügel, die waren rothgolden, damit flog es sehr schnell; in den Händen hatte es einen Speer, der bis auf den Boden ging, und eine Fackel, die ewiglich brannte, dem höllischen Feuer gleich. Das Kind war aber des Augenlichtes beraubt. Als ich dies sah, zagte ich; aber ich dachte, es kann dir nichts helfen, du musst hin und das Kind befragen.

Ich sprach: Gott grüss dich, Kindlein! Es antwortete: Du sollst Dank haben, obschon du wissen sollst, dass, wenn ich jemand hassen könnte, ich dich hassen müsste. Ich sprach: Um Gottes Willen sage mir, womit ich das verschulde? Es sagte: Du hast dich von mir

losgesagt, das ist mir leid. Ich sprach: Wer bist du denn, dass du sagst, ich hätte dir abgesagt und kenne dich doch nicht? Er sprach: Komm her und liess an meiner Krone die Schrift! Ich las an der Krone: *Cunctipotens amoris filius.* Das heisst: So viel ich mich versinne, dies ist das Kind einer Göttin, der alle Herzen sind bekannt und der alles Land dienet, die mit ihrer Gewalt Jung und Alt bezwinget und alle Creaturen, wohl und übel geschaffen; sie heisset Frau Minne.

Als ich das gelesen hatte, sprach ich: Du bist der Minne Kind. — Das ist unzweifellich, sagte es. — Aber, um Gott, wie heissest du? Es sprach: Cupido heisse ich. — Ich sprach: So sage mir, was Cupido bedeutet? — Es antwortete: Ein Gelüst der Minne. — Da sprach ich: Lieber Cupido, sage mir, wovon bist du so wunderlich gethan? Das Kind lächelte und sprach: Frage um jedes, was dich Wunder nimmt, besonders.

Ich sprach: Was soll dir das grosse Gefieder? — Das Kind sprach: Du hast doch gehört, dass kein Vogel so schnell ist als ich. Ich fliege schnell hin und wieder in die Herzen und zwinge sie, mir zu dienen.

Nun sage mir, wozu du den grossen Speer hast? — Das Kind sprach: Wer sich gegen mich setzet, dass ich ihn mit Güte nicht zwingen kann, dem steche ich, sei es Mann oder Weib, mit meiner Lanze eine Wunde in das Herz. Davon wird er siech und ungesund und trauert alle Stund nach seinem Lieb herzlich.

Ich sprach: Nun belehre mich auch, wozu du die grosse Fackel hast? Es sprach: Wer sich gegen mich und meine Mutter, Frau Venus, die Königin, setzet, dem zünde ich damit das Herz an, dass darin das Feuer brennet und er ewiglich minnet. Ich rathe dir, hüte dich davor, sonst musst du in der Minne See ertrinken und auch der Minne Kleid immer tragen; drum rath' ich dir, dass du mir willig dienst.

Ich danckte für die Warnung und sprach: Aber nun muss ich dich fragen, ob du blind geboren bist, oder ob

es dir jemand angethan hat. Es sprach: Ich bin blind geboren, und darum siehst du hübsche Männer sich in hässliche Weiber und schöne Weiber in übel ausschende Männer verlieben; denn die Liebe ist blind und alle Verliebte sind es auch.

Ich sprach: Du hast mir das nun gesagt, doch sage auch, warum du ohne Gewand bist, denn ich habe immer gedacht, wer nackend wäre, müsste sich schämen. Es sprach das Kind: Ich brauche mich nicht zu schämen, denn wenn hier ein Garten wäre mit allen Annehmlichkeiten, und Männer und Frauen zusammen, je zwei und zwei, jeder mit seiner Liebsten in ein schönes Gezelt mit Schachzabel und Saitenspiel und andrer Kurzweil, so würde die Kraft der Minne erwachen und dazu bin ich nackt.

Nun Kindlein, sage mir auch, warum die Säule golden ist? Es sprach: Das soll bezeichnen, dass alle Verliebte reich sind, und den Seckel voll Pfennige haben. Wie der Vogelsteller ein Luder, so muss der minnende Mann Gold und Silber in die Hand nehmen, wenn ihm die Frauen hold werden sollen.

Was aber bedeutet das brennende Feuer? Das Feuer, versetzte das Kind, bedeutet die Liebe, welche im Herzen des Verliebten entzündet ist, sie brennet so stark, dass er bald seine Sinne verlieren muss, wenn er nicht von seinem Lieb in Kurzem getröstet wird.

Wozu sitzest du aber so hoch, thust du das aus Hoffahrt? — Nein, sprach es, das ist meine Art, denn so ein Verliebter seines Leides entbunden wird, so ist er so freudenreich, dass er zu fliegen wähnet und nicht zu gehen. Das bezeichnet mein Sitz auf der goldenen Säule.

Ich sprach: Deine goldene Krone steht dir so schön, sag mir auch etwas davon, was sie bedeutet. Das Kind sprach: Wer mir und meiner Mutter, der minniglichen Königin, zu Dienst will gebunden sein ohne Spott, der

der soll mit manchem schönem Kränzlein (Schappellin) gekrönet sein.

Und nun sage mir noch: was bedeutet der blutige See? Da begann das Kind zu seufzen und sprach: O weh, dummer Mann, du hast doch oft vernommen, wie viel Zorn davon gekommen ist, wenn ein Mann des andern Weib freventlich sich selber zum Weibe genommen hat. Beide müssen ihre Liebe in diesem See verlieren, denn einer muss von des andern Hand sterben und das Blut fliesset in das Land und mehret diese Flut. Darum halt ich es für sehr gut, wenn du jeglichem Manne sein ehelich Weib lässest und nimmst eine Jungfrau, die wird dir von mir nicht versagt, oder auch eine Nonne, die will ich dir wohl gönnen.

So weit war ich mit meinen Fragen gekommen, als recht nach meines Herzens Wunsche Frau Minne auf einen von Tauben gezogenen Wagen heran kam. Sie schien mir etwa zwanzig Jahre alt zu sein, trug eine schöne Krone von Gold und Edelstein und mancher kleine Vogel sass darauf, und darüber schwebte ein goldner Adler, und es war alles so künstlich gemacht, dass die Vögel alle sangen, wenn der Wind wehte. Der Minne Haar war schön geflochten, ihre Augen glänzten wie der Schein der Sonne und zwei braune Brauen zogen sich, nicht zu hoch, über die Augen hin. Die Nase war gerade und nicht gebogen, die Wangen lilienweiss und zwei rothe Röslein darauf; was möchte schöner sein als diese beiden Farben gemischet! ihr Mündlein war rosenroth und küsslich, ihr Kinn weiss wie Mandelmilch, ihre Kehle klar wie Cristall, ihr Nacken weiss wie Marmor, ihre Brüste klein und fein und ihre Hände wie Hermelinfell; um den Gürtel war sie schmal und vollkommen überall. An ihrer Hand trug sie einen Ring von rothem Golde, darin war ein Stein, der hatte die Natur, dass, wer ihn des Morgens ansah, dem verschwand sein Ungemach. In ihren Mantel war künstlich des blühenden Aprillen Kleid mit der Nadel gestickt, wie Rosen, Lilien,

Violen gegen die Sonne erglänzen und die Bäume blühen. In ihrem seidenen Rocke war der lichte Mai gewebt, wie alles sich mit Freuden paart; auf der Fürspange an ihrer Brust war abgebildet, wie Flor und Blancheflor und Willehelm und seine Amye einander lieb hatten, auch mancher andere Minnedieb noch, den ich nicht nennen will. Ihr Gürtel war an allen Orten gleich dick und breit, und waren Perlen daran und vorn ein Diamant. Ihr Wagen war golden und manch schönes Fräulein, minniglich bekleidet, sass bei ihr auf dem Wagen; bei dem stand vorn an dem Thor geschrieben: *Ego cuncta vincere conor*, d. h.: die Minne habe sich vermessen, alles unter ihre Gewalt zu bringen. Dann stand ferner da: *Amori nulla sunt impossibilia*, das sagt: Wie ich mich besinne, der Minne ist nichts unmöglich; an derselben Pforte stand auch: *omnis sauciatus a me fit sanatus, cum me piis precibus adorat flexis genibus*, das heisst: Die Minne heilet den, der von ihr wund, sehr bald, wenn er ihr dienet und ihr Gebot erfüllt. An der Seite stand, wie die Griechen wegen der schönen Königin Helena kämpften, welche ihnen Paris nahm und sie über Meer führte nach Troja, wie ihm Venus geheissen hatte, als er ihr, der schönsten, den goldenen Apfel gab; auf der andern Seite stand Flordamur und Lanzilot, Gawan und Ysoret, Parzival und Wigalois und wer sich sonst durch Streit oder Ritterschaft der Liebe befliss.

Dabei stand ich sehr betrübt und war voll Kummers; ich sah, wie die Minne im Wagen auf einem goldenen Sessel sass, den die Cyklopen kunstreich geschmiedet hatten. Auf jedem der vier Füsse sah man ein Haupt, so künstlich gemacht, dass Flammenstralen aus dem Munde heraus kamen. Das erste Haupt war von Elfenbein, das zweite von Agatstein, das dritte war ein Rubin, das vierte von Marmor. Das erste war als eines Greifenhaupt gestaltet und an der Brust stand: *Hoc igne quis cremabitur, leniter sanabitur.* Das andere war nach eines Löwen Natur, dabei stand: *Ignis hic mitissimus, sed durat*

primo longius, d. h., dieses Feuer ist mild, aber wo es eines Herzens gewaltig geworden ist, da mag dieses leiden lange Zeit. Das dritte war ein Drachenhaupt; kunstreich stand mit goldenen Buchstaben daran: *Fortiter ignis urit; sed velocissime transit*, d. h., dies Feuer ist grimmig gar, doch wird das Herz davon bald entbunden. Eines Panthers Haupt war das vierte, dabei stand: *Ardor iste maximus durat et perpetuus*, d. h., dies Feuer währt ewiglich und brennet sicherlich so, dass, wess Herz es wird gewahr, der muss sein immer Freuden baar.

Ihr Dach war ein grosser Spiegel, darin sah man sogleich aller Herzen Gedanken und aller Thiere und Fische Gang, und wer der Minne widerstand oder ihr Gebot befolgte. Sie führte einen schön mit Gold überzogenen Hornbogen, daran stand mit goldenen Buchstaben: *Amor vincit per me omnes fines terrae*, d. h., die Minne hat mit mir nach ihrem Verlangen Alles überwunden, was auf Erden lebt. Sie hatte einen silbernen Köcher, daran war in Gold geschmelzt Yblis und Ysot und jeder rothe Mund, der Minne begehrte; goldene Pfeile waren darin.

Als ich dieses Wunder so beschauete, da rief das Kind die Mutter an und sprach: Mutter, das ist der Mann, der uns widerstrebt. Die Minne sprach: Das ist mir leid, wie durftest du, dummer Mann, dich wider uns setzen? Aber ich räche es fürwahr; da ergriff sie ihren Bogen und schoss mir in das Herz, dass mir der Pfeil weh that und ich meiner Frau holder ward denn zuvor. Ich fiel der Minne zu Fusse und bat sie, dass sie mir ihren Rath und Trost geben möchte, damit ich von der Wunde bald erlöst würde, welche sie mir geschossen.

Sie sprach: Steh auf, ich bin dir hold, wenn du nach meinem Gebote leben willst. Ich sprach: Ich bin bereit dazu, sage mir nur, wie ich es meiner Frau kund machen soll, dass mich ihr Mund minniglich entzündet hat. Sie sprach: Es ist mein Rath, dass du ihr dies in einem Brieflein schreibest; ich will das Insiegel sein, seit du mein

Diener sein willst. Ich will dir auch rathen, dass, wenn sie auch nicht gleich nach deinem Willen thut, du doch nicht ablässest; denn edle Frauen sind so, dass wenn Männer ihnen ihre Schmerzen klagen, sie nicht gleich gewähren, um zuvor ihre Beständigkeit zu prüfen.

Ich war des Rathes der Minne sehr froh und sie wollte davon ziehen; ich bat sie zu bleiben, aber sie wollte nicht, doch sagte sie, dass ich in meiner Noth sie anrufen sollte. Darüber zerging der Traum und ich erwachte. Ich erschrak, da ich sah, dass es Tag war, doch bedachte ich, dass es nichts helfen könnte, wenn ich ihr Gebot nicht erfüllte und setzte mich hin und schrieb meiner Frau, dass sie meine Augenweide sei und ich sie allein erwählt habe, ihr zu dienen, sie möchte über mich gebieten.

Als sie den Brief gelesen hatte, schrieb sie mir zurük: Es ist eine wunderliche Begebenheit, sonderbarer Mann, dass ihr eine solche Rede gegen mich beginnet. Ich habe nichts, womit ich euch zu Nutzen sein möchte, auch bedarf ich eueres Dienstes nicht, Vater und Mutter sorgen mir für Alles, und ich weiss nicht, weshalb ihr mir euern Dienst entbietet.

Als die Minnigliche meinen Dienst so ablehnte, betrübte ich mich sehr darüber und ich bedachte, wie mir die Minne bei ihrem Scheiden rieth, dass ich sie anrufen sollte in meinen Nöthen; das that ich und sie sagte mir, ich sollte von Neuem schreiben, damit die Frau sähe meine stete Treue und steten Mut und meines Herzens Pein mildere. Da schrieb ich wieder, wie ich nur sie auserwählt hätte zu Trost in meinem Leide vor allen andern Frauen, darum möge sie meinen Dienst nicht verschmähen, ich neigte mich ihr zu Füssen.

Als der Brief zu der Lieblichen kam und sie ihn las, dachte sie, wenn er solche Schmerzen leidet, so ziemt es mir nicht, ihn verderben zu lassen, denn es wäre unweiblich, wenn ich meinen Diener durch meine Härte tödtete; ich fürchte aber, dass er es nicht auf-

richtig meint, und da wäre es besser, dass er in seinen jungen Tagen stürbe. Sie schrieb darauf: Die Rede, welche du schreibst, ist nur spöttlich, und du willst mich äffen; wenn du sagst, alle Freude sei dir entwichen und ich könnte dich nur von deiner Pein erlösen. Auch hat Frau Scham, welche meines Herzens Meisterin ist, mir gesagt, dass deine Minne nicht mit Ehren sei; darum magst du deinen Dienst bald anderswohin kehren, wo man sein besser wahrnimmt.

Mein Bote war bei der Frau geblieben und wartete, bis der Brief geschrieben war; er brachte ihn mir zurück und ich las. Da sah ich, das meine Frau keine Gnade haben wollte und meinen Dienst nicht annehmen, ich klagte es darum der Minne, meines Herzens Meisterin. Die Minne aus meinem Herzen sprach: Dein Ungemach ist mir leid; aber deine Frau will sich nur von deiner Treue überzeugen, sie weiset deine Liebe nicht ganz zurück, ja sie ist sogar erfreuet, dass du sie zu deiner Geliebten erkoren hast; darum lass nicht ab, ihr deine Stetigkeit kund zu machen. Ich sagte darauf zur Minne, wie ihr Sohn, Herr Cupido, zu mir geredet, da er auf der Säule sass, dass die Männer alle reich sein müssten, und wie mich das nun erschrecke, da ich arm sei. Sie sprach: Da kehr' dich nicht daran; wenn ein hübscher Mann nach reiner Weiber Minne strebet, der wird eher erhöret als die Reichen, die untugendlich nach Minne ringen und mit Gold und Silber sich die Frauen hold machen wollen. Ich setzte mich also nieder und schrieb auf's Neue:

Got groez dich liebe frowe min,
Got groez dich aller felden fchrin,
Got geb dir liebe an arbeit,
Got geb dir lieb an hertzeleid,
Hail vnd nach dem wunfche ein leben
Gervoch dir got an ende geben.

Hertze liebi vrowe min,
Du fprichef daz ich fpotte din
Vnd vare diner eren,
Davon ful ich keren

Minen dienſt anderſwar,
Da man neme ſin beſſer war;
Daz iſt liebi vrowe clar,
Niht binen hulden war,
Mich bet din liehter ogenblik
Geworfen in der minne ſtrik
Vnt din guetlich lachen.
Vrowe daſ kan machen,
Daz lip vnt die ſinne min
Muozen din gevangen ſin.
So hat din roeſelohter munt
Min hertze lieplich so verwunt,
Daz ich muoz vnd ſol
Dir aigenlicheſ dienſtes zol
Lieplich geben ſelden ſchrin
Iemer uf daz ende min.
Liep wiltu niht geloben daz,
So gebut etwaz,
Daz ich dur den willen din
Tuege liebu vrowe min;
Dabi vrowe raine
Erkennest daz ich maine
Vnd minne mit gantzen truwen dich,
Suz minne och liebeſ liep mich
Dur alle din gantze tugende,
Daz ich in miner mugende
Iht verderbe vrowe min,
Vnd fueg och lieplich mugeſ ſin,
Zuo diner rede hainlich mich,
Daz ich vrowe minniglich
Dir kunde waz min hertze trait,
Von vil ſender arbeit
Vnd herzelicher ſere.
Hie mit ſchrip ich niht mere,
Won daz dich Got behuete
Vor allem ungemuete;
Liebeſ liep deſ wunſche ich dir,
Swie du haſt widerſagt mir.

Diesen Brief übersandte ich meiner Frau, und sie sah daraus, dass meine Liebe aufrichtig sei, und es betrübten sie meine Leiden und sie sprach zu sich: „Sollte er das Leben um meinetwillen verlieren, so müsste ich armes Weib immer traurig sein; wend' ich aber seine Pein, so könnte ich leicht übel daran thun.“ Da kam aber Frau Minne über sie, und nahm ihre Sinne ein, so dass sie mir schrieb, sie wollte meinen Wunsch erfüllen und mir eine heimliche Unterredung gewähren, wenn ich ihr Sicherheit geben wollte, ihr kein Leid zu thun.

Sogleich antwortete ich auf diesen Brief, und gab ihr Treue und Eid zu steter Sicherheit, dass sie ohne Besorgniss sein sollte. Darauf kam ihre süsse Botschaft zurück*), welche zu nächsten Sonntag Nachmittags in den Blumengarten bestellte. Da war ich hoch erfreuet, aber ich verschwieg meine Freude doch, und sagte niemand davon, und da kam denn der Sonntag heran, und ich ging ohne Widerstreben in den Blumengarten, wo sie mein warten wollte.

Es war in dem Mai, wo alles, was auf Erden lebt, sich gesellt zu zweien und nach Freuden strebt. Als ich zu dem Garten kam, war mein Herz schwer krank. In dem Garten hörte ich lauten wonniglichen Vogelsang auf einer Linde, welche über einem Brunnen stand, und ihn vor der Sonne schirmte und allem Wetter. Innerhalb des Gitters sass die liebe Frau, und hatte sich lieblich an einen Baum gelehnt; als sie mich erblickte, sprach sie: „Gott grüsse dich!“ und obschon ich vorher bedacht hatte, wie ich ihr meine Leiden klagen wollte, so beraubte ihr Anblick mich doch so aller Sinne, dass ich kaum sprechen konnte. Ihre Anrede, dass ich sie heimlich habe auf eine Stunde sprechen wollen, machte mir Mut, und ich sagte ihr, wie ich in Liebe für sie entbrannt sei, dass Herz und Sinn mir geraubt wären, und ich nicht all' die Pein klagen könnte, welche ich empfände, indem ich mich stets nach ihr sehnte. Da begann die Liebe zu lächeln, und sagte: „Ach was können die Männer doch für Worte machen mit dem Munde, wovon das Herz nichts weiss!“ Ich versicherte sie aber, dass in meines Herzens Grunde kein Falsch gegen sie sei, dass ich sie zu allen Zeiten lieben würde; denn sie habe solche Tugenden, die das Herz zu ihr hinzögen ohne Widerstand, wie der edle Magnetstein in dem wilden Labermeer alles an sich zucke**).

---

*) Der Brief ist 26 Verse lang, die alle mit „Lieb“ anfangen.

**) s. oben bei Herzog Ernst, S. 113 und unten bei Brandanus, S. 342, vgl. 383.

Die geliebte Frau sprach nun: Mein lieber Gesell, ich will dir mit Züchten hold sein, und wisse, dass ich darum so lange dir widerstrebte, um dich zu versuchen, ob du beständig sein könntest; das bin ich nun gewahr geworden, und ich will deine Pein wenden und deine Freuden mehren, wenn ich es mit Ehren kann. Ich sprach: ach meine liebe Frau, wenn du meine Pein werden willst, so kannst du das leichtlich thun. Sie versetzte: Wie soll ich das thun? Ich sprach: ich will es dich lehren, wenn ich dein Amys werden soll, und dich minnen, und mit Freuden der Minne Ziel gewinnen. Da sprach sie: Sage mir, was ist Minne, ich verstehe es nicht recht; ist es Weib oder Mann, ist es zahm oder wild, ist es lebend oder todt? Ich sprach: Liebes Mündlein roth,

Minne ist weder wip noch man,
Und ist doch bi in baiden;
Du minne du kan ſchaiden
Von ſorgen wip unde man,
Die minne minneclichen kan
Sich lieben zwain gelieben,
Du minne du kan dieben
In zwai herzen ainen ſin
Minne und ir guot gewin
Du ſint lieb unde guot,
Su bringent mangem hohen muot
Minne ist edel unde wert,
Minne manig hertze gert,
Minne ist stete gar
Swa ſi unſtete wirt gewar
Da mag ſi niht beliben;
Minne kan vertriben
Lait und ungemuete,
Der liehten maigen bluete
Sint nut so guot so minne
So verre ich mich verſinne.
Minne du ist ein ſchilt fur truren
Minne du kan muren
Mangen ſchrin fur ſorgen ſla,
Minne ist hie unde da
Minne ist wiſe, minne ist tumb,
Minne iſt ſleht, minne ist crumb.
Minne ist wie dich dunken guot.

Da sprach die Liebliche: Ach Geselle, wie tobest du, dass du die Minne so lobest, und doch wohl weisst,

dass Alles erlogen ist. Die mich erzogen haben, und die Alten und Weisen sagten, dass die Minne uns der Freude beraube, und die Seele todt mache. Ich sprach: Liebes Trautchen, die Alten reden so von der Minne, weil sie ihnen gehässig ist, und sie ihre Köstlichkeit nicht geniessen können. Folge du meiner Lehre, und minne minniglich mich, dass ich dein Amys werde und du meine Amye. „So muss ich dein Weib werden?“ Ja, mein tugendhaftes Lieb, so muss es geschehen. „Mein Gesell, sagte sie, nun folge mir, mute mir nicht mehr zu, sonst erzürnst du mich.“ Da bat ich sie wiederholt um einen Kuss, aber sie sagte, ich sollte es ihr jetzt erlassen, sie wolle mir hernach es sicherlich thun. „Dann will ich gern Borgen,“ sprach ich. Darauf ermahnte sie, es sei Zeit uns zu trennen, ehe uns die Aufpasser gewahr würden: „der Teufel in der Hölle müsse solcher Merker Schar aller Freuden bar machen.“ Die Liebliche befahl mich Gott, und wir schieden.

Mein Herz war freudenvoll, und ich wähnte, mir wäre wohl geschehen, dass ich heimlich bei der lieben Frau gewesen war. Die Minne sprach aber zu mir: Fürwahr, du sinnloser Mann, bist von deines Herzens Königin geschieden, ohne dass sie deine Pein gewendet hat, nun klage mir nicht, denn du bist ein Zaghafter; die tugendhaften Frauen wollen kräftiglich bezwungen werden, der träge ist, der richtet nichts aus. So spricht auch ein weiser Mann: *Qui nimis est segnis inimicus datus amoris*, und der Unverzagte sagte: *Audaces fortuna iuvat.* Ein Meister, den ich wohl kenne, sagt: *Est rota fortunæ variabilis ut rota lunæ. Crescit decrescit, in eodem sistere nescit.* Und Meister Avianus sagt: *Qui certo vult relinquere, pro vanis peccat maxime;* d. h. wer etwas Gewisses für Ungewisses aufgibt, thut sehr unrecht. Sieh, lieber Freund, das ist mein Rath, kommst du wieder mit deiner Geliebten zusammen, so verzage nicht. Treib deine Scheibe, wenn sie geht. Herr Freidank, der immer die Wahrheit sagte und sang, hat diesen Spruch

uns gesagt: So du Schultheiss bist, führ' aus deinen Mist, so wird fruchttragend dein Mist, wenn du nicht mehr Schultheiss bist.

Als mich die Minne so strafte, dachte ich, es möchte wohl wahr sein, und bat sie, mir zu helfen, wie ich mit der Geliebten heimlich zusammen käme, dann wollte ich ihrer Lehre folgen. Sie rieth mir, in einem Briefe ihr meine Pein nochmals zu klagen. Das that ich in einem Briefe, der sich anfing: „Was auf Erden grün aufgeht, was der Mai Schönes hat, was liebet Lieb und hohen Mut, was den Augen sanft thut, was mehret Freunde und Ehre, das muss, hehre Frau, dich lieblich von mir grüssen." Als der Bote zu meines Herzens Königin kam, hiess sie ihn freundlich willkommen, und schrieb mir zurück: „Könnt ich von lieben Sachen dichten, und machen ein minnigliches Grüssen, und das so süssen, dass es verkehrte deine Pein, dass thät ich, traun, Geselle mein. Du sprichst, dass du durch mich so grosse Qual leidest, mag ich sie mit Ehren lindern, so will ich's thun. Komm vor unser Haus, wenn der Tag vergangen ist, kurz vor Mitternacht, da wollen wir zwei mit Freuden zusammen sein*)."

Da es finster wurde schlich ich heran, und meine Frau, welche mich vom Fenster aus sah, liess mich schnelliglich ein, und gewährte mir, was mit Ehren sein mochte, Kuss und süsses Umfangen. Aber die Minne kam über mich und reizte meine Sinne auf, und ich drang mit schmeichlender Rede in die liebe Frau, worüber sie erschrak und klagte, dass ich nicht halten wollte, was ich zuvor versprochen. Ich errang ihre volle Liebesgunst, und tröstete sie, als sie traurig mit Thränen über das Leid klagte, welches ich ihr zugefügt, und ich musste ihr versprechen, keinem Menschen etwas davon zu verrathen.

*) Diese Briefe, welche von V. 2073—2208 gehen, sind sehr lieblich.

Ich bitte euch, Frauen und Männer, sehet meinen Kummer an, ich sehne mich immer nach meiner Frau, die mein Herz an sich gefesselt hat; wo ich bin und gehe führe ich nun einen sinnenlosen Leib, möchte doch meine Frau sich meiner für immer erbarmen etc.

XXXI.

Von Alexander und Aristoteles.

Das Gedicht „*Dis seit von Allexander und Alestotiles*“ steht im dritten Bande der Müller'schen Sammlung, S. XVII ff. und zählt 553 Verse. Der Verfasser ist nicht bekannt. In den *Fabliaux et contes du XII. et XIII. siècle*, von Le Grand (deutsch; Halle und Lpz. 1795, Bd. I, S. 144 ff.), findet sich derselbe Stoff behandelt, nur in so fern abweichend, dass in der französischen Erzählung Alexander schon Indien erobert hat, sich dann aber in eine indische Schönheit verliebt und alles andere ausser ihr vergisst. Seine Barone werden darüber unwillig, aber es hat keiner den Mut, ihm deshalb eine Vorhaltung zu machen. Aristoteles fühlt sich dazu berufen. Alexander hört ihn aus Achtung bis zu Ende, sagt dann aber: „Ich sehe wohl, sie haben nicht geliebt.“ Der Monarch entzieht sich jedoch seiner Schönen, und diese rächt sich nun an dem Philosophen genau so, wie in dem deutschen Gedichte.

In Griechenland war ein gewaltiger König, freigebig und stattlich sein Lebelang, er hiess Philippus. Er hatte ein Weib, welche so schön von Gestalt war, dass jedermann sagen musste, er habe nie ein schöneres Weib gesehen. Sie war ein Blume reiner Weiblichkeit, ein Diamant aller Tugenden, und lauter wie ein Spiegelglas von Wandel und Missethat.

Dem Könige und der Königin verlieh Gott ein Kindlein, welches nachmals alle Länder bezwang; es hiess Alexander, war schön und aller Tugenden voll, wurde auch zeitig zur Schule gehalten. Der König gewann

ihm einen von Alter greisen, weisen Meister, der war Aristoteles genannt, und ermahnte denselben, dass er das Kind weise machen und es belehren sollte, wofür er ihn reichlich zu belohnen versprach.

Vor des Königs Palast war ein schöner Baumgarten und davor ein wohlgebautes Haus. Der König sprach: Meister, dies Haus soll euer, des Kindes und des Ingesindes sein, welches ihr bei euch haben wollt. Nun ward nicht länger gezögert; der Meister nahm den jungen Knaben und lehrte ihn die Buchstaben A, B, C, D, das that ihm am ersten weh, wie es noch den Jungen geht, welche zur Schule müssen. Das Kind nahm mit Kräften der Künste viel von dem Meister an, denn es war gelehrig und verständig, dass man in allen Landen einen so weisen Knaben nicht fand. Aber leider ward er an Witz und Sinne gebannt, das that die strenge Minne.

Die Königin hatte eine Magd, die war an Leib und Farbe so schön, dass man sich nicht an ihr satt sehen konnte, sie war auch von hohem Geschlecht und wurde Phyllis genannt. Alexander war so in Liebe zu ihr entbrannt, dass sein Lernen ganz verirret war, und er nur auf die Jungfrau achtete; wenn er die nicht sah, so bemerkte man gross Ungemach an ihm. Wen nun Minne zwingt, der merke wie ihm ist; der Märtyrer Alexander wusste nicht wie er sich gebaren sollte, und in tausend Jahren zwang die Minne nicht so sehr eines Mannes Herz, als wie er von ihr bezwungen war. Wo er stand oder sass, da war die reine gute Phyllis in seinem Gemüte. Das währte so eine Zeit, dass die Jungfrau, da sie öfter bei ihm war, mit ihm immer vertraulicher wurde und sie einen Mut gewannen und nach einander brannten.

Er war bezwungen, sie noch mehr, das dauerte so lange, bis die Jungfrau merkte, wie er sich nach ihr sehnete, und auf sein dringendes Bitten versprach sie ihm, seiner in dem Baumgarten zu warten. Da kamen sie zusammen, und die beiden Liebenden gaben sich der

Freuden der Freundschaft hin und gelobten sich Treue. Da die Zusammenkünfte so oft statt hatten als sie es nur bewerkstelligen konnten, so ward der Meister diese Liebschaft inne, und strafte den Jüngling mit Worten und Schlägen, und hütete sein jederzeit, so gut er konnte. Allein das half alles nichts; sobald er davon kommen konnte, es mochte früh oder spät sein, so ging er zu der Geliebten, und erfreute sich mit ihr; das Band, damit sie von der strengen Minne gebunden waren, zerbrach und sie schwebten in Freuden hoch wie Adler. Das war dem Meister verdriesslich, er ging zum Könige und erzählte ihm die Märe. Der König begann die Magd sehr zu höhnen und zu strafen; allein diese erwiederte: Herr, was er sagt, damit ist keine Schuld, meine Frau kennet meine Sitten, die sind wohl von der Art, dass ich nicht unrecht thue; dazu schwor sie manchen Eid, dass die Königin selber für ihre Unschuld stritt und sie zu Hulden kam.

Die wohlgethane Phyllis war danach aber aller Freuden beraubet und wusste nicht, wie sie ihres wunden Herzens Willen stillen möchte. Alexander hatte auch schweres Herzeleid, seit ihm seine Lieb genommen war. Sehr zornig sass er in der Schule, brummend wie ein Bär, er wandte sich hin und wandte sich her, denn in seinem Sinne war er von der Liebe verblendet. Die junge Schöne litt an derselben Krankheit wie er, und was ihr sonst angenehm gewesen war, machte ihr nun Verdruss, und sie dachte nur darauf, wie sie sich an dem alten Meister rächen möchte. Nun merket, wie es sich machte.

Die Jungfrau Phyllis ging in eine Kemenate, und nahm ein seidnes Gewand *) und legte es an ihren zarten Leib; das süsse minnigliche Weib hatte einen Pelz darunter, der sehr gut war, er gab ihr so blanken Schein und war von lauter Hermelin **). Sie setzte auf ihr

*) V. 229 u. 287 swenzlin, V. 290 swanz. Es bedeutet sowohl ein weites Gewand als auch eine Schürze.

**) So heisst es auch im Lied von Lanval (franz. Erzählg. a. d. XII. etc. Jahrh. I, 157): „Ein purpurner Mantel, mit Hermelin gefüttert, hing um ihre Schultern.

Haupt einen Zirkel von Gold *), der war schmal, wie es sich gehörte und sehr kunstreich gearbeitet; da lagen edele Steine, hellfunkelnd und doch klein, darin, Smaragden, Hyacinthen, Saphire und Kalzidone, hier und dorthin mit grosser Künstlichkeit gelegt. Dann nahm sie einen Spiegel und besah sich wohl, ob irgend etwas ihr missstehen möchte, was zu bessern wäre. Wo der Baumgarten war, da ging sie vor den Palast barfuss, an den Füssen blos; ihre Beine waren weisser als die Blüten, und gerader als eine Kerze und ganz blank, die wurden von dem Thaue nass. Die Minnigliche ging froh und sorgenfrei dahin, wo ein Springbrunnen war. Ihre Tritte und ihr Gang waren gemessen, weder zu kurz noch zu lang und doch in rechter Maasse. Sie war in ihrer Gestalt aufrecht und frei wie der Sperber, geschmückt wie der Papagei, und liess die Augen umgehen wie ein Falke auf dem Aste. Sie schlich her und hin und hub ihr Gewand auf bis über ihre Knie, ging Blumen lesend umher und warf die in ihr Gewand. Phyllis begann solches Gebaren, um dadurch zu erfahren, ob sie den alten Mann betrügen möchte, der ihr den Herzliebsten genommen. Darum lief sie schnell wie eine Windsbraut durch das Gras zu dem Brunnen.

Was Weiber mit List können, das kann niemand sagen, sie können auf der Fährte jagen, dass niemand sich vor ihnen retten kann. Es war noch kein Mann so weise, noch von Alter so greise, der, wenn er mit Weibern zu thun haben will, nicht von der Minne Leimruthe wie ein wilder Vogel gefangen wäre. So wird der Mann in den Stricken von den Blicken der Weiberaugen gefangen.

Wegen der Hitze hatte sie ihn etwas zurückgeschlagen, und das Auge entdeckte hierdurch eine Haut, blendender noch als der Hermelin, der sie berührte.

*) Solche Zirkel (franz. chapel, in deutschen Gedichten öfter Tschapel), von Gold mit Edelsteinen trugen Ritter und Fürsten als Zierde. Die Damen trugen silberne zum Schmuck. Vgl. Erzählungen aus dem XII. u. XIII. Jahrh. etc., Bd. I, S. 153. — Im Heiligen Georg V. 3139 u. 31 heisst es:

Vff syme houbte trug he vorwar
Von perlin eyn schappel clar. —

V. 4729. Von edeln stein darauß eyn schappil clar.

Von Weiberlist kann sich niemand frei machen, wenn er sich in ihrer Gesellschaft will finden lassen, so stark sind der Minne Kräfte; wer davon frei sein will, lasse sich selten bei Weibern finden, denn nichts anders kann helfen als fliehen, fliehen von ihnen.

Nun lassen wir die Rede stehen und fangen die Märe wieder an. Phyllis, die wohlgethane, ging spielend unter den Blüten, stolz war ihr Gemüt, sie schlich her und hin. Dies ersah durch ein Fensterlein der alte Meister und nahm ihre Geberden wahr, die ihm gar wundervoll däuchten. Hei, dacht' er, wie minniglich, wie schön und angenehm, welche zarte Creatur ist das minnigliche Weib; der Mann wäre selig, der mit ihr zusammen leben könnte. Ihn befiel eine Kälte und eine Hitze darnach, die Minne griff ihn gewaltig an und machte ihn zu einem Kinde. Vor die grüne Linde kam die Süsse, Reine, vor des Meisters Fensterlein und warf ihm Blumen hinein, mehr denn eine Handvoll. Meister, sprach sie, ich gönne euch Glück und Ehren, und möchte gern euch mehren Freude und Kurzweile, und wollte gern darum eine Meile gehen, wie krank ich auch wäre. Der Meister sprach: *gramerzi* *), minnigliches süsses Kind, an euch ist alle Freude genug, die man auf der Welt haben soll. Jungfräulein, nun thut so wohl und geruhet euch zu erbarmen über mich viel Armen und wolltet herein gehen zu mir, hier ist ausser euch niemand.

Da ging die süsse Reine zu ihm hinein, denn ihr Sinn war nur darauf gerichtet, wie sie ihn beschimpfen möchte, und setzte sich zu ihm. Er sprach: Ich bin ganz an Sinn und Verstand befangen; so viele Länder ich auch sah, so habe ich nie ein so wohlgethanes Kind gesehen als euch. Lass mich deine Huld haben, ich gebe dir an Gold zwanzig Mark und führe dich an meinen Kasten, da nimm heraus, so viel du willst. Sie sprach: Meister, erkläret mir eure Rede; was mutet ihr mir zu.

*) Grand merci, ebenso im guten Gerhard, V. 1356. S. oben S. 207.

Er sagte: Ich wollte, dass du mich eine Nacht bei dir schlafen liessest. Sie sprach: Meister, wie sollt ich das thun, ich will mein Magdthum so thöricht nicht verlieren. Da merkte sie wohl, dass er in sie veräffet war. Nun sah die Minnigliche, dass ein Sattel an der Wand lag; sie sprach: Ich kann euch das nicht anders vergeben, lasst mich euch den Sattel auf den Rücken legen und einen Zaum in den Mund thun, das ist mein seidener Gürtel. Thut es, denn es mag nicht anders sein, ich kann nicht länger warten, ihr müsset mich reiten lassen in den Baumgarten, da kann uns weder Mann noch Weib sehen. Der Alte sprach: Ich kann dich nicht wohl reiten lassen. Sie sprach: Ich will euch bereiten schön und eben wie ein Pferd, dann seid ihr mir werth, und ich will thun, was euch lieb ist. Nun höret die wunderliche List von einem Weibe, wie sie es trieb.

Ein schönes minnigliches Weib, die beides hat, Mut und Leib, was die Wunders thut und welche Gewalt sie hat, und wie sie kann versehren, Herz und Mut verkehren mit ihren süssen Worten, wie sie an allen Orten mit Gallen sind gemischet, vor denen Mannes Kunst, wie weise er ist, verlöscht; Wunder wirket Weibes List, ihr Schmeicheln und Sprechen und Singen, ihr Tanzen und Springen, ihr Weinen und Lachen, die können alle machen die Stricke und Bande, dass sie mit ihrer Hand führen den Mann, wie sie wollen. Weibes Kunst ist ohne Ziel, dass ist von Weibern wohl bewährt. Adam und Samson, David und Salomo und die besten alle — doch so mir Sanct Gallus! Die Weiber sind nicht alle so, Weiber machen manch Herz froh, das in Sorgen wäre begraben; will ein Theil von ihnen nicht Ehre haben, noch keusch sein und stetigen Gemüts, das schadet denen nicht, die sich behüten und frei von Unrecht sind. Tausend, tausend Weiber haben Tugenden, und wenn keine böse und wandelbare wäre, woran sollte man erkennen, welche frei von allem Makel wäre.

Nun sollen wir die Märe wieder anfangen, wo sie

verlassen ward. Die gewaltige Minne, welche eine Räuberin der Sinne ist, zwang den greisen Meister, dass er sprach: Schönes Fräulein, ich will euch unterthänig sein. Darauf liess sich der alte Gauch auf Hände und Knie nieder, und die minnigliche Schöne legte ihm behende den Sattel auf, nahm ihr seidnes Gürtellein, und macht' ihm einen Zaum in den Mund, nahm einen blühenden Rosenzweig', ergriff den Zaum und sass auf den Wigand. In dem sie fortritt, sang sie mit süssem Tone ein liebliches Minnelied *). Da säumte der Alte nicht, er kroch auf allen Vieren in den Baumgarten. Das sah des Königs Weib, welche mit ihren Jungfrauen von den Zinnen schauten, und sie wunderten sich, dass Phyllis so herrlich ritt und dass sie auf den Palast zukam. Da sprang sie fröhlich ab und sprach: Du alter Gauch, nun habe diesen Schimpf ewig, darum, dass du mir meine Ehre und meinen Liebsten genommen. Damit lief sie durch das Gras fröhlich in den Palast. Diese grosse Unbilde erschallte in Hof und Saal, vor den König und alle die Seinen. Phyllis, die süsse, feine, hatte ihr Leid gerochen. Nach einer Woche nahm der Meister seine Bücher und Gewänder, sein Gold, Silber und alle Habe, schickte das bei Nacht heimlich ab und fuhr in einem Schiffe davon, um dem Spotte zu entkommen. Er kam gefahren in eine Stadt in einer Insel, hiess Galicia, da blieb er und machte ein grosses Buch, worin er schrieb, was das schöne ungetreue Weib alles für List hat und dass, wer sich zu ihnen kehret, gefangen wird, wie der Fisch an der Angel, der Vogel im Stricke. Ihre List und ihre Blicke fangen wie der Agestein (Magnetberg), und ich bin des überein gekommen, wer ohne alle Gefahr sein will, der muss ihre Gesellschaft fliehen, weiter hilft nichts. —

*) In dem franz. Gedicht (Le Grand etc. deutsch. 1, 149 vgl. 154) wird angeführt, was die Schöne singt. Nämlich: Ainsi va qui amors maine. — „So geht, wen Liebe leitet."

XXXII.

Von der Weiber List.

Dieses Gedicht von 396 Versen steht als vorletztes in dem ersten Bande der Müllerschen Sammlung. Vers 94 nennt sich ein Jacob Appet (Abt J.) als Erzähler.

Unter gleicher Aufschrift findet sich ein Gedicht bei Müller III, xxxv ff., welches 280 Verse zählt, und, indem der jetzt noch scherzhafte Volksglaube von dem Doppelsehen nach dem Genusse des Kerbelkrautes zu Grunde liegt, folgendes Inhalts ist:

Ein Mann hat einen Galan von seiner Frau weggehen sehen und diese deshalb tüchtig geschlagen. Die Frau geht zu einer alten Gelegenheitsmacherin (Fügerin), klagt ihre Noth und verlangt ein Mittel zu wissen, wie sie ihren Mann wieder besänftigen könne. Die Alte fragte: Meine Tochter, asset ihr an dem Tage keine besondere Speise? Sie antwortete: Ich erinnere mich wohl, dass ein Kraut, Kerbel genannt, (V. 28 kerle, V. 227 u. 261 kernel), in unser Essen kam. Das ist gut, sagte die Alte, und die Frau ging getröstet heim. Der Mann fragte, wo sie gewesen? sie sagte, in der Kirche und sie müsse sich wundern, dass er sie nicht bemerkt habe, da sie ihn doch bei einer Lustdirne gesehen hätte. Es sei unrecht, dass er andere Weiber liebe. Sie suchte ihn nun mit Worten zu besänftigen, aber er sagte, er kenne ihre Tücken schon, und da sie anfing zu weinen, ging er zornig zur Thür hinaus. Da war die Alte, welche ausrief: O weh! ihr habt zwei Nasen etc., ihr müsst gewiss bald des Todes sein. Da er sie darüber schalt, besah sie ihn näher und sagte dann, sie habe ein schlimmes Kraut gegessen, das mache, dass man doppelt sehe. Er fragte nach dem Namen und kam dann darauf, dass er seiner Frau wohl Unrecht gethan hätte. Er fragte diese nach der Speise, die sie an dem Tage genossen, wo er sie geschlagen. Sie sprach zornig: Darum solltest du deine Magd fragen, die hat ein Kraut hinein gethan, was dir die Sinne verwirret hat. Und

wie hiess es? fragte der Mann. Es wird Kerbelkraut genannt, antwortete sie. Da bat er um Vergebung, dass er ihr Unrecht gethan habe und versprach, ihr zur Sühne das beste Gewand zu kaufen, welches zu finden wäre. — Dann folgt noch die Nutzanwendung, dass, Weiber zu hüten, vergebliche Arbeit sei.

Es ist uns oftmals wohl gesagt, wie etliche Weiber so grosse List besitzen, womit sie häufig ihren Leib von ihren Männern retten, diese überlisten und zu Thoren machen. Ein solches Abenteuer erzählte mir ein Ritter, der eine Wirtin liebte, mit eigenem Munde. Sie hatten sich beide so lieb, dass ihnen zum grossen Verdruss ein Dieb ihre Freundschaft gestohlen hätte, und wenn sie zu einander kamen, so war nie dem Salamander in dem heissen Feuer wohler als ihnen. Die Freundschaft dauerte lange, wurde aber auch bekannt. Nun hatte der Wirt drei Brüder, welche ihn straften, dass er sich so alle seine Ehre nehmen liesse. Weisst du denn nicht, sprachen sie, was man von deinem Weibe sagt? Sie liebt einen Ritter und lebt so mit ihm, dass es für uns alle eine Schande ist. Der Wirt sprach: Das ist nicht wahr, meine Frau liebt keinen andern Mann als mich, das wollt' ich sicherlich beschwören. Sie sagten aber, es sei doch wahr und sie treibe es schon ein Jahr; die ganze Stadt weiss es, Kinder, Weiber und alle Männer. Das ist mir leid, sagte er; wie komme ich hinter die Wahrheit? Sie riethen ihm, dass er morgen früh zu seinem Weibe sagen sollte, er müsse auf längere Zeit wegreiten, dann wollten sie in der Nacht wieder kommen, an den Thüren stehen, er selber aber sollte an die Wand gehen und hören, was man drinnen spräche. Das that er. Am andern Morgen sprach er zur Frau: Ich muss fern hinreiten, lass dir das Haus befohlen sein. Da bat ihn die Frau, nicht von ihr weg zu gehen, da sie die Sehnsucht nach ihm nicht ertragen könnte und weinte und küsste ihn, obschon es ihr nicht von Herzen kam; aber der Wirt dachte doch, deine Brüder haben dich be-

trogen und auf dein Weib gelogen. Er sprach: Gehabe dich wohl! und ritt davon. Alsbald sandte die Frau nach dem Ritter und hiess ihn Nachts zu ihr kommen, der Wirt wäre ausgeritten. Der Ritter war sehr erfreut, säumte nicht und kam in der Nacht; da empfing ihn die Frau schön und lieblich und sagte, indem sie ihn in Gott willkommen hiess: Freund und lieber Herr, nun wollen wir wonniglich leben, da uns Gott diesen Tag gegeben hat, weil mein Mann weggezogen ist. Ihr braucht keine Sorge zu haben, er kommt so bald nicht wieder, das hat er mir gesagt. Nun trug sie die besten Speisen auf und guten Wein und sprach: Nun sollt ihr in Saus leben, ihr seid der Wirt im Hause. Nachdem sie geschmauset hatten, ermahnte sie ihn, da die Nacht kurz wäre, schlafen zu gehen. Sie legten sich nieder und begonnen ein Spiel, welches man jenseits des Rheines pflegt, und die Frau erzählte dem Ritter, wie sie mit Weinen von ihrem Manne Abschied genommen. Der Mann war indess zurück gekommen und stand mit seinen Brüdern an der Wand, wo sie das Gespräch hörten. Da ward er sehr unfroh und sprach: Wenn mich meine Sinne nicht trügen, so höre ich Mann und Weib reden. Da klopften sie stark an. O weh! rief der Ritter, wohin soll ich mich verbergen? Draussen bei dem Feuer, sprach die Verschlagene, steht ein grosser Zuber, darunter versteckt euch. Sie nahm seine Kleider und verbarg sie. Der Wirt sprach draussen mit Zorn: Willst du mich nicht einlassen? Ja, mein lieber Meister, antwortete sie und öffnete die Thür. Da drangen die vier hinein, zündeten Licht an, gingen an das Bette, durchsuchten alle Kammern, fanden aber niemanden. Der Mann fing an, das Haus umzukehren und schalt mit harten Worten auf seine Frau, indem er ihr sagte, dass er an der Wand gestanden und das Gerede gehört habe. Die Frau erwiederte darauf, sie habe so lebhaft geträumt, dass ihr Mann bei ihr wäre und da hätte sie im Traume gesprochen, denn sie denke im Schlafen wie im Wachen nur

an ihn, und sie setze ihren Leib zum Pfande, dass er kein Weib finde, die ihren Mann lieber hätte. Als der Wirt das hörte, wurde er milder, und da ihn die Frau umfing und ihn sein Zürnen zu lassen bat, besänftigte er sich ganz und sprach: Der Teufel will uns etwas anhaben, er hätte gern gemacht, dass ich mein Weib ermordet hätte; ich danke Gott ewig, dass der Teufel nicht über uns gesiegt hat.

So nahm der Zorn ein Ende. Der Wirt liess Speise und guten Wein bringen und sie sassen mit grossem Jubel bei dem Feuer; der eine Bruder sass auf dem Zuber, und nur dem machte die Sache keinen Spass, der darunter lag. Da sprach jener: Ich habe nun das ganze Haus durchsucht, nur diesen Zuber nicht. Er schlug mit der Faust auf das Gefäss. Die Frau sprach: Da hast du Unrecht daran gethan, denn wisse, der bei mir im Bette war, der steckt darunter, ich hiess ihn darunter schlüpfen, als ihr an die Thür pochtet; siehst du nicht zu, so bist du ein Zage. Da lachte jener und sagte: Du willst mich zu einem Thoren machen, ich werde dir nicht folgen. Sie sprach: Ich sage euch die Wahrheit, dem darunter ist das lange Sitzen leid. Der Wirt sprach: Liebe Wirtin, lass dein Spotten, hätt' ich ihn hier gefunden, so wäre ihm deine Liebe sauer geworden. Die Wirtin sprach: Spott nach Schaden höret, ihr werdet bas bethöret, will ich offen sagen.

Inzwischen brach der Tag an, und die Nachbarin, eine kluge Brotbäckerin, die sich wohl auf die Sache verstand, wie es hübsche Frauen oft machen, und der der Zuber gehörte, wollte Brot backen, und weil sie dazu den Zuber haben musste, schickte sie ihre Magd hin, und liess ihn zurück fordern. Die Frau sprach zur Magd, sie möchte ihrer Frau nur sagen, dass sie um rechter Gevatterschaft willen ihr den Zuber noch lassen möchte. Die Bäckerin aber sprach zur Magd: Geh wieder hin; ich muss ihn haben. Da sagte die Wirtin, wie sie in Nöthen sei, darum möchte man den Zuber noch

da lassen. O, rief die Bäckerin aus, hätte mir meine Gevatterin doch das eher gesagt, so hätte ich sie längst von der Sorge befreiet. Nun stand eine kleine Scheune da, die steckte die Bäckerin alsbald in Brand, und schrie dann laut: Feuer! Da kam mancher Mann gelaufen, und auch der Wirt mit seinen Brüdern. Die Wirtin aber stiess alsbald den Zuber vom Ritter weg, liess diesen zur Hinterthür hinaus, und gab ihm seine Kleider in den Arm. Sie sprach: nun müsse euch Gott bewahren, und küste ihn auf den Mund. Hie schied der Ritter zur Stund und also wurde der Wirt betrogen.

Diese mere ist war u. nùt erlogen.
Wip kùnnent groze kundikeit.
Alse JACOB APPET do hat geseit.
Der habe der huete defte bas.
Verlùrt er iht waz fchat ime daz.

XXXIII.

Die treue Magd.

Nachstehende niederdeutsche Erzählung eines unbekannten Dichters gab Eschenburg zuerst nach einer Handschrift vom Jahr 1431 in seinen „Denkmälern altdeutscher Dichtkunst“ Bremen 1799, unter dem Titel: Studentenglück, von S. 233 — 254. Diesen Namen, den sie nun in allen litterarischen Werken führt, gab er ihr, weil, wie er in der Vorrede bemerkt, sie in der Handschrift ohne alle Aufschrift war; allein, wie viele ältere Gedichte, gibt sie ihren Titel am Schluss an, wo es V. 614 — 617 heisst:

„nv helbe yk jw de mere gesaget
vnd heyt de truwe maget,
de durch truwe nv vruchteden dot.“

Es möchte wohl angemessen sein, den eigentlichen Titel fortan zu gebrauchen, und ich habe diese Bemerkung über den Namen des Gedichtes schon im Jahr 1832 veröffentlicht in: „Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker. Von dem thüringisch-

sächsischen Verein herausgegeben. Halle 1832, Bd. I, Heft 4, S. 69.“ Das Gedicht, welches aus 631 Versen besteht, ist dem Stoffe nach wahrscheinlich aus einem französischen Fabliau entnommen.

Ich sah in einem Würzehofe (Garten) —
Der nach Wunsche und nach Lobe
Mit Blumen war durchstreut,
Sonderlich, auf meinen Eid!
Dass ich schönre Frucht nie vernommen,
Die von der Erde war gekommen —
Da sah ich einen Boden,
Darauf war aufgesprossen
Eine Rose, die war fein,
Dass nichts schöner mochte sein,
Fürwahr! dass ich wohl sagen mag,
Dass die Sonne oder der Tag
Nie schönre Frucht beleuchte,
Als ich sie sah, so däuchte
Mir, dass sie schön war und fein.
Wenn sie empfand den Sonnenschein,
So stand sie auf dem Boden
Gar lieblich aufgeschlossen,
Dass all' sich mussten freuen,
Die sie mochten schauen.
Wenn sie der Sonnenschein verliess,
Sogleich sie sich auch wieder schloss,
Dass nicht Regen oder Sturm,
Noch Vogel oder Wurm
Nirgend ihr mochte schaden,
Weder am Stiel noch am Blatte.
Auf einem andern Zweige sass
Ein' andre Rose, die auch schön war,
Die war mutig unverdrossen
Und war immer aufgeschlossen,
Und sich nicht schliessen wollte
So sie zu rechter Zeit sollte.
Darauf ein böser Thau, wie ich auch sagen will,
Dann mitten in die Rose fiel.
Davon wurden Maden
Zu ihrem grossen Schaden.
Die Noth wäre ihr nie entstanden,
Hätte sie zugeschlossen gestanden.

Nun höret alle zusammen, arm und reich, wer die Länder bereisen will, der lasse es sich nicht reuen, mir zuzuhören, sonst setzt er Leben und Gut auf die Wage, denn man kennt den Sinn der Welt, welche leider böse genug ist. Darum soll ein Mann klug sein, und thun

wie jener Schreiber*) that, der täglich zwei Gebete sprach; Frühmorgens, wenn er aufbrach, bat er Gott um seiner Dreieinigkeit willen, dass er ihn von aller Noth frei machen möchte, und wenn der Abend kam, so that er das andere Gebet, entweder still oder laut zur heiligen Gertraud**), dass sie ihm gute Herberge schaffen möchte. Ich meine auch, es wäre ihm jämmerlich gegangen, wenn er nicht dieses Gebet gesprochen hätte. Höret nun, wie es ihm ging.

Sein Vater war ein vornehmer, reicher Herr, der nicht leicht seines Gleichen fand; der junge Mann war schon fleissig in der Schule gewesen, hatte viel gelernt und war sehr tugendsam; über sein züchtiges Wesen wurde oft gelacht, wo er hinkam. Da begann er nach dem Beifall der Welt zu verlangen; auch hörte er so manche seltsame Erzählung von fremden Ländern, dass er seines Vaters Knechte fragte: was denn in der Welt besondern Ruhm habe, und wo sie sich am freudigsten gestalte? Da pries ihm der Eine die Fürsten und Herren, welche in Pracht und steter Herrlichkeit lebten, stets durch Liebe hohen Mut hätten, und stolz und frisch seien. Der Andere sagte, dass er höheren Preis den gelehrten Pfaffen gebe, vor Rittern und Edelknappen, sie würden am meisten geehrt. Der Dritte aber sprach: Dass mag ich nicht leiden, ich lobe die werthen Frauen zart, die mit allen Reizen geschmückt sind, und uns durch ihren Anblick erfreuen. Der Schreiber sagte auch: Ich hörte oft sagen, die Künste seien gut, und man müsse zarten Frauen dienen. Da ging er zu seinem Vater und sagte ihm, dass er gern die Künste weiter erlernen möchte, und der Vater erwiederte, dass er ihn längst nach Padua oder Paris gesandt hätte, wenn er wüsste, dass er fleissig lernen wollte. Der Sohn gelobte das; da wog ihm der Vater Gold und Silber zu, gab ihm ein gutes Pferd,

*) Unter Schreiber ist ein angehender Gelehrter, Student zu verstehen, im französischen clerc, vom Latein. clericus.

**) Der Dichter sagt: der hilgen sunte gertrud.

und hiess ihn nach Paris reiten; seine Mutter gab ihm beim Abschiede weinend noch funfzig Gulden; viele Freunde und Verwandte begleiteten ihn, bis an eine grosse Haide, wo sie betrübt Abschied nahmen und heimkehrten, er ritt dann allein in Gottes Segen fort. Er holte Krämer und Kaufleute ein, die er züchtiglich begrüsste, und mit ihnen zusammen sechzig Meilen reis'te; da gingen sie von ihm ab, kauften Waaren ein und kehrten heim. Der junge Mann sprach: Wen Gott bewahren will, der ist zu allen Zeiten wohl behütet, ehe ich hier liegen bleibe und mein Geld verzehre, reise ich allein weiter. So ritt er traurig aus der Stadt, und bat die heilige Dreieinigkeit, ihn in ihren Schutz zu nehmen. Es ging ihm auch alles nach Wunsche; nun war die Stadt, welche er denselben Tag noch erreichen wollte, zu fern, und es war schon spät. Da rief er laut: Ach Jungfrau Sanct Gertraud! mache mir eine gute Herberge kund, damit ich wohlbehalten bleibe! Nun strengte er sich sehr an und eilte, denn er ritt in einem Walde und in einer grossen Haide, und hatte noch drei starke Meilen, ehe er die Stadt sehen konnte. Es hilft mir nichts, dachte er aber bei sich, ich muss hier doch ruhen, ich erreiche die Stadt nicht, wenn ich auch das Pferd todt jage, darum will ich sacht reiten. Da sah er zur Seiten ein Mägdlein aus der Haide Lämmer und Schweine in eines reichen Ritters Hof treiben. Gott Lob! sprach er, dass ich dahin gekommen bin, wo ich Leute sehen mag; gab seinem Pferde die Sporen und ritt in den Hof. Da lief ein kleines Kind herbei und sagte es der Frau an, welche aufstand, und, um ihn zu sehen, an ein Fensterlein trat. Der Schreiber sah die Frau oben stehen wie eine am Morgen erblühete Rose und grüsste sie mit züchtigen und süssen Worten: Gott grüsse euch, edele Frau, wollet mir sagen, wo der Herr sein mag? Die Frau sprach: Mein Herr ritt schon vor drei Tagen aus, und hätte längst zurück kommen sollen; bedürft ihr sein nöthig? Er sprach: Ich bin ein armer elender Schüler,

wollt ihr mich nicht beherbergen, um unserer lieben Frauen willen? Wäre mein Herr heim, so möchtet ihr noch um zwei mehr sein, versetzte sie, dann beherbergte ich euch gern. Da sprach er betrübt und leise: Die Stadt ist mir zu fern, wollt ihr mich nicht um unserer lieben Frauen willen beherbergen? Da er so artig und höflich bat, und nicht mit Gekeife forderte, lachte der Frau das Herz im Leibe, und sie sprach minniglich zu ihm: Ach! viel liebes Herzenskind, ich thäte das gern, aber die Reden der Leute sind so bös', dass keiner ohne Verdacht bleibt, möchte das geschehen, wahrlich! ich liesse euch nicht fort. Als der Schreiber aus den Worten der Frau merkte, dass sie seine Bitte nicht gewähren wollte, sprach er, indem er die Frau ansah: Ich habe in den Büchern gelesen, dass man nicht nach dem streben soll, was nicht geschehen mag; soll mir mein Wunsch heute Abend noch erfüllt werden, so bin ich sicher, dass es geschieht, und dass es mir besser wird, als es jetzt ist; mag es mir auch wunderlich gehen, ich muss von hinnen, und bei Nacht durch Wald und Busch reiten; Gott segne euch, edele Frau. Da hiess sie ihn warten, und hielt ihn mit artigen Worten auf, damit sie mit ihm kosen möchte, denn von seinen zärtlichen Worten war ihr, als sie ihn so ansah, im Herzen weh geworden, und sie hätte gern noch lange mit ihm gesprochen.

Da sah er über den Hof einen Knecht schnell hergehen, der sprach: Seid willkommen, junger Herr! Er sah wohl, wie die Sache stand, nahm ihm das Pferd aus der Hand und sagte zur Frau: Ist das nicht eine seltsame Begebenheit, dass Gott ihn hersendet? Ich habe seinem Vater lange gedienet, das ist ein reicher Mann, der Land und Burg hat; ich bitte euch, liebe Frau, lasst ihn diesen Abend nicht fortreiten. Wohl, sprach die Frau, so ziehe das Pferd herein. Dann liess sie dem Schreiber guten Wein einschenken und sprach: Wir warten zu lange; wenn mein Herr hätte kommen wollen, so wäre er längst da. Ihre spielenden Augen und ihre

blühenden Wangen wollten sich nicht von dem Gaste wenden, sie wollte ihn stets ansehen. Da trug man das Abendessen herein, und sie sprach: Stehet auf, mein lieber Herr Gast, nehmt das Wasser, es ist Zeit, denn ich weiss wohl, dass ihr müde seid. Der Schreiber empfing das Wasser, und trat darauf züchtiglich vor sie; sie aber sprach: Kommt und setzet euch her, denn ich esse mit euch mehr, als wenn ich allein sitze. Der Schreiber sass bei ihr, und die Frau war so minniglich, dass er wunderbar beredt wurde, und Alle lachen mussten; die Frau aber ward dadurch so entzündet, dass ihr die Speise im Munde erstarb, und sein artiges Wesen bewirkte, dass ihr so weh wurde, wie dem Fische in der See, welcher in die Angel gebissen. Der Schreiber dachte: ach! was mag doch nur der Frau sein? Esset doch, meine liebe Frau! sprach er. Sie sprach: Esset ihr nur, lieber Herr Gast, mir liegt eine Sache schwer im Sinn, gerade wenn ich recht fröhlich sein sollte, thut mir das Herz weh; so gern ich auch bei euch sitzen möchte, damit ihr desto besser ässet, so will es doch Gott nicht haben. Da stand sie auf, gab ihm ihren Segen, gebot dem Gesinde, sich nieder zu legen, und den Mägden, dem Gaste das Bette gut zu bereiten, damit er ihnen Dank sagen möchte, wenn er von hinnen ritte; ich selber, setzte sie hinzu, will die Thür schliessen, denn ich muss mich niederlegen.

Die Mägde thaten wie ihnen geheissen war. Als der Tag völlig vergangen war, liess man den Schreiber aufstehen und sich niederlegen, so that auch das Gesinde seinerseits. Als alle schliefen sass die Frau noch in dem Bette, und ihr war sehr weh zu Mute. Sie sprach: Viel guter, reicher Gott, soll ich heute nicht bei ihm sein, so muss ich sterben. Da stand sie auf, und die süsse Minne zwang sie, dass sie zu dem Schreiber ging, ihn mit ihren Armen umfing, und sprach: Ach, lieber Schreiber, auf euere Gnade komme ich her, denn euer junger Leib thut mir den Tod. Da legte sie sich

zu ihm, und nun höret, was der Schreiber sprach: Ach liebe Frau, was thue ich euch, was wollt ihr von mir? Gott im Himmel weiss, dass, wenn ich etwas geredet habe, was euch unangenehm ist, es mich von Herzen reuet. Sie sprach: Ach, mein lieber Schreiber! ihr habt mir nichts zu Leide gethan, aber ich musste zu euch gehen, freundlich mit euch kosen und die Rosen auf dem Felde der Minne brechen. Ach, mein Auserwählter! soll ich mein Leid vertreiben, so muss ich bei euch bleiben. Edele Frau, versetzte er, lasst euer Spotten. Sie sprach: Lieber Bruder, wie sollte mir das einfallen, dass ich in der Nacht allein zu dir käme, wenn ich es nicht aufrichtig meinte. Wie ziemte es mir zu bitten, was mein Wille nicht wäre, das würde eine seltsame Begebenheit sein; ich bin euer eigen, darum thut alles was ihr nicht lassen wollt. Da umfing und küsste sie den jungen Mann, und er nahm sie in seine Arme, und herzte sie minniglich voller Freuden. Sie waren beide vest eingeschlafen, als der Tag anbrach, und besorgten es nicht, dass der Herr mit ihren Brüdern angekommen war, und im Hofe absass. Er hiess seinem Knecht die Pferde hineinführen, und sagte zu den Schwägern, dass sie mit ins Haus kämen. Als er hinein ging, kam ihm eine Magd entgegen, welche die stolzen Knappen emfing, zu der sprach der Wirt: Man hole uns Holz, und mache schnell ein gutes Feuer. Nun traten sie in den Saal, und sahen das Bette stehen, wo die Beiden noch im tiefen Schlag lagen, und sich so eng umfangen hatten, dass Alle geschworen hätten, dass keine Zwei darin wären. Als das Feuer gemacht war, fragte der Wirt die Magd, wer im Bette liege? Sie sprach: Es ist ein Schreiber, der gestern Abend um Herberge bat; euer Knecht hat seinem Vater gedienet, der ein reicher Mann ist, wie er sagt, und Burg und Land hat. Da sprach der Herr: Lasset ihn unaufgewecket. Die Frau hatte ihren Arm aus der Decke hervorgestreckt, dass man ihn sah. Alsbald sprach der jüngste Bruder: Sag, mein lieber Schwager, sahest du

je einen so schönen Arm? ich sage dir, du möchtest nicht leicht eine weissere Haut schauen. Der antwortete: Ich sage dir Schwager, es befinden sich auch keine Leute besser; sie haben nicht viel Sorgen und Noth, und ihre höchste Qual mag sein, wie sie schönen Frauen dienen wollen. Der Bruder sprach wieder: Sieh, lieber Bruder, welch' eine weisse Hand! sahst du je eine so saubere Hand? Der sprach: Schwager, weisst du nicht, dass Schreiber weiche Hände haben, weil sie selten Axt und Haue angreifen, darum lasst dein Schauen und lass ihn seine Ruhe haben; zur Magd aber sprach er: Lass deine Frau aufstehen und herkommen.

Die Magd ging in die Kammer, umfasste das Bette, und sprach: Frau, ist euch besser geworden? aber da merkte sie, dass die nicht darin lag; darüber erschrak sie sehr, und betrübte sich, denn sie dachte nun wohl, dass sie bei dem Schreiber lag, vor Leide gab sie sich manchen Schlag, und ging wieder vor die Thür. Kommt sie noch nicht hervor? sprach der Herr. Herr, sagte sie, wisset, dass ihr zu Abend sehr unwohl wurde, aber sie wird bald kommen. Da sah sie einen Tisch stehen, den trug sie vor die Glut, und sagte: Ich muss für den Schreiber sorgen, denn ich sehe wohl, dass der Wind von dort kommt, und der Rauch ihn nicht schlafen lässt. Die List hatte sie erdacht, um ihre Frau davon zu bringen. Als sie eine Weile gegessen hatten, sprach der Wirt: wie lange schläft nun deine Frau? geh, und heisse sie aufstehen. Die Magd stand auf, ging wieder hinein, nahm eine Kerze mit, klemmte die in das Fenster, setzte sich auf das Bette, und rang die Hände so jämmerlich, dass ich es euch nicht halb sagen kann. Da gab die heilige Jungfrau Gertraud, zu welcher der Schreiber Abends immer betete, der Magd einen Rath. Sie ging hinaus, und sprach: sie kommt alsbald, sie kleidet sich eilig an; ich muss in den Hof gehen und sehen, was die Schweine unruhig macht, ich höre sie laut grunzen. Da lief sie schnell um das Haus herum, griff säuberlich in das Kam-

merfenster hinein, nahm die Kerze und lief damit zur Scheune, wo sie die Kerze in das Dach steckte. Dann lief sie ins Haus, und rief: Zu Hilfe! zu Hilfe! Die Herren eilten hinaus, die Magd aber ging in den Saal und weckte die Frau, welche sehr erschrak, als sie die grosse Glut sah, und beide wunderten sich, wie das gekommen war, und zogen sich schnell an. Die Magd sagte ihr, was sie gethan, und wie ihr Mann und ihre Brüder gekommen wären, und alle bei dem Feuer gesessen hätten. Die Scheune ward bald gelöscht, und die Frau säumte sich nicht und ging heraus, ihren Mann und die Brüder zu empfangen. Der eine Bruder sprach: Warum bist du so betrübt? Sie sprach: Das schickt Gott wohl; und alle gingen in das Haus. Da hatte sich der Schreiber fertig gemacht und angekleidet; zu dem sprach der Wirt: Wir haben euch geweckt, und einen Schrecken verursacht. Fürwahr, sprach der Schreiber, dass ist seltsam, dass ich habe so vest schlafen können, während dies alles vorgegangen und dieses Feuer angemacht ist, ohne dass ich davon aufgewacht bin. Der Wirt sprach: Ihr hättet alle verbrennen können; Gott hat uns heute hergesandt, dass wir die Scheune löschten, sonst wäre Haus und Hof verbrannt. Nun setzet euch her, lieber Herr Gast, wir wollen das Leid vergessen. Da bat er ihn, drei Tage bei ihm zu bleiben, und ritt mit ihn aus, auch die Schwäger ritten gern mit ihm. Als sie heimkehrten, sprach er heimlich sein Gebet zu Sanct Gertrauds Ehren. Die Frau empfing sie alle, wie sie immer that; aber Gott weiss wohl, wen sie am liebsten sah. Sie gab dem Schreiber einen goldenen Fingerring mit einem edlen Stein, der wohl zehn Mark werth war; da küsste er die Frau alsbald auf den Mund, und sie sprach: Ach, lieber Schreiber, ich bitte euch, offenbart niemanden unsere Sache, und wenn ihr nach Hause reiset, so kommt wieder zu mir. Ich weiss wohl, was ich verschweigen soll, antwortete er, und umfasste die schlanke Frau; aber er musste eilen, und sie schieden mit Lachen, ob-

wohl beiden das Wasser aus den Augen floss. Dann suchte er den Herrn auf, und dankte ihm auf das Beste. So ritt er gen Paris, ward an Künsten ein grosser Mann, und wenn er in die Lection gehen sollte, und es war ihm nicht recht, so dachte er freundlich an die Frau, welche ihn so lieb gehabt.

nv hebbe yk jw de mere gesaget
vnd heyt de truwe maget,
de durch truwe nv vruchteden dot.
des bidde wy alle den leue god
vnd de edelen vryen,
de milden moder marien,
dat vns nummer werde schin
der ewygen helle pin,
vnd wan wy komen an den dach
daz fyk neyn man vorbergen mach,
he enmute vor gerichte gan
dat wy an truwen vaste stan
als difse maget orer vrauwen
was an oren denste truwen.
de helpe vns allen de mylde god
durch sinen bitteren tod
vnd durch sine hilgen dre namen:
nv spreket alle amen.

XXXIV.

Von dem Pfennige.

Dieses Gedicht, dessen Verfasser nicht bekannt ist, steht auf der letzten Seite des ersten Bandes der Müller'schen Sammlung und zählt 110 Verse.

Eine Rede will ich heben an,
Was der Pfennig Wunders kann
Bewirken und geschaffen;
Laien und Pfaffen
Sieht man damit horden *),
Auf Erden ist kein Orden,
Er habe den Pfennig lieb;
Er sei Räuber oder Dieb,
Hat er der Pfennige viel
Er schaffet alles was er will;
Sein Krummes das muss werden schlecht **),
Der Pfennig hat solches Recht,
Dass Niemand Bessres findet.
Er bindet und entbindet,
Er sühnet und unsühnet ***),
Er frechet und kühnet,
Er macht auch manchen zu einem Zagen,
Der um den Pfennig muss Noth ertragen,
Einer richtet auch desto bas.
Er denket, und thust du das,
Der Pfennig hilft dir davon,
Dass du zu Hulden magst kommen
Bei dem, der das Gerichte hat,
Dass er dich nicht verderben lässt.
Also der Pfennig wundert.
Sünden tausend Hundert
Nimmt er uns alle ab.
Wer er auch sei, der den Pfennig hab',
Der gebe ihn nach dem Vermögen sein,
Alsdann er ihm der Hilfe Schein
Im Himmel und auf Erden thut.
Er lässt ihn heilig werden und gut;
Er ist auch gar ein guter Geselle
Ein Schirmer vor der Hölle,
Für Frau und Mann.
In Bann und ausser Bann
Er die Leute bringet.
Den Klostermann er zwinget,
Dass er aus seiner Zelle
Gar geschwinde und schnelle
Geht und wird ein andrer Mann.
Der Pfennig das alles machen kann,
Wie ich euch will bescheiden
Christen, Juden, Heiden
Machet er Burgen veste.
Pfennige sind bei mir Gäste †),
Hätt' ich ihrer nach dem Willen mein,
So müssten mir unterthänig sein
Der Papst und Könige hehr,
Hierseits und über Meer.
Hiermit wollt' ich das zwingen,
Dass er mir müsst' zu bringen,
So reichlich wollt' ich ihn geben,
Was Menschen-Bilde auf Erden leben,
Dass all zusammen mir wären Freund
Und Niemand mir wäre Feind;
Wo ich dann zöge durch ein Land,
Da wär' der Pfennig zuvor genannt

*) horden = anhäufen. **) schlecht = schlicht, gerade. ***) unsühnen = entzweien. †) Ich habe deren nicht viel.

Und hätte erworben mir die Gunst.
Der Pfennig, der kann solche Kunst,
Die Niemand kann, weder dieser noch der.
Barfüsser und Prediger,
Machte ich sie sein antheilig*),
Sie sprächen, ich wäre heilig
Und hätte in allen Dingen recht.
Er wäre Ritter oder Knecht,
Und welches Sinnes der Mann sei,
Er stünde mir mit Hilfe bei,
Mit Rede und auch mit Rath.
Man sagt nicht leicht in der That
Was Wunders all der Pfennig kann.
Wenn er könnte reden wie ein Mann,
Wer wollt' ihm widersprechen?
Oder wer wollte sein Urteil brechen?
Denn was er sagte, das musste sein.
Seit er uns vor der Hölle Pein
Kann schützen und den Himmel geben,
So hat der gar ein Thoren Leben,
Der ihn nicht gern hätte;
Da er Burgen, Städte
Macht und bricht,
Er turnirt und sticht,
Er reiget**) und tanzt,
Er zieret und pflanzt,
Er machet froh und machet geil,
Er gibt auch Mut ein grossen Theil,
Er kauft auch Alles, was da ist.
Gewaltiger Gott, gewaltiger Christ***)
Im Himmel und auf Erden je
Des wurdest du gewaltig nie
Und aller Creaturen gar.
Nun hilf uns zu der Engel Schar
Und zu der Freuden Paradeis;
Seit der Pfennig so mancherweis
Kann zwingen das Alt' und auch das Neue,
Thu uns mit rechter Reue
Hinführen zu unserm Ende.
Pfennig, dass dich Gott schände,
Sollten wir alle sein verloren,
So wärst du viel verdienter verloren,
Und dass dein nie wäre gedacht.
Nun ist die Rede vollbracht,
Wie ich auf das Beste kann,
Die hier Pfennige nicht mögen hab'n,
Die haben guten Willen,
So mögen sie gestillen,
Dass sie nicht werden der Hölle Kind.
Die aber an Pfennigen reich sind,
Die kaufen hier das Himmelreich sich,
Das haben sie immer ewiglich.

*) theilhaftig. **) Reigenführen, d. i. ringsweis tanzen, indem man dazu singt. ***) Christus.